This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Weſtſlawiſcher

Märchenſchatz.

Ein Charakterbild

der

Böhmen, Mährer und Slowaken

in ihren

Märchen, Sagen, Geſchichten, Volksgeſängen und Sprüchwörtern.

Deutſch bearbeitet

von

Joſeph Wenzig.

(Anaſtatiſcher Neudruck.)

Prag.
Tauſſig & Tauſſig.

1857

Weſtſlawiſcher

Märchenſchatz.

Ein Charakterbild

der

Böhmen, Mährer und Slowaken

in ihren

Märchen, Sagen, Geſchichten, Volksgeſängen und Sprüchwörtern.

Deutſch bearbeitet

von

Joſeph Wenzig.

Mit Muſikbeilagen.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von Carl B. Lorck.

1857.

JPK

GR157
W43

Vorwort.

Je mehr ſelbſt die entfernteſten Völker und Staaten Europa's durch die neugeſchaffenen Verkehrsmittel räumlich zuſammen rücken, und je mehr ſie ſich zu einem Leibe organiſiren, in welchem ein Glied dem andern nicht gleichgültig ſein kann: um deſto nöthiger iſt es, daß ſie ſich auch geiſtig näher kommen und ſich wechſelſeitig kennen lernen, um ſich zur Förderung ihres gemeinſchaftlichen Beſten freundlich die Hand zu reichen.

Die Böhmen, Mährer und Slowaken, aus deren Volksdichtungen und Geſangsweiſen ich hier dem deutſchen Publicum eine mit Sorgfalt getroffene Auswahl biete, und die im öſterreichiſchen Staate eine Bevölkerung von etwa ſieben Millionen bilden, gehören zu Einem, dem čechoſlawiſchen Sprachſtamm; denn obwohl nur die Geſchichte der Böhmen und Mährer verwebt iſt, die der Slowaken ſich an die ungriſche anſchließt, ſo bedienen ſie ſich doch einer gemeinſamen Schriftſprache. Die Böhmen, die weſtlichſten Slawen in Europa, mit einer großartigen, von dem k. böhm. ſtänd. Hiſtoriographen F. Palacky meiſterhaft dargeſtellten Geſchichte, von ihren deutſchen Landsleuten, den Deutſchböhmen, zu unterſcheiden, ſind im Ganzen an Cultur unter den Slawen am weiteſten vorgeſchritten. Sie treiben mit Vorliebe Oekonomie, obwohl ſie auch in Fabriken anſtellige, gewandte Arbeiter abgeben; für Muſik und Mathematik zeigen ſie beſonderes Talent, lernen fremde Sprachen leich., und liefern tapfere, intelligente Krieger (die öſterreichiſche Artillerie beſteht zum größeren Theil aus Böhmen), ſo wie geſchickte Beamte, die in allen Kronländern

der Monarchie verwendet werden. — Unter den ſlawiſchen Mährern herrſcht eine größere Verſchiedenheit, als unter den ſlawiſchen Böhmen. Man unterſcheidet die ſogenannten Podhoraken im böhmiſch-mähriſchen Gebirgslande, die den Böhmen am ähnlichſten ſind; die Hannaken, ein wohlhabendes Völklein in der fruchtbaren Hanna; die Slowaken an der ungriſchen Seite, die den ungriſchen Slowaken gleichen; ferner die Walachen, ein wahrſcheinlich aus der Walachei eingewandertes jetzt ſlawiſirtes Hirtenvolk auf den benachbarten Beskiden. In der ſüdöſtlichſten Ecke Mährens zwiſchen der March und Thaja leben mehrere tauſend Kroaten, die im 16. Jahrhundert angeſiedelt wurden. — Die Slowaken in dem von den Karpathen bedeckten Nordweſten Ungarns ſind betriebſam, und viele erwerben ſich ihr Brot durch Hauſiren mit verſchiedenen Waaren, wobei ſie, gleich den Tirolern, ferne Länder durchziehen. Die allgemein bekannten, ehrlichen, aber verkümmerten und ſchmuzigen Drahtbinder darf man nicht für Repräſentanten des ganzen Volkes nehmen. Welch ſtattlicheres Bild liefert dagegen der ſtämmige Leinwandhändler in ſeinem weißen, reinlichen Anzuge!

Indem ich die vorliegende Sammlung als ein Charakterbild bezeichne, will ich damit geſagt haben, daß ich ſie für ganz beſonders geeignet halte, dem Leſer einen Blick in das innere und äußere Leben der Čechoſlawen zu erſchließen. Nur muß ich, um Mißverſtändniſſen vorzubeugen, vorhin ein Zweierlei bemerken. Fürs Erſte beabſichtigte ich nicht eine gelehrte Arbeit zu liefern, obwohl die Sammlung auch dem wiſſenſchaftlichen Denker und Forſcher in mannichfacher Beziehung tauglichen Stoff bieten dürfte. Hätte ich jene Abſicht gehegt dann würde die Sammlung nebſt Vorwort und Anmerkungen ganz anders haben ausfallen müſſen Meine Abſicht ging dahin, dem gebildeten Publicum einen äſthetiſchen, dabei aber zugleich lehrreichen Genuß zu verſchaffen; darnach möge man Anlage und Ausführung beurtheilen. Fürs Zweite ſuche man hier keine verfeinerten Erzeugniſſe der Kunſt. Alles iſt Volksdichtung, ſchlichte, einfache Natur, zwar ohne die Reize der Kunſt, dafür um deſto geſünder und kräftiger.

Die vorliegende Sammlung zerfällt in zwei Abtheilungen, wovon die erſte Märchen, Sagen und Geſchichten, die zweite Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter

umfaßt. Als gemeinſames Kennzeichen aller darin enthaltenen Dichtungen läßt ſich aufſtellen, daß in ihnen bei durchaus geregelter Phantaſie ein regſamer, behender, klarer und ſcharfer Geiſt waltet, der, wie die Geſchichte nachweiſt, nur dann getrübt werden kann, wenn die leichtaufwallende und dabei tiefhaftende Empfindung die Oberhand gewinnt. Dadurch unterſcheiden ſich die Poeſien der Böhmen, Mährer und Slowaken überhaupt von denen der Südſlawen mit ihrer orientaliſchen Phantaſiefülle und von denen der Oſtſlawen mit ihrer heroiſchen, ins Ungeheure ſchweifenden Hyperbolik. Die überſchwängliche Romantik und Minne iſt ihnen fremd geblieben. Den böhmiſchen Producten eignet wieder zum Unterſchiede von den ſlowakiſchen vorzugsweiſe Witz, Satyre, Humor, wogegen ſich in den ſlowakiſchen und walachiſch-mähriſchen naive Treuherzigkeit ausprägt.

Die erſte Abtheilung mit Märchen, Sagen und Geſchichten iſt aus den theils gedruckten, theils noch ungedruckten Sammlungen von K. J. Erben, Frau B. Němec, J. V. Maly, dem Geiſtlichen J. Kulda, M. Mikšíček, St. M. Dazner und J. Rimawſki entlehnt. Erben hat ſich nebſtdem durch eine reiche Sammlung böhmiſcher Volkslieder ſammt Melodien, durch eine Bearbeitung böhmiſcher Märchen und Volksgeſchichten in Verſen, und durch die für die Geſchichte äußerſt wichtigen Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae als Dichter und Gelehrter hervorgethan. Ein intereſſantes Werk über die Märchen aller ſlawiſchen Völker, worin er, vom indoeuropäiſchen Standpunkte aus ſowohl deren Verwandtſchaft untereinander, als auch mit den deutſchen und weſteuropäiſchen überhaupt nachzuweiſen gedenkt, ſteht von ihm zu erwarten. — Die aufrichtige, innige Religioſität, die einen Grundzug des ſlawiſchen Charakters bildet, ſpiegelt ſich deutlich in den Märchen, Sagen und Geſchichten. Die Baſis des poſitiven Chriſtenthums iſt noch nicht erſchüttert, der Glaube an Himmel und Hölle noch wahr und lebendig. Unter ſolchen Bedingungen feiert das Gute Triumphe, findet das Böſe Strafe und Untergang. Beſonders ſind es wechſelſeitige Liebe unter den Familiengliedern, Wohlthätigkeit, Dienſtfertigkeit und Menſchenfreundlichkeit gegen Jedermann, Ehrfurcht gegen das Alter und die Vorgeſetzten, Gottesfurcht und Fröm-

migkeit, die empfohlen werden. Arbeitſamkeit, Reinheit des Leibes und der Seele, Mäßigkeit und Genügſamkeit ſind hochgeſchätzte Eigenſchaften. Gerad und offen ſteht der naturwüchſige Menſch da. Geburt wird geachtet, allein das Verdienſt ſtellt ſich ihr ohne Scheu, frank und frei an die Seite, im Gefühle der urſprünglichen Gleichheit aller Ebenbilder Gottes. Merkwürdig iſt die Schilderung des Teufels. Das Volk iſt zu gut, ehrlich, geſellig und häuslich, als daß es nicht ſelbſt dem Teufel eine gewiſſe Güte, Ehrlichkeit, Geſelligkeit und Häuslichkeit zutrauen ſollte. Wer nicht flucht und überhaupt brav iſt, dem hilft der Teufel. Daß der Teufel den Armen aus Gefräßigkeit ihr Almoſen wegſtiehlt, erſcheint ſelbſt ſeinen Kameraden als etwas ſo Schlechtes, daß ſie ihn nicht in die Hölle laſſen und er zur Buße drei Jahre auf der Erde dienen muß. In der Einſamkeit wird dem Teufel bange. Wer ſich nichts vorzuwerfen hat, der braucht ſich vor dem Teufel trotz aller Macht deſſelben nicht zu fürchten, und wird mit ihm fertig, wie der alte Huſar in der Mühle, der ihm ein Stück von ſeinem Geſäß abmahlt, Jura, der ihn in die Flinte ladet und hinaus ſchießt. Und bei aller Liſt und Pfiffigkeit iſt der Teufel, wie es durchtriebene Menſchen zu ſein pflegen, dennoch blitzdumm, ſo daß er ſich prellen läßt, wie in den Wetten, mit der läſtigen Käthe, beim Abholen des Schuſters, beim Bau der Brücke.

Wir ſehen das Volk, wie es leibt und lebt, mit ſeinen Sitten und Gebräuchen, ſeinem Aberglauben, nie jedoch Unglauben, bei ſeinen Beſchäftigungen zwiſchen den vier Wänden des Hauſes, auf goldenen Aeckern und grünen Wieſen, in blühenden Gärten, auf triftenreichen bewaldeten Bergen, in den verſchiedenen Verhältniſſen des Lebens. Und es nimmt das Leben nicht dumpf und bewußtlos hin, wie es ihm eben geboten wird, ſondern es denkt und reflectirt darüber mit forſchendem, prüfendem Geiſte, und begreift, urtheilt und ſchließt mit kerngeſundem Verſtande. Und nicht iſt es die dunkle Wolke des Trübſinnes, die über ihm lagert; bei allen Sorgen, die es beſchweren, ſingt, lacht und ſchäkert es friſch und munter. Wohin wäre es ſonſt, ohne dieſe ihm in reichem Maße zu Theil gewordene Gabe des ewigjungen Komus, ſchon lange mit ihm gekommen! — Nicht alle hier gebotenen Märchen, Sagen und Geſchichten ſind ſo neu, daß ſie nicht mit anderen in

bereits bekannten Sammlungen eine gewiſſe Aehnlichkeit hätten. Ich ſtand nicht an, auch ſolche aufzunehmen, wenn ſie ihr eigenes Leben, ihre eigene Schönheit beſaßen. So iſt das walachiſch-mähriſche Märchen: „Wie der Wagner König ward“ dem in der claſſiſchen Sammlung der Gebrüder Grimm: „Die goldene Gans“ — das: „Die zwei Gevattern“ dem daſelbſt: „Simeliberg“ — das: „Der gläſerne Berg“ denen: „Die zwölf Brüder,“ „Aſchenputtel“ und „Allerleirauh“ — das: „Jura“ dem: „Der junge Rieſe“ — das böhmiſche Märchen: „Der Lange, der Breite und der Scharfäugige“ denen: „Die ſechs Diener“ und „Sechſe kommen durch die ganze Welt“ — das walachiſch-mähriſche: „Die vier Brüder“ dem: „Die drei Brüder“ ähnlich. Allein man vergleiche ſie nur gehörig, und man wird zugeſtehen müſſen, daß keines eine bloße Copie des andern iſt. Auf dieſe Vergleichung kommt es eben an. Man muß den Gedanken aufgeben, daß, weil zwei Völker ein Märchen, eine Sage oder ſonſt eine Geſchichte gemein haben, ſchon darum und deshalb eins von dem andern borgte. Die Gemeinſchaftlichkeit kann ſogar zwiſchen zwei Nachbarvölkern ſtattfinden, und doch braucht, blos aus dieſem Grunde, keins von dem andern entlehnt zu haben. Das Entlehnen, Borgen und Copiren wird um ſo unwahrſcheinlicher, je mehr zwei Völker räumlich von einander entfernt ſind, und je weniger ſie in Berührung kommen. Glaubt man nicht mehr, daß die Deutſchen der Lautähnlichkeit zufolge ihr Wort „Naſe“ von dem lateiniſchen „nasus,“ die Slawen ihr „nos“ von den Deutſchen oder Römern entlehnten, — daſſelbe gilt von hunderten anderer Wörter, — ſo muß man auch bei den Märchen, Sagen und Geſchichten der Völker nicht kurzſichtig und einſeitig auf der Oberfläche ſchweben bleiben, ſondern in die Tiefe ſteigen. In der Anmerkung 15 wird z. B. nachgewieſen, daß das böhmiſche Märchen: „Der Lange, der Breite und der Scharfäugige“ nicht nur in mehreren Variationen in Böhmen einheimiſch, ſondern auch, wie das deutſche: „Die ſechs Diener“ mit einer Sage auf den Farörn verwandt ſei, worauf die allegoriſche Hülle aller Geſchichten deſſelben Kreiſes gelüftet wird. Erinnert nicht das ſlowakiſche Märchen: „Der Metallherrſcher“ an die Sage von König Midas, — das: „Von der Mutter und

ihrem Sohne" an die Sage von Hercules, — das: „Sonnenroß" an die Mythe von Apolls Gespann? In diesem Gebiete giebt es noch viele Räthsel zu lösen, sie werden aber nicht eher gelöst werden, als bis man der Halbheit entsagt, den Osten Europa's mit dem Westen zusammenfaßt, beide als Theile eines unzertrennlichen Ganzen gewissenhaft vergleicht und so weiter dringt. Das schon früher erwähnte Werk Erbens wird in der bezeichneten Richtung bedeutende Aufschlüsse bringen. Möge es nicht zu lange auf sich warten lassen!

Die zweite Abtheilung mit Liedern, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörtern ist aus den gedruckten Sammlungen des genannten Erben, des gefeierten Sprachforschers und Archäologen P. Šafařik, der Gelehrten und Dichter J. Kollar und F. L. Čelakowsky, der poetisch begabten Geistlichen F. Sušil und J. Kamaryt, ferner aus der alten Sprüchwörtersammlung des Herrn Smil von Pardubic, ausgezeichneten Dichters des XIV Jahrhunderts, und aus der eines Pseudonymen entnommen. Das über die erste Abtheilung Vorgebrachte gilt im Allgemeinen auch von der zweiten, und so wie jene zum besseren Verständnisse dieser, so dient diese zum besseren Verständnisse jener; beide interpretiren und ergänzen sich. Ich schickte der zweiten Abtheilung eine Reihe kürzerer Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" voraus, weil in dieser Kürze etwas Charakteristisches liegt, und sie sich dadurch von den übrigen unterscheiden. Sie enthalten allerlei Ein- und Ausfälle, mitunter höchst barocker Art, oft auch momentane Aushauche der Empfindung, und ähneln den polnischen Krakowiaken und den steirischen Schnattahüpfeln. Dann folgen größere heitere und scherzhafte Stücke, weiter größere ernstere, weh- und schwermüthige, endlich geistliche Lieder, Legenden und Sprüchwörter. Alle sich wiederholenden Feierlichkeiten, Feste und Geschäfte sind von Gesängen begleitet, besondere Vorfälle liefern natürlich besonderen Stoff. Wie idealzart sind manche Stücke gehalten z. B. das Täubchen und die Boten der Liebe! In anderen prägt sich philosophischer Tiefsinn, sentimentale Reflexion aus, z. B. in der verlorenen Jugend und in der getroffenen Ente. Wie ergreifend ist die ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich sehr alte Romanze: „Die Waise!" Die Klage quillt aus tiefem vollem Herzen, aber es läßt

sich eben so häufig der Frohsinn mit seinen munteren, lachenden Tönen vernehmen. Welch herzinnige Frömmigkeit offenbart sich in den geistlichen Liedern und Legenden! Die Sprüchwörter, bald mit Ernst, bald scherzend mit Witz und Humor ausgesprochen, fassen eine Fülle von Religiosität, Moral und Lebensklugheit in sich. Von den zwei Romanzen „Der verlorene Schäfer" und „Die Verwünschte" mahnt die erste an das Märchen „Die Waldfrau," die andere an eine Scene in dem Märchen „Von der Mutter und ihrem Sohne." Wenn ich übrigens die Stücke der zweiten Abtheilung bald als böhmisches, bald als mährisches, bald als slowakisches Product bezeichne, so ist dies nicht so streng zu verstehen, als ob ein solches Stück dem einen oder dem anderen Zweige des cechoslawischen Stammes ausschließlich angehörte; es giebt vielmehr nicht wenige Stücke, die mit Variationen das gemeinsame Gut aller drei Zweige sind. Manche haben auch mit den Poesien der Süd- und Ostslawen die oder jene Aehnlichkeit, wie die Dichtung „Eifersucht noch im Tode" durch ihren Anfang mit der morlakischen, von Herder und Goethe übersetzten Dichtung „Klagegesang von der edlen Frau des Asan-Aga." Das Lied „Nichts" erinnert sogar an Goethe's „Vanitas vanitatum vanitas" und die Ballade „Die drei Töchter" an Shakspeare's Lear.

Ueber die Melodien, die ich mehreren Gesangsstücken beigab, muß ich ein Wort insbesondere vorbringen. Böhmischer Volksmelodien giebt es zu Hunderten. Wenn das Talent des Böhmen für Musik allgemein anerkannt ist, so manifestirt es sich hier auf das glänzendste. Die böhmischen Melodien können sich an Schönheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit mit denen jedes anderen Volkes messen. Wer sich davon überzeugen will, wer überhaupt erfahren will, was alles und wie viel in dem böhmischen Volke liegt, der nehme die von Erben veranstaltete, von J. Martinowsky mit Fortepianobegleitung versehene Sammlung böhmischer Volksmelodien zur Hand. Das ist ein Garten voll der reizendsten Blumen, wo die Töne, in welchen die Blumen blühen und duften, mehr sagen, als die Worte auszudrücken vermögen. Der Text besitzt manchmal wenig oder keinen Werth, die Melodie stets einen, der beachtet zu werden verdient. Die Melodien erfreuen sich

auch in Oeſterreich einer allgemeinen Beliebtheit, und gelingt es mir, dieſe über die Grenzen Oeſterreichs hinaus zu tragen, ſo rechne ich es mir zu beſonderem Verdienſte an.

Es ſind lauter böhmiſche Melodien, dieſelben, in welchen die bezüglichen Texte vom Volke ſelbſt geſungen werden. Nur bei einigen erlaubte ich mir, ſie auf andere Texte, auch auf mähriſche und ſlowakiſche, zu übertragen. Das Volk macht es eben ſo, und verwendet bald bei verſchiedenen Texten eine Melodie, bald bei verſchiedenen Melodien einen Text, wenn es nur die Natur der Sache geſtattet. Zwei der von mir gebrachten Melodien befinden ſich nicht in Erbens oben erwähnter Sammlung, die zu dem Liede" Ewig — Bier" und die zu dem Liede „Leichtſinn"; ich ſchöpfte ſie ſelbſt aus dem Munde des Volkes. Alle jedoch ſind ohne Fortepianobegleitung von dem Chorregenten Herrn J. Kreſſi eigens geſetzt.

Als Zugabe zu dem Ganzen erſcheint ferner ein Lied, das im ſtrengen Sinne des Wortes weder dem Texte, noch der Melodie nach aus dem Volk hervorgegangen, wohl aber in das Volk übergegangen iſt. Es iſt dies das Lied „Mein Vaterhaus?" Es wurde von dem böhmiſchen Dramaturgen J. K. Tyl gedichtet, von dem verdienſtvollen Theatercapellmeiſter F. Škraup in Muſik geſetzt und im Jahr 1830 bei der Darſtellung eines Volksſtückes zuerſt vorgetragen. Seitdem erlangte es eine ſolche Beliebtheit, daß es ſowohl in den höheren, als niederen Kreiſen der Geſellſchaft, wie auch bei anderen ſlawiſchen Volksſtämmen heimiſch geworden iſt. Da es Land und Leute trefflich charakteriſirt, habe ich es hier, unter Zuſtimmung des Componiſten und ſeines Verlegers, mit aufgenommen.

Prag, am 15. Juli 1857.

Joſeph Wenzig.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Märchen, Sagen und Geschichten.

	Seite
Häuslein mit dem Strauße. (Mährisch-walachisch. Kulda)	1
Die Geschichte von den Nasen. (Mährisch-walachisch. Kulda)	5
Der Metallherrscher. (Slowakisch. Němec)	10
Der lustige Schwanda. (Böhmisch. Maly)	15
Wie man in die Tunke gerathen kann. (Mährisch-walachisch. Kulda)	19
Von den zwölf Monaten. (Slowakisch. Němec.)	20
Die Waise im Radhost. (Mährisch-walachisch. Kulda)	26
Der böse Geist im Dienste. (Mährisch-walachisch. Kulda)	30
Die Reise zur Sonne. (Slowakisch. Darner)	36
Das hergestellte Eheglück. (Mährisch-walachisch. Kulda)	41
Warum die Hunde die Katzen anknurren. (Mährisch-walachisch. Němec)	44
Das goldene Spinnrad. (Böhmisch. Němec)	45
Der gebesserte Schuster. (Mährisch-walachisch. Kulda)	58
Wie der Wagner König ward. (Mährisch-walachisch. Kulda)	59
Der schwarze Knirps. (Mährisch-walachisch. Kulda)	67
Die Taube mit den drei goldnen Federn. (Mährisch-walachisch. Kulda)	69
Der verrätherische Diener. (Böhmisch. Maly)	82
Der gute Rath. (Mährisch-walachisch. Kulda)	86
Der Heiland unterwegs. (Böhmisch. Němec)	87
Die Strafe nach dem Tode. (Böhmisch. Maly)	92
Die bekehrten Faulenzer. (Mährisch-walachisch. Kulda)	101
Die zwei Gevattern. (Mährisch-walachisch. Kulda)	104
Die zwei Knäuel. (Mährisch-walachisch. Kulda)	107

Seite
Der gläſerne Berg. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 112
Vom Schafhirten und dem Drachen. (Slowakiſch. Němec) 116
Der Teufel gebändigt (Mähriſch-walachiſch. Kulda) . . 122
Der Thiere Herbſtgeſpräch. (Mähriſch walachiſch. Kulda) . 128
Wer hat die Tauben gegeſſen? (Böhmiſch. Němec) . . 128
Der Lange, der Breite und der Scharfängige. (Böhmiſch. Erben) 130
Die vier Brüder. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 140
Die gefundene Braut. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) . . 143
Von der Mutter und ihrem Sohne. (Slowakiſch. Němec.) 144
Die Wallfahrterin. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 155
Žitek der Hexenmeiſter. (Böhmiſch. Mały) 159
Der Teufel geprellt 164
1. Die Wetten. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 164
2. Käthe und der Teufel. (Böhmiſch. Němec) 167
3. Wie der Schuſter in den Himmel kam. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 173
4. Die Teufelsfelſen. (Mähriſch. Mikšicel) 176
Der Köhler und Kaiſer Maximilian II. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 179
Das Sonnenroß. (Slowakiſch. Rimawſki) 182
Raraſch und Schotek. (Böhmiſch. Erben) 191
Die Waldfrau. (Böhmiſch. Němec) 198
König Iltiß. (Böhmiſch. Erben) 203

Zweite Abtheilung.

Volksgeſänge und Sprüchwörter.

1) Kleinigkeiten.

Frohſinn 209
Die Liebe. 209
Die Liebe. 210
Freigebigkeit. 210
Der Schreiber 210
Die ſchwarzen Augen. 211
Schnelles Beſinnen. 211

Seite
Das wohlmeinende Gänslein 211
Störung in der Andacht 212
Verbot 212
Der nahende Morgen 212
Kuku 213
Der Rabe Hochzeit 213
Das Lied der Schwalben 213
Abschiedswunsch. 213
Der Abschied 214
Seufzer. (Slowakisch.) 214
Seufzer. (Böhmisch.) 214
Das Täubchen 215
Ausgebrannte Liebe 215
Glück im Unglück 215
Glänzende Treue 216
Der Ruf 216
Merkmal der Liebe 216
Lauter Wunder 217
Frage und Bescheid 217
Der Getäuschte. 217
Stoßseufzer 218
Besser ist besser 218
Loos der Verheiratheten 218
Schlechtverträgliche Gesellschaft 219

2) Heitere und scherzhafte Lieder, Balladen und Romanzen.

Der Ziege Testament 219
Mein wirst Du, o Liebchen! 220
Neckereien 221
Ewig — Bier 222
Das Pärchen 222
Sonderbare Liebschaft 222
Beim Gänserupfen 223
Selbstbewußtsein 225
Nichts 225
Treuliebchens Bitte 226
So laß uns wandern 227
Das herzhafte Mädchen 228
Täuschungen 230

Seite
Sehnſucht 230
Die Salbe 231
Das Vöglein Lügner 231
Die Verliebte 232
Der zerbrochene Krug 232
Der Einſiedler 234
Des Liebſten Schwur 234
Die Boten der Liebe 235
Leichtſinn 235
Grimmiger Fluch 236
Keinen Alten! 237
Altes und junges Weib 238
Das lebendige Bild 238
Der Mücke Hochzeit 239
Der Mücke Tod 240
Des Wiedehopfs Hochzeit 241
Scenen aus des Wolfes Hochzeit 242
Geſcheidter Liebesgrund 247
Auftrag 248
Die Heimkehr 248
Die Mutter und ihr Sohn 250
Wiegenlied 250

3) Ernſtere, weh- und ſchwermüthige Lieder, Balladen und Romanzen.

Verlorene Jugend 251
Das geflügelte Herz 252
Die Roſe 253
Die Ertrunkene 253
Die Waiſe 255
Der verlorene Schäfer 258
Reiters Schwanenlied 258
Abſchied 259
Der Königinhofer Garten 260
Das Scheiden 260
Die Verlaſſene. (Böhmiſch) 261
Die Verlaſſene. (Slowakiſch) 261
Schlimmer Gruß aus der Ferne 263
Die verbrecheriſche Schweſter 263
Eiferſucht noch im Tode 265

Seite

Die fünf Freier 267
Treue für Untreue 267
Zu späte Reue 268
Der verwelkte Kranz 269
Luſt und Schmerz 269
Ruhe im Grabe 270
Der Unvergeßliche 271
Der verlorene Jungfrauenkranz 272
Klage um den Todten 272
Die Verwünſchte 273
Die gebrochene Bank 274
Die Getäuſchte 275
Klage. (Böhmiſch) 276
Die drei Töchter 276
Gold überwiegt die Liebe 278
Der Beſuch auf dem Kirchhof 278
Klage. (Slowakiſch) 280
Die Türkenbraut 280
Letzter Troſt 283
Der Rosmarin 284
Die getroffene Ente 285

4) Geiſtliche Lieder, Legenden, Sprüchwörter.

Seite

Morgens 286
Vor dem Eſſen 287
Nach dem Eſſen 288
Vor dem Schlafengehen 288
Die heilige Dorothea 289
Lazarus und der Reiche 291
Die zwölf Zahlen 293
Die Sünderin und Maria 298
Adventlied 300
Weihnachtslied 301
Sprüchwörter 302
Mein Vaterhaus? 310

Anmerkungen 311

Muſikaliſcher Anhang 321

Erſte Abtheilung.

Märchen, Sagen und Geſchichten.

ihrem Sohne" an die Sage von Hercules, — das: „Sonnenroß" an die Mythe von Apolls Gespann? In diesem Gebiete giebt es noch viele Räthsel zu lösen, sie werden aber nicht eher gelöst werden, als bis man der Halbheit entsagt, den Osten Europa's mit dem Westen zusammenfaßt, beide als Theile eines unzertrennlichen Ganzen gewissenhaft vergleicht und so weiter dringt. Das schon früher erwähnte Werk Erbens wird in der bezeichneten Richtung bedeutende Aufschlüsse bringen. Möge es nicht zu lange auf sich warten lassen!

Die zweite Abtheilung mit Liedern, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörtern ist aus den gedruckten Sammlungen des genannten Erben, des gefeierten Sprachforschers und Archäologen P. Šafařik, der Gelehrten und Dichter J. Kollar und F. L. Čelakowsky, der poetisch begabten Geistlichen F. Sušil und J. Kamaryt, ferner aus der alten Sprüchwörtersammlung des Herrn Smil von Pardubic, ausgezeichneten Dichters des XIV Jahrhunderts, und aus der eines Pseudonymen entnommen. Das über die erste Abtheilung Vorgebrachte gilt im Allgemeinen auch von der zweiten, und so wie jene zum besseren Verständnisse dieser, so dient diese zum besseren Verständnisse jener; beide interpretiren und ergänzen sich. Ich schickte der zweiten Abtheilung eine Reihe kürzerer Gedichte unter dem Titel „Kleinigkeiten" voraus, weil in dieser Kürze etwas Charakteristisches liegt, und sie sich dadurch von den übrigen unterscheiden. Sie enthalten allerlei Ein- und Ausfälle, mitunter höchst barocker Art, oft auch momentane Aushauche der Empfindung, und ähneln den polnischen Krakowiaken und den steirischen Schnattahüpfeln. Dann folgen größere heitere und komische Stücke, weiter größere ernstere, weh- und schwermüthige, endlich geistliche Lieder, Legenden und Sprüchwörter. Alle sich wiederholenden Feierlichkeiten, Feste und Geschäfte sind von Gesängen begleitet, besondere Vorfälle liefern natürlich besonderen Stoff. Wie idealzart sind manche Stücke gehalten z. B. das Täubchen und die Boten der Liebe! In anderen prägt sich philosophischer Tiefsinn, sentimentale Reflexion aus, z. B. in der verlorenen Jugend und in der getroffenen Ente. Wie ergreifend ist die ihrem Ursprunge nach wahrscheinlich sehr alte Romanze: „Die Waise!" Die Klage quillt aus tiefem vollem Herzen, aber es läßt

ſich eben ſo häufig der Frohſinn mit ſeinen munteren, lachenden Tönen vernehmen. Welch herzinnige Frömmigkeit offenbart ſich in den geiſtlichen Liedern und Legenden! Die Sprüchwörter, bald mit Ernſt, bald ſcherzend mit Witz und Humor ausgeſprochen, faſſen eine Fülle von Religioſität, Moral und Lebensklugheit in ſich. Von den zwei Romanzen „Der verlorene Schäfer“ und „Die Verwünſchte“ mahnt die erſte an das Märchen „Die Waldfrau,“ die andere an eine Scene in dem Märchen „Von der Mutter und ihrem Sohne.“ Wenn ich übrigens die Stücke der zweiten Abtheilung bald als böhmiſches, bald als mähriſches, bald als ſlowakiſches Product bezeichne, ſo iſt dies nicht ſo ſtreng zu verſtehen, als ob ein ſolches Stück dem einen oder dem anderen Zweige des cechoſlawiſchen Stammes ausſchließlich angehörte; es giebt vielmehr nicht wenige Stücke, die mit Variationen das gemeinſame Gut aller drei Zweige ſind. Manche haben auch mit den Poeſien der Süd- und Oſtſlawen die oder jene Aehnlichkeit, wie die Dichtung „Eiferſucht noch im Tode“ durch ihren Anfang mit der morlakiſchen, von Herder und Goethe überſetzten Dichtung „Klagegeſang von der edlen Frau des Aſan-Aga.“ Das Lied „Nichts“ erinnert ſogar an Goethe's „Vanitas vanitatum vanitas“ und die Ballade „Die drei Töchter“ an Shakſpeare's Lear.

Ueber die Melodien, die ich mehreren Geſangsſtücken beigab, muß ich ein Wort insbeſondere vorbringen. Böhmiſcher Volksmelodien giebt es zu Hunderten. Wenn das Talent des Böhmen für Muſik allgemein anerkannt iſt, ſo manifeſtirt es ſich hier auf das glänzendſte. Die böhmiſchen Melodien können ſich an Schönheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit mit denen jedes anderen Volkes meſſen. Wer ſich davon überzeugen will, wer überhaupt erfahren will, was alles und wie viel in dem böhmiſchen Volke liegt, der nehme die von Erben veranſtaltete, von J. Martinowſky mit Fortepianobegleitung verſehene Sammlung böhmiſcher Volksmelodien zur Hand. Das iſt ein Garten voll der reizendſten Blumen, wo die Töne, in welchen die Blumen blühen und duften, mehr ſagen, als die Worte auszudrücken vermögen. Der Text beſitzt manchmal wenig oder keinen Werth, die Melodie ſtets einen, der beachtet zu werden verdient. Die Melodien erfreuen ſich

auch in Oeſterreich einer allgemeinen Beliebtheit, und gelingt es mir, dieſe über die Grenzen Oeſterreichs hinaus zu tragen, ſo rechne ich es mir zu beſonderem Verdienſte an.

Es ſind lauter böhmiſche Melodien, dieſelben, in welchen die bezüglichen Texte vom Volke ſelbſt geſungen werden. Nur bei einigen erlaubte ich mir, ſie auf andere Texte, auch auf mähriſche und ſlowakiſche, zu übertragen. Das Volk macht es eben ſo, und verwendet bald bei verſchiedenen Texten eine Melodie, bald bei verſchiedenen Melodien einen Text, wenn es nur die Natur der Sache geſtattet. Zwei der von mir gebrachten Melodien befinden ſich nicht in Erbens oben erwähnter Sammlung, die zu dem Liede" Ewig — Bier" und die zu dem Liede „Leichtſinn"; ich ſchöpfte ſie ſelbſt aus dem Munde des Volkes. Alle jedoch ſind ohne Fortepianobegleitung von dem Chorregenten Herrn J. Krejči eigens geſetzt.

Als Zugabe zu dem Ganzen erſcheint ferner ein Lied, das im ſtrengen Sinne des Wortes weder dem Texte, noch der Melodie nach aus dem Volk hervorgegangen, wohl aber in das Volk übergegangen iſt. Es iſt dies das Lied „Mein Vaterhaus?" Es wurde von dem böhmiſchen Dramaturgen J. K. Tyl gedichtet, von dem verdienſtvollen Theatercapellmeiſter F. Škraup in Muſik geſetzt und im Jahr 1830 bei der Darſtellung eines Volksſtückes zuerſt vorgetragen. Seitdem erlangte es eine ſolche Beliebtheit, daß es ſowohl in den höheren, als niederen Kreiſen der Geſellſchaft, wie auch bei anderen ſlawiſchen Volksſtämmen heimiſch geworden iſt. Da es Land und Leute trefflich charakteriſirt, habe ich es hier, unter Zuſtimmung des Componiſten und ſeines Verlegers, mit aufgenommen.

Prag, am 15. Juli 1857.

Joſeph Wenzig.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Märchen, Sagen und Geschichten.

	Seite
Häuslein mit dem Strauße. (Mährisch-walachisch. Kulda)	1
Die Geschichte von den Nasen. (Mährisch-walachisch. Kulda)	5
Der Metallherrscher. (Slawakisch. Němec)	10
Der lustige Schwanda. (Böhmisch. Maly)	15
Wie man in die Tunke gerathen kann. (Mährisch-walachisch. Kulda)	19
Von den zwölf Monaten. (Slowakisch. Němec.)	20
Die Waise im Radhost. (Mährisch-walachisch. Kulda)	26
Der böse Geist im Dienste. (Mährisch-walachisch. Kulda)	30
Die Reise zur Sonne. (Slowakisch. Darner)	36
Das hergestellte Eheglück. (Mährisch-walachisch. Kulda)	41
Warum die Hunde die Katzen anknurren. (Mährisch-walachisch. Němec)	44
Das goldene Spinnrad. (Böhmisch. Němec)	45
Der gebesserte Schuster. (Mährisch-walachisch. Kulda)	58
Wie der Wagner König ward. (Mährisch-walachisch. Kulda)	59
Der schwarze Knirps. (Mährisch-walachisch. Kulda)	67
Die Taube mit den drei goldnen Federn. (Mährisch-walachisch. Kulda)	69
Der verrätherische Diener. (Böhmisch. Maly)	82
Der gute Rath. (Mährisch-walachisch. Kulda)	86
Der Heiland unterwegs. (Böhmisch. Němec)	87
Die Strafe nach dem Tode. (Böhmisch. Maly)	92
Die bekehrten Faulenzer. (Mährisch-walachisch. Kulda)	101
Die zwei Gevattern. (Mährisch-walachisch. Kulda)	104
Die zwei Knäuel. (Mährisch-walachisch. Kulda)	107

Seite

Der gläſerne Berg. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 112
Vom Schafhirten und dem Drachen. (Slowakiſch. Němec) 116
Der Teufel gebändigt (Mähriſch-walachiſch. Kulda) . . 122
Der Thiere Herbſtgeſpräch. (Mähriſch walachiſch. Kulda) . 128
Wer hat die Tauben gegeſſen? (Böhmiſch. Němec) . . 128
Der Lange, der Breite und der Scharfängige. (Böhmiſch. Erben) 130
Die vier Brüder. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 140
Die gefundene Braut. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) . . 143
Von der Mutter und ihrem Sohne. (Slowakiſch. Němec.) 144
Die Wallfahrterin. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 155
Žitek der Hexenmeiſter. (Böhmiſch. Mały) 159
Der Teufel geprellt 164
1. Die Wetten. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 164
2. Käthe und der Teufel. (Böhmiſch. Němec) 167
3. Wie der Schuſter in den Himmel kam. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 173
4. Die Teufelsfelſen. (Mähriſch. Mikšicel) 176
Der Köhler und Kaiſer Maximilian II. (Mähriſch-walachiſch. Kulda) 179
Das Sonnenroß. (Slowakiſch. Rimawſki) 182
Raraſch und Schotek. (Böhmiſch. Erben) 191
Die Waldfrau. (Böhmiſch. Němec) 198
König Iltiß. (Böhmiſch. Erben) 203

Zweite Abtheilung.

Volksgeſänge und Sprüchwörter.

1) Kleinigkeiten.

Frohſinn 209
Die Liebe. 209
Die Liebe. 210
Freigebigkeit. 210
Der Schreiber 210
Die ſchwarzen Augen. 211
Schnelles Beſinnen. 211

Seite
Das wohlmeinende Gänslein 211
Störung in der Andacht 212
Verbot 212
Der nahende Morgen 212
Kuku 213
Der Rabe Hochzeit 213
Das Lied der Schwalben 213
Abschiedswunsch. 213
Der Abschied 214
Seufzer. (Slowakisch.) 214
Seufzer. (Böhmisch.) 214
Das Täubchen 215
Ausgebrannte Liebe 215
Glück im Unglück 215
Glänzende Treue 216
Der Ruf 216
Merkmal der Liebe 216
Lauter Wunder 217
Frage und Bescheid 217
Der Getäuschte. 217
Stoßseufzer 218
Besser ist besser 218
Loos der Verheiratheten 218
Schlechtverträgliche Gesellschaft 219

2) Heitere und scherzhafte Lieder, Balladen und Romanzen.

Der Ziege Testament 219
Mein wirst Du, o Liebchen! 220
Neckereien 221
Ewig — Bier 222
Das Pärchen 222
Sonderbare Liebschaft 222
Beim Gänserupfen 223
Selbstbewußtsein 225
Nichts 225
Treuliebchens Bitte 226
So laß uns wandern 227
Das herzhafte Mädchen 228
Täuschungen 230

Seite
Sehnſucht 230
Die Salbe 231
Das Vöglein Lügner 231
Die Verliebte 232
Der zerbrochene Krug 232
Der Einſiedler 234
Des Liebſten Schwur 234
Die Boten der Liebe 235
Leichtſinn 235
Grimmiger Fluch 236
Keinen Alten! 237
Altes und junges Weib 238
Das lebendige Bild 238
Der Mücke Hochzeit 239
Der Mücke Tod 240
Des Wiedehopfs Hochzeit 241
Scenen aus des Wolfes Hochzeit 242
Geſcheidter Liebesgrund 247
Auftrag 248
Die Heimkehr 248
Die Mutter und ihr Sohn 250
Wiegenlied 250

3) Ernſtere, weh- und ſchwermüthige Lieder, Balladen und Romanzen.

Verlorene Jugend 251
Das geflügelte Herz 252
Die Roſe 253
Die Ertrunkene 253
Die Waiſe 255
Der verlorene Schäfer 258
Reiters Schwanenlied 258
Abſchied 259
Der Königinhofer Garten 260
Das Scheiden 260
Die Verlaſſene. (Böhmiſch) 261
Die Verlaſſene. (Slowakiſch) 261
Schlimmer Gruß aus der Ferne 263
Die verbrecheriſche Schweſter 263
Eiferſucht noch im Tode 265

Seite

Die fünf Freier 267
Treue für Untreue 267
Zu späte Reue 268
Der verwelkte Kranz 269
Luft und Schmerz 269
Ruhe im Grabe 270
Der Unvergeßliche 271
Der verlorene Jungfraunkranz 272
Klage um den Todten 272
Die Verwünschte 273
Die gebrochene Bank 274
Die Getäuschte 275
Klage. (Böhmisch) 276
Die drei Töchter 276
Gold überwiegt die Liebe 278
Der Besuch auf dem Kirchhof 278
Klage. (Slowakisch) 280
Die Türkenbraut 280
Letzter Trost 283
Der Rosmarin 284
Die getroffene Ente 285

4) Geistliche Lieder, Legenden, Sprüchwörter.

Seite

Morgens 286
Vor dem Essen 287
Nach dem Essen 288
Vor dem Schlafengehen 288
Die heilige Dorothea 289
Lazarus und der Reiche 291
Die zwölf Jahlen 293
Die Sünderin und Maria 298
Adventlied 300
Weihnachtslied 301
Sprüchwörter 302
Mein Vaterhaus? 310

Anmerkungen 311

Musikalischer Anhang 321

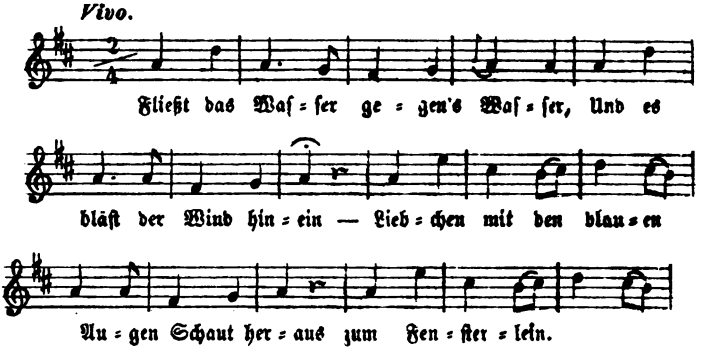
Erſte Abtheilung.

Märchen, Sagen und Geſchichten.

Muſikaliſcher Anhang.

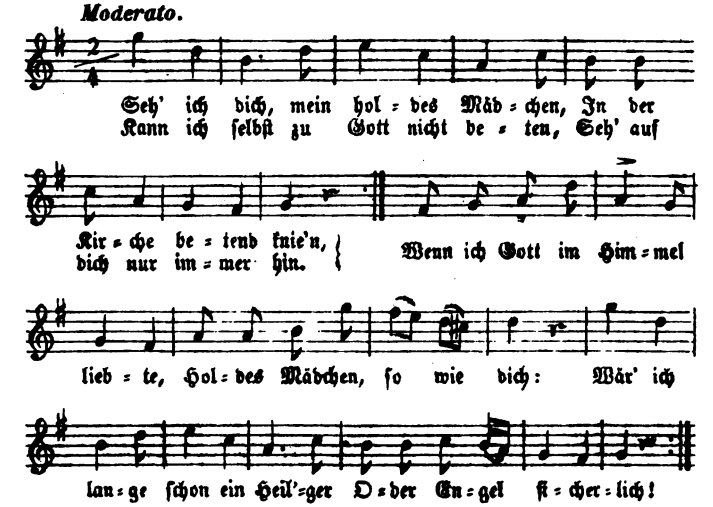
1. Freigebigkeit.

Vivo.



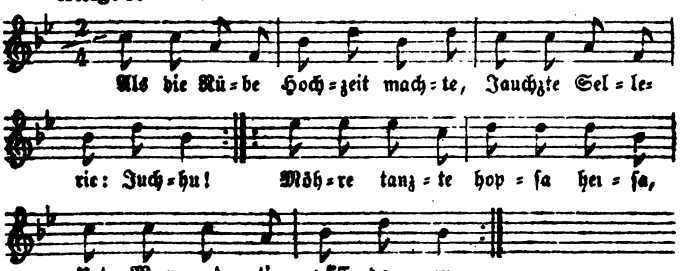
2. Störung in der Andacht.

Moderato.



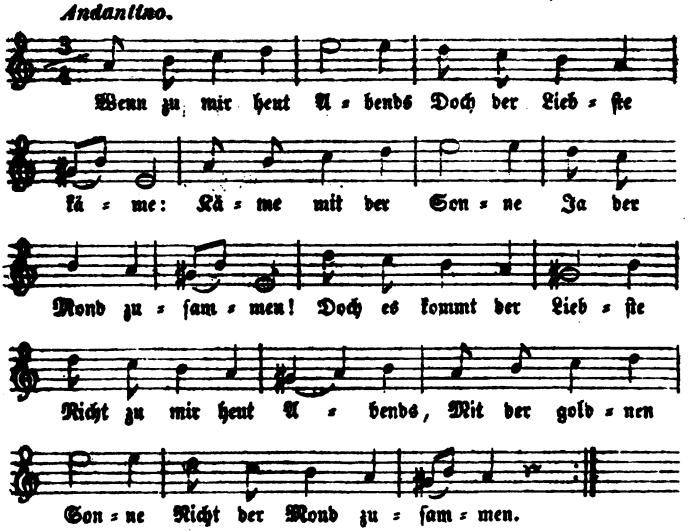
3. Der Rübe Hochzeit.

Allegro.



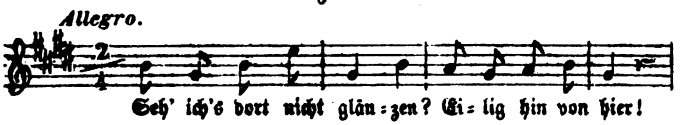
4. Seufzer.

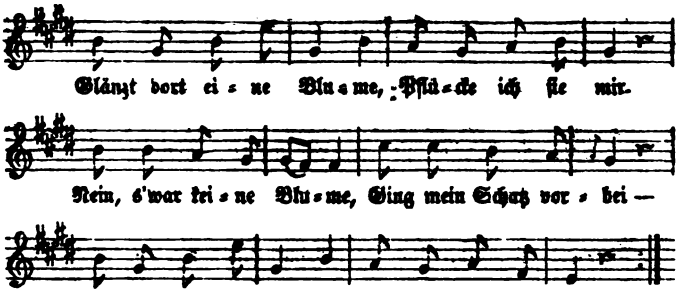
Andantino.



5. Glänzende Treue.

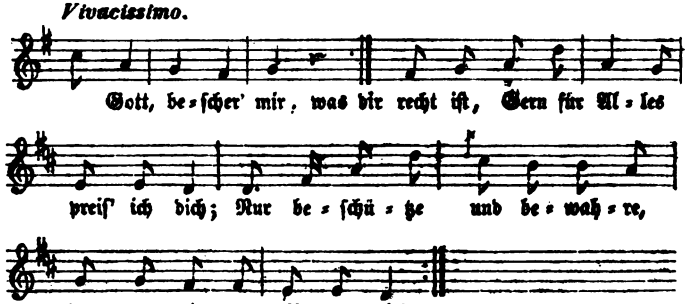
Allegro.





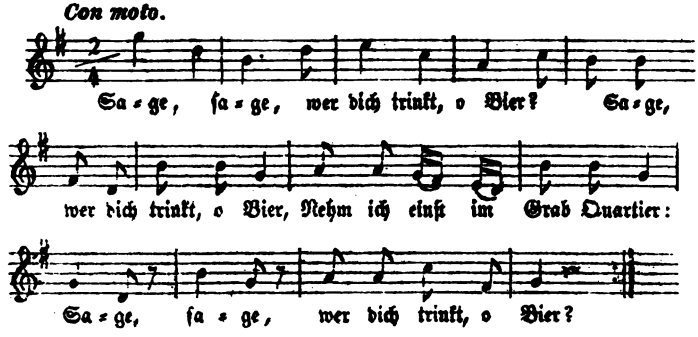
6. Stoßſeufzer.

Vivacissimo.



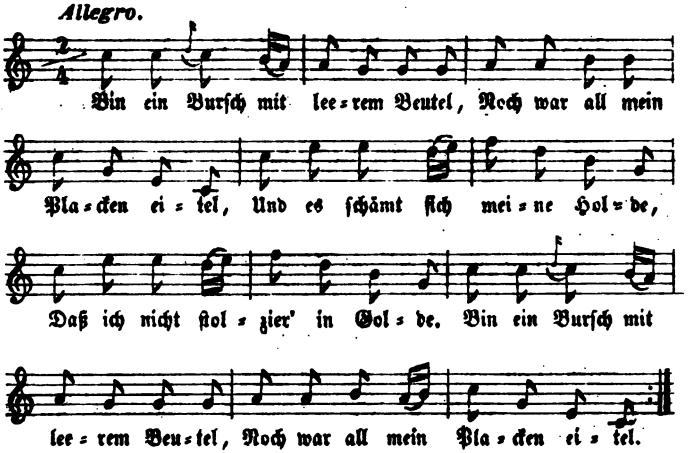
7. Ewig — Bier.

Con moto.



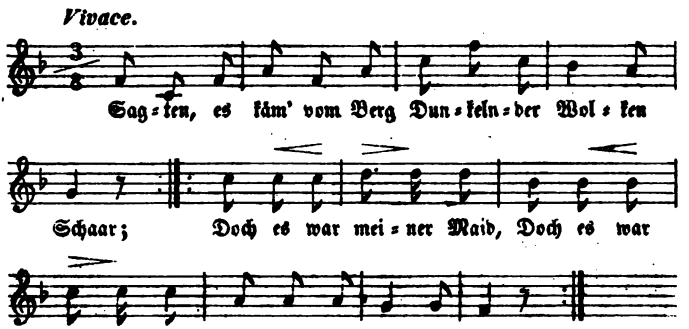
8. Selbſtbewußtſein.

Allegro.



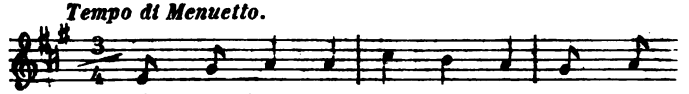
9. Täuſchungen.

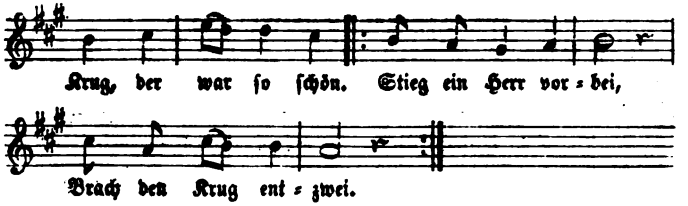
Vivace.



10. Der zerbrochene Krug.

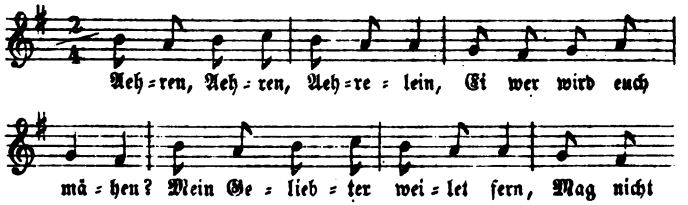
Tempo di Menuetto.





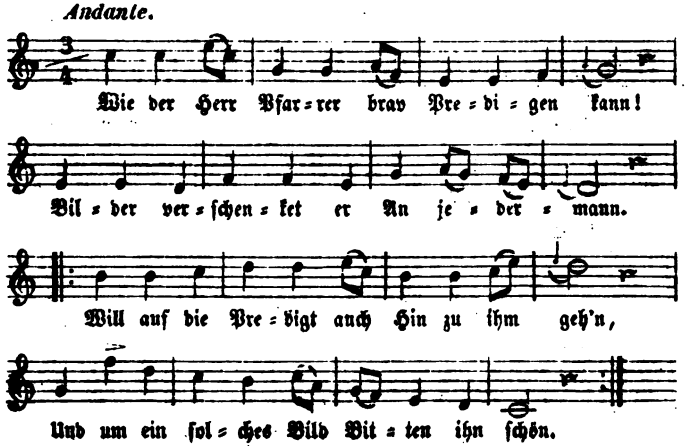
11. Leichtſinn.

Vivo.

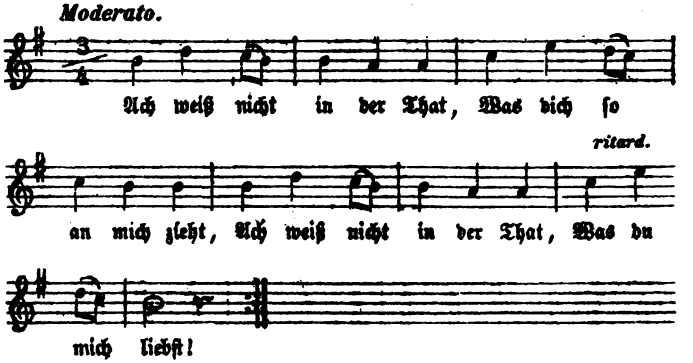


12. Das lebendige Bild.

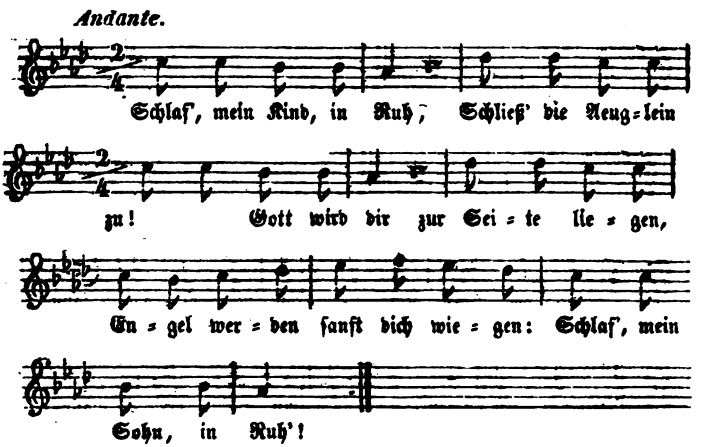
Andante.



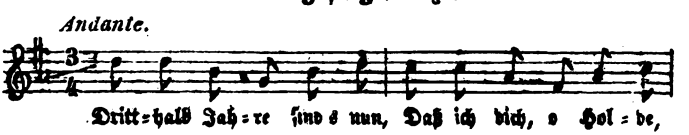
13. Geſcheidter Liebesgrund.

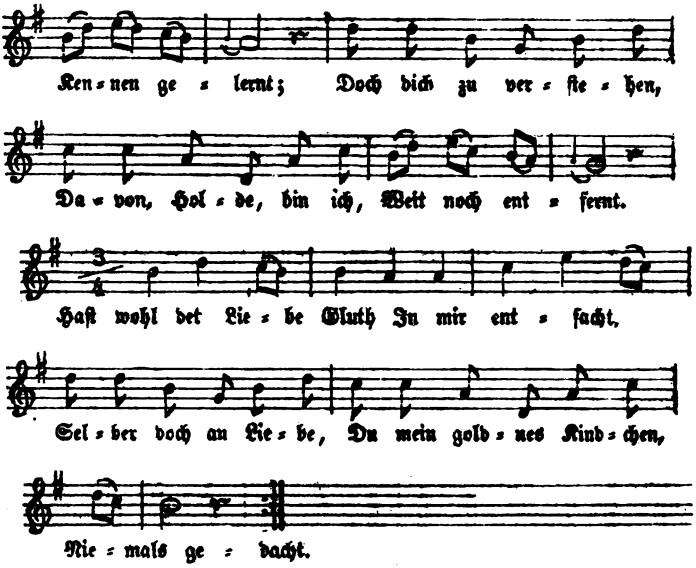


14. Wiegenlied.



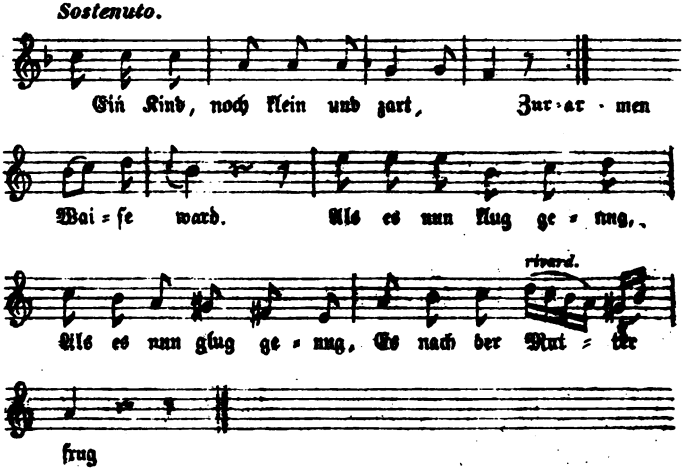
15. Das geflügelte Herz.





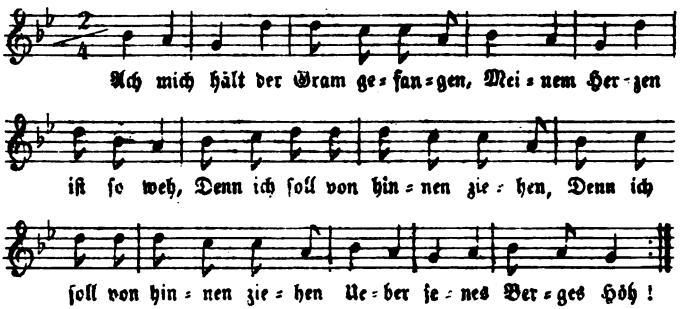
16. Die Waiſe.

Sostenuto.



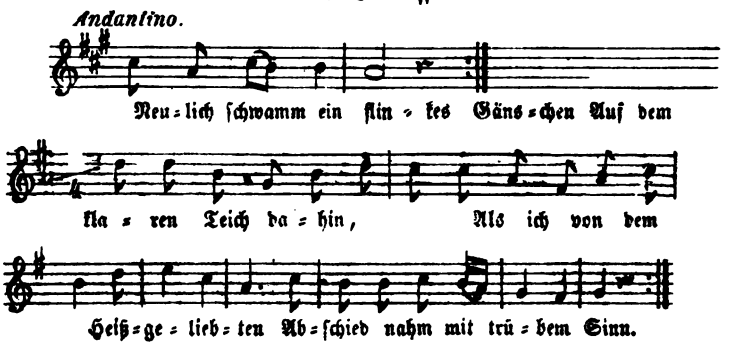
17. Abſchied.

Andante.



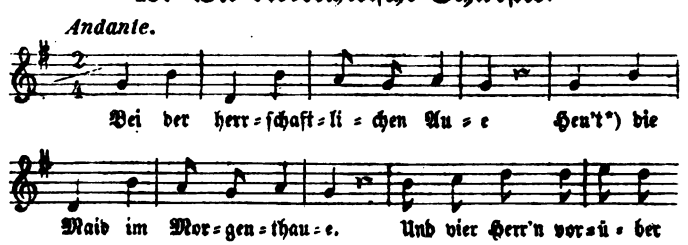
18. Die Verlaſſene.

Andantino.

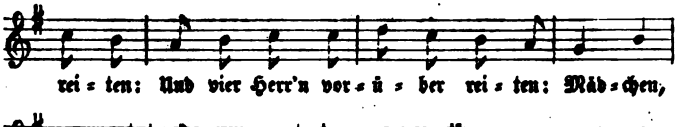


19. Die verbrecheriſche Schweſter.

Andante.

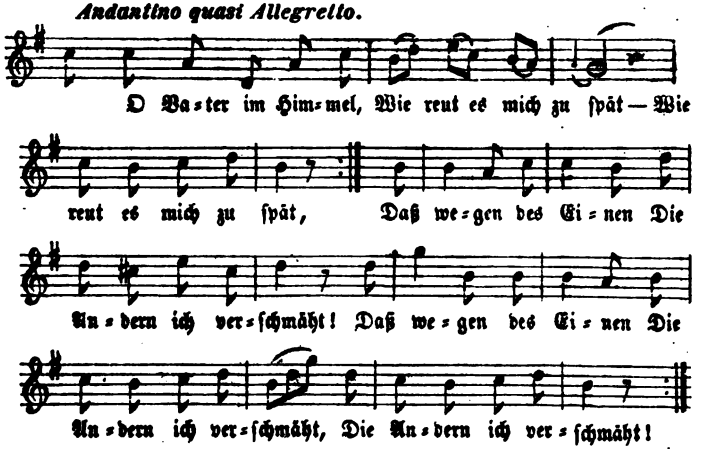


*) Heu't, von heuen, Heu machen.



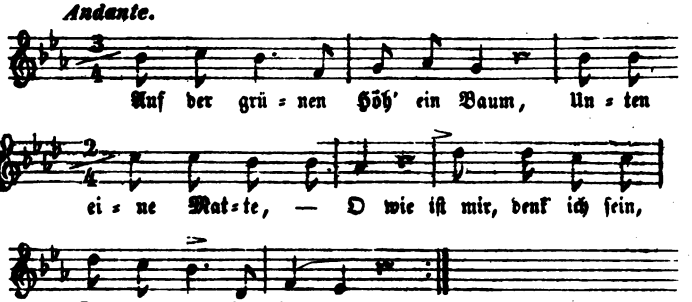
20. Zu ſpäte Reue.

Andantino quasi Allegretto.



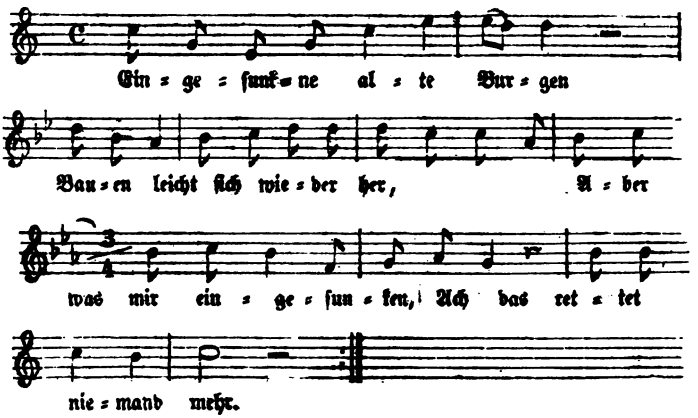
21. Luſt und Schmerz.

Andante.



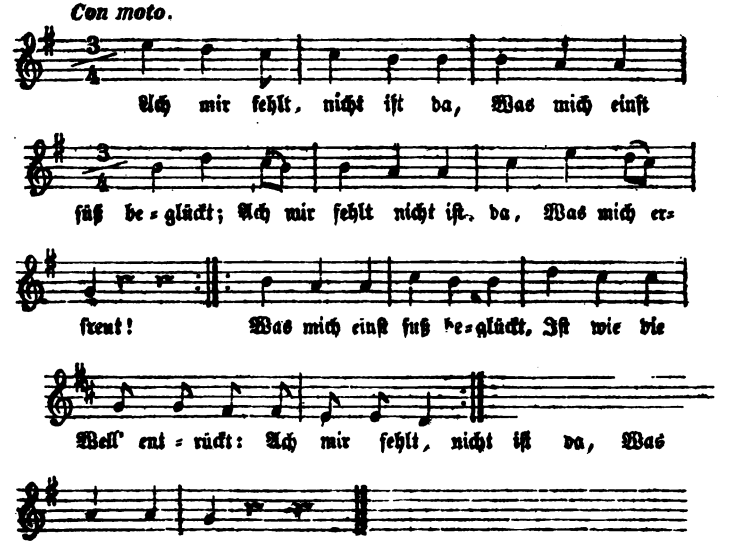
22. Klage um den Todten.

Andante.

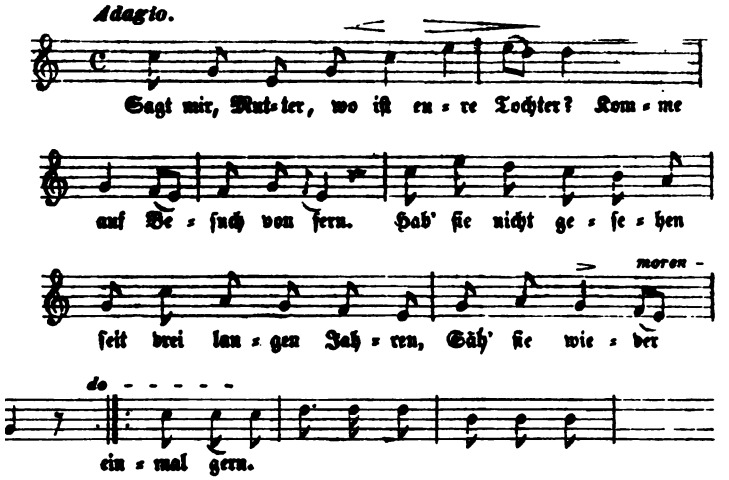


23. Klage.

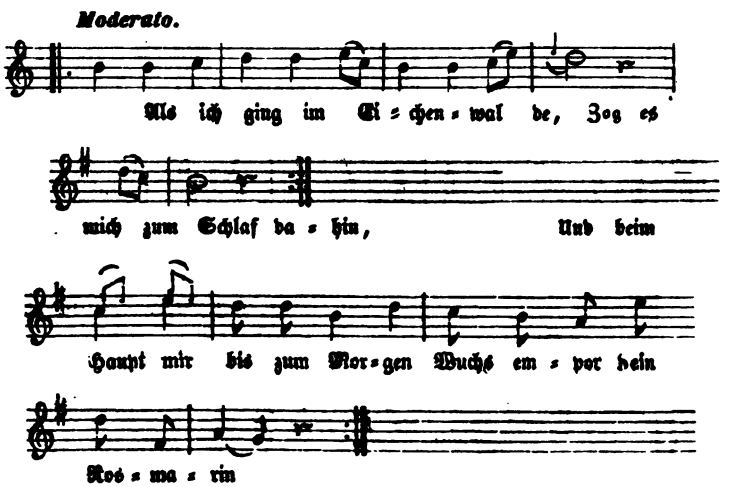
Con moto.



24. Der Beſuch auf dem Kirchhof.

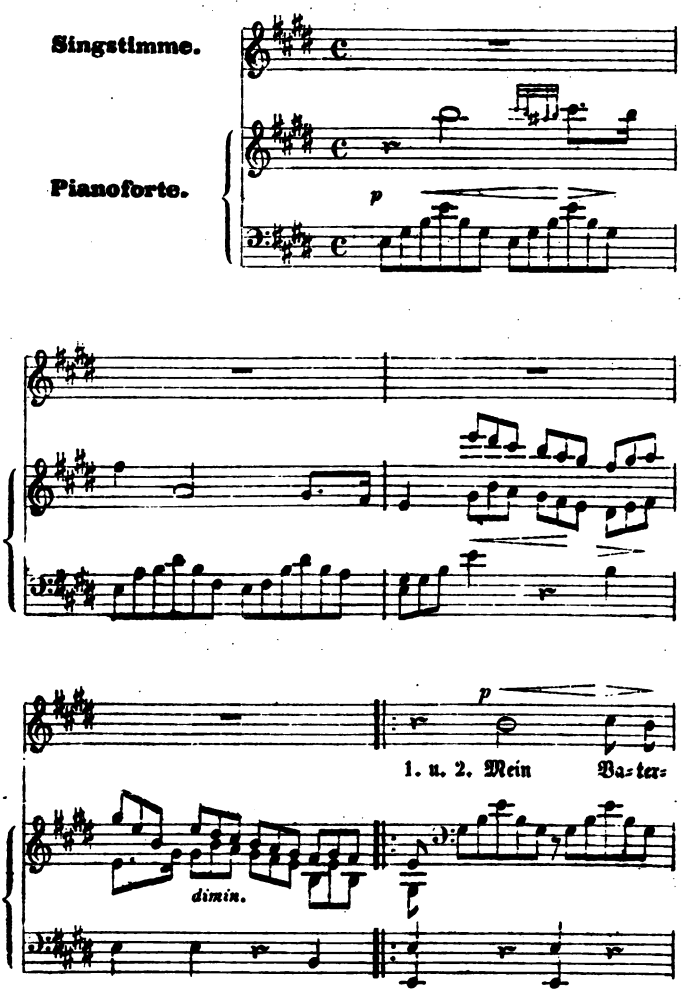


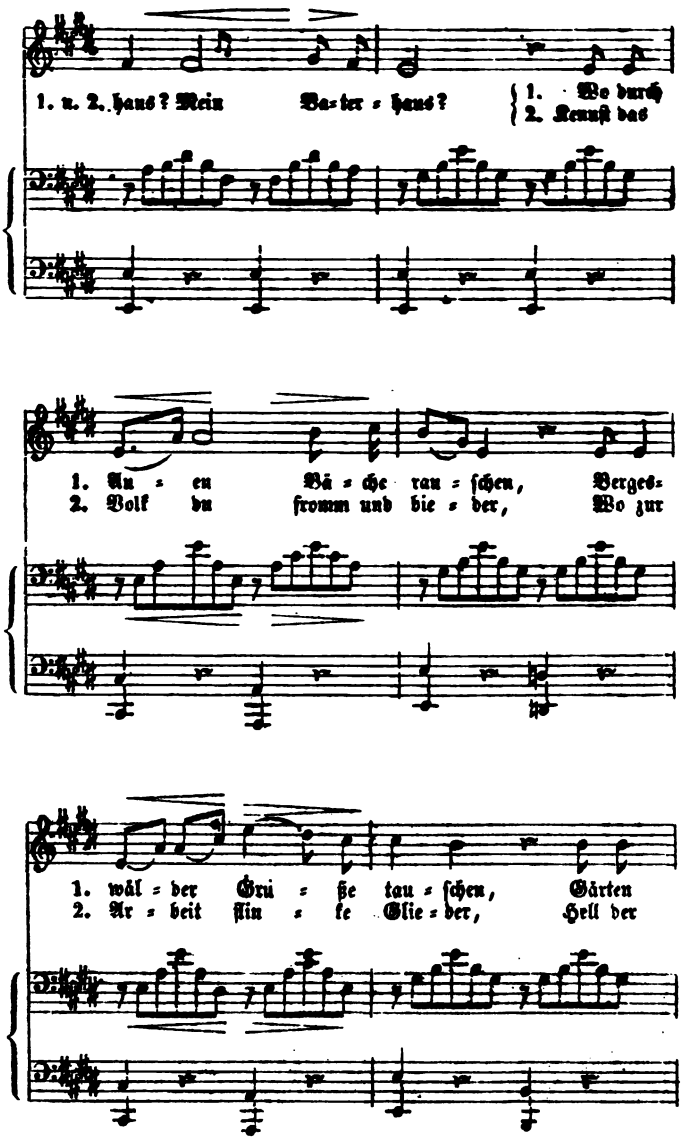
25. Der Rosmarin.

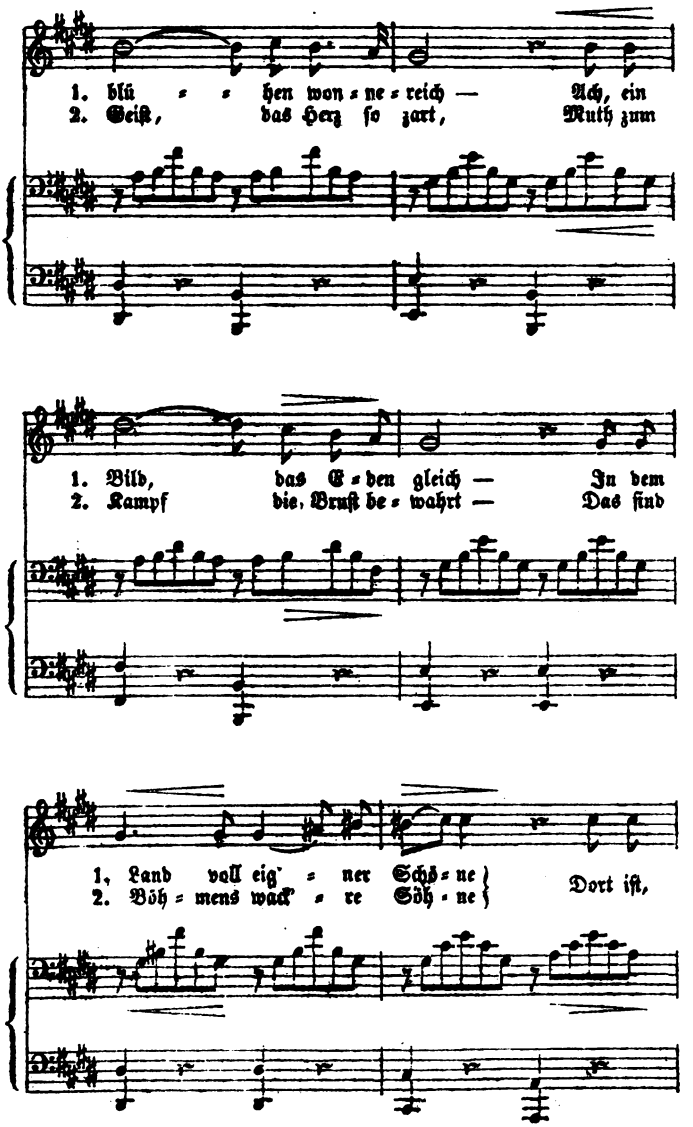


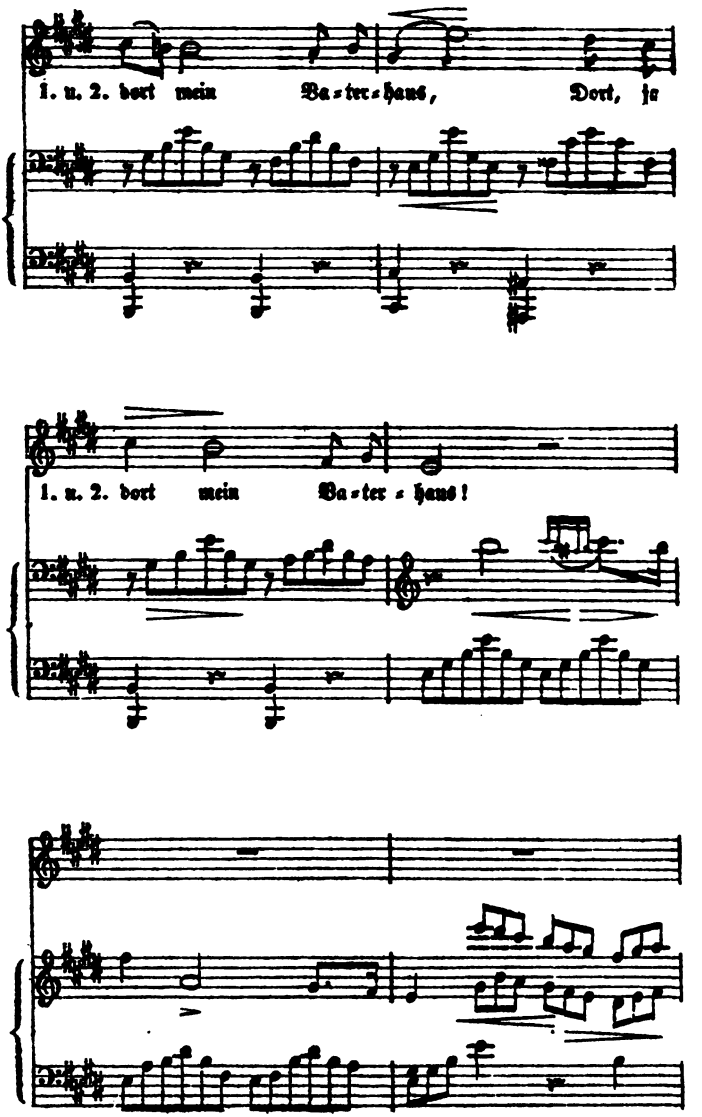
26. Mein Vaterhaus?

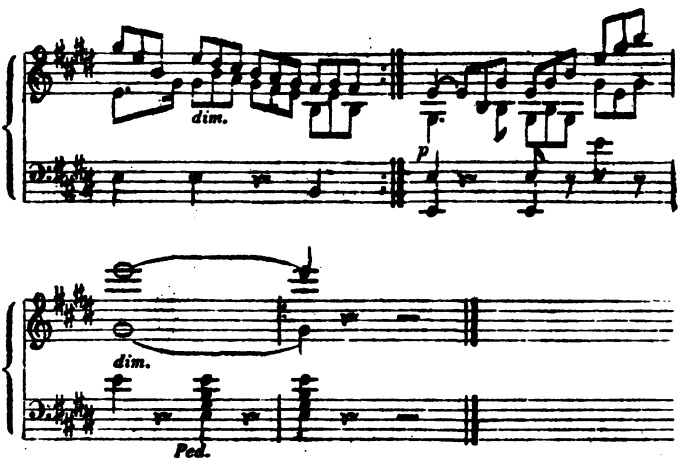
Andante con moto. M. M. ♩ = 88. Franz Skraup.




1. u. 2. haus? Mein Va=ter = haus?
1. Wo durch
2. Kennſt das
1. An = en Bä = che rau = ſchen, Berges=
2. Volk du fromm und bie = der, Wo zur
1. wäl = der Grü = ße tau = ſchen, Gärten
2. Ar = beit ſtin = ke Glie = der, Hell der


1. blü = = hen won = ne = reich — Ach, ein
2. Geiſt, das Herz ſo zart, Muth zum
1. Bild, das E = den gleich — In dem
2. Kampf die Bruſt be = wahrt — Das ſind
1, Land voll eig = ner Schö = ne
2. Böh = mens wack = re Söh = ne
Dort iſt,


1. u. 2. dort mein Va=ter=haus, Dort, ja
1. u. 2. dort mein Va=ter=haus!


dim.
p
dim.
Ped.

Häuslein mit dem Strauße.

Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die gar schön war. Er lud alle Prinzen aus der Nachbarschaft ein, sie sollten kommen, und sie sich ansehen; vielleicht daß sie einem gefiele. Die Prinzen kamen überein: wen sie selbst wählen würde, dem solle sie gehören.

Einer von diesen Prinzen ließ sich sogleich walachische Kleider machen: einen breiten Hut, kurze Hosen bis unter die Knie, eine dunkelgraue Halena,[1]) grobe Strümpfe, Bundschuhe und eine grüne Weste ohne Kragen. So ausgestattet, mit einem Knittel dazu, begab er sich auf den Weg, und nahm vier Laibe Brot mit sich. Unterwegs begegnete er einem Bettler, und der bat ihn um ein Stück Brot; er schenkte ihm einen Laib. Und indem er weiter ging, begegnete er einem zweiten Bettler, der bat ihn wieder um ein Stück Brot; er schenkte ihm den zweiten Laib. Und indem er weiter ging, begegnete er einem dritten Bettler; der bat ihn gleichfalls um ein Stück Brot; er schenkte ihm den dritten Laib. Und indem er weiter ging begegnete er einem vierten Bettler; der bat ihn ebenfalls um ein Stück Brot, und er schenkte ihm den vierten Laib. Der letzte Bettler gab ihm eine Peitsche, einen Stab, eine Hirtenpfeife und eine Hirtentasche, und sprach: „Wen Du mit der Peitsche hauen wirst der bleibt todt; steckst Du den Stab in die Erde, so werden Deine Schafe von selbst um ihn herum weiden; bläsest Du auf der Pfeife, so werden Deine Schafe hüpfen, wie Du willst; und thust Du in die Tasche Käse, so wirst Du ihn nicht aufessen!“ Der Prinz ging in

das Schloß, wo der König mit der ſchönen Prinzeſſin wohnte, und bat um Dienſt. Sie nahmen ihn als Hirten auf, und hießen ihn Hans. Als er den Dienſt hatte, trieb er ſeine Schafe aus, und weidete ſie. Es kam ein Jäger zu ihm. Er gab ihm recht viel Käſe aus ſeiner Hirtentaſche, und bat ihn, daß er für ihn die Schafe hüthe; er wollte irgendwohin ſehen, wo Vögel zu finden ſeien. Der Jäger hüthete die Schafe für ihn, und Hans ging von dannen. Er gewahrte im Walde ein großes Haus, und in dem Hauſe ſtand ein Rieſe, und kochte ſich was in einer Schüſſel. Als der Rieſe ihn erblickte, erfaßte er eine große eiſerne Keule, um ihn zu tödten und rief: „Du Wurm, was willſt Du hier?“ Hans ſäumte nicht, hieb ihn mit der Peitſche, und ſchlug ihn todt. Dann ging er fort, ſeinen Schafen nach. Am zweiten Tage begab er ſich in den Wald, und ſah dort einen zweiten Rieſen; auch dieſer kochte was in einer Schüſſel, und ſobald er ihn erblickte, rief er: „Kommſt Du wieder, Du Wurm, der Du meinen Bruder erſchlagen?“ Und ſchon ſtürzte er auf ihn los mit ſeiner eiſernen Keule. Hans ſäumte nicht, hieb ihn wieder mit ſeiner Peitſche, und ſchlug ihn todt. Dann machte er ſich auf den Weg, ſeinen Schafen nach. Am dritten Tage ging er hin, und ſah Niemanden. Er ging, ſich das Haus und die Stube zu beſehen, was darin wäre. Er ſah dort einen kleinwinzigen Schrein, und als er drauf ſchlug, ſprangen ſogleich zwei Männer hervor: „Was befiehlt der Herr des Hauſes?“ Hans antwortete: „Ich will, bevor ich aus dem Hauſe gehe, ſehen, was es da giebt!“ Die zwei Männer führten ihn in den Garten. Dort blühten wunderſchöne Blumen. Er pflückte einige Blumen, und band einen Strauß. Dann kehrte er zu ſeinen Schafen zurück, und trieb ſie heim. Als er ſie durch die Stadt trieb, da duftete der Strauß gar ſehr. Er begann auf ſeiner Pfeife zu blaſen, und alle Schafe begannen paarweiſe zu hüpfen. Die Prinzeſſin ſah's vom Fenſter und lachte, bis ihr der Strauß zuduftete, und in die Augen fiel. Gleich ſandte ſie ihre Dienerinnen, daß ihr Hans den Strauß ſchickte. Er aber antwortete ihnen: „Wer ſolch einen Strauß haben will, der muß ſelbſt kommen und muß ſagen: „Hänslein, gieb mir das Sträußlein!“ Die Prinzeſſin kam, und ſagte zu ihm: „Hänslein, gieb mir das Sträußlein!“ Er antwortete ihr:

„Wer den Strauß haben will, muß ſagen: Hänslein, ich bitte dich, gieb mir das Sträußlein!“ Sie ſagte ſogleich: „Hänslein, ich bitte dich, gieb mir das Sträußlein!“ Und er gab ihr den Strauß. Am zweiten Tage ging er wieder in das Haus und in den Garten, und band einen noch ſchöneren Strauß, der noch einmal ſo angenehm duftete. Als er des Abends die Schafe heimtrieb, ſtand die Prinzeſſin am Fenſter, und ſah hinaus; der Duft des Straußes erfüllte die ganze Stadt. Hurtig lief die Prinzeſſin zu ihm und ſprach: „Hänslein ich bitte Dich, gieb mir das Sträußlein!“ Aber er antwortete ihr: „Wer den Strauß haben will, muß ſagen: „Liebes Hänslein, ich bitte Dich ſchön, gieb mir das Sträußlein!“ Die Prinzeſſin ſagte ſo ſüß, als ſie nur konnte: „Liebes Hänslein, ich bitte Dich ſchön, gieb mir das Sträußlein!“ Er gab ihr den Strauß, und ſie ſtellte ihn vor das Fenſter. Von dem ſtarken Dufte war die ganze Stadt erfüllt, ſo daß die Leute kamen, den Strauß anzuſtaunen. Am dritten Tage band Hans einen dreimal ſchöneren Strauß, und den gab er der Prinzeſſin, ohne daß ſie darum bitten mußte. Am vierten Tage ging er wieder in den Wald und in das Haus, nahm dort einen Haufen Ducaten, und ſchenkte ſie dem Jäger, der ihm die Schafe gehüthet und ſprach: „Ich hab' unter einer Tanne die Blechſtücke da gefunden. Haſt Du Kinder zu Hauſe, ſo kannſt Du ſie ihnen zum Spielen geben!“ Der Jäger eilte nach Hauſe, und er, und ſein Weib verwahrten die Blechſtücke gut.

Als Hans mit ſeinen Schafen heimgelangte, erzählten ſich die Leute, in einem Monat würden die Prinzen ſich verſammeln, um ſich die Königstochter anzuſehen; die Prinzeſſin habe ein Tuch und einen Ring, und dieſes Tuch und dieſen Ring werde ſie dem Prinzen reichen, der ihr am beſten gefalle. Hans weidete indeß ſeine Schafe den ganzen Monat ſorgfältig, und nach einem Monat verſammelten ſich Prinzen aus allen Enden der Welt. Schnell ſteckte er ſeinen Stab in die Erde, damit die Schafe um ihn her weideten, ſäumte nicht, ging in das Haus im Walde, und ſchlug auf den Schrein. Gleich ſprangen die zwei Männer hervor: “ Was befiehlt der Herr des Hauſes?“ Hans antwortete: „Ich will weiße Kleider, wie ſie mir anſtehen, und ein weißes Roß, mit Silber beſchlagen und gezäumt.“ Sogleich

hatte er alles, ritt in das Schloß zur Prinzeſſin, und blieb der Hinterſte. Alle Prinzen ritten in größter Pracht und Herrlichkeit um ſie herum; allein ſie reichte das Tuch Niemanden als Hanſen. Als alles vorüber war, machte ſich Hans auf ſeinem weißen Roß auf den Weg, und ritt fort. Des Abends trieb er ſeine Schafe heim; die Prinzeſſin kam zu ihm und ſprach: „Hans, das warſt Du!“ Doch er leugnete daß er es war, und meinte, wo er die Kleider ſolle hergenommen haben! Die Prinzeſſin ſagte, ſie wolle es jetzt dabei bewenden laſſen; allein in einem Monat, wenn die Prinzen wieder zuſammenkämen, wolle ſie's ſchon erfahren.

In einem Monat verſammelten ſich die Prinzen wieder. Hans ging in das Haus im Walde, ſchlug auf den Schrein, und die zwei Männer ſprangen gleich hervor: „Was befiehlt der Herr des Hauſes?“ Hans antwortete: „Ich will rothe Kleider, wie ſie mir anſtehen, und ein rothes Roß, mit Gold beſchlagen und gezäumt:“ Sogleich hatte er alles, ritt zur Prinzeſſin in's Schloß, und blieb wieder der Hinterſte. Alle Prinzen ritten in noch größerem Prunk um ſie herum; ſie aber reichte keinem andern ihr Tuch, als Hanſen. Als alles vorüber war, machte ſich Hans auf ſeinem rothen Roß wieder auf den Weg und ritt fort. Der König, der Prinzeſſin Vater, gebot zwar, ſie ſollten ihn fangen; allein ſie fingen ihn in dem Augenblicke doch nicht. Als Hans des Abends ſeine Schafe heimtrieb, kam die Prinzeſſin zu ihm, und ſprach: „Hans, das warſt Du!“ Er aber leugnete wieder, und ſtellte ſich böſe, daß ſie denke, er ſei's geweſen, und ſagte: „Was denkt Ihr von mir? Ich war nicht einmal in der Nähe, und ſchon zum zweiten Mal thut Ihr mir Unrecht.“ Die Prinzeſſin ſagte: „Im dritten Monat, bis die Prinzen zuſammenkommen, erfahren wir's gewiß; ſie werden Dich ſchon erkennen.“

Im dritten Monat verſammelten ſich die Prinzen wieder. Hans ging in das Haus im Walde, ſchlug auf den Schrein, und gleich ſprangen die zwei Männer hervor: „Was will der Herr des Hauſes?“ Hans antwortete: „Ich will ſchwarze Kleider, wie ſie mir anſtehen, und ein ſchwarzes Roß, mit lauter Diamanten beſchlagen und gezäumt!“ Sogleich hatte er's, und ritt in das Schloß zur Prinzeſſin. Als wieder Alle in dem möglichſt größten Putze und Glanze um die Prinzeſ-

ſin herumritten, reichte ſie keinem von ihnen ihr Tuch und ihren Ring, als Hanſen. Alle Prinzen waren ſchon bereit, ihn zu fangen; doch er wandte ſich raſch, und ſie konnten ihn nicht fangen. Ein Prinz jedoch verwundete ihn mit ſeinem Säbel im Schenkel. Hans gab im Walde Roß und Kleider ab, wie ſchon zweimal, ging ſeinen Schafen nach, wo er den Stab in die Erde geſteckt, und die Schafe weideten ruhig. Da legte er ſich in die Sonne, verband ſich den verwundeten Fuß mit dem Tuche der Prinzeſſin und ſchlummerte ein. Die Prinzeſſin kam ihm auf das Feld nach, und ſah ihn ſchlafen. Sogleich erkannte ſie das Tuch, womit er ſeine Wunde am Fuße verbunden hatte. Da weckte ſie ihn und ſprach: „Schönen Gruß, Hänslein! Du biſt's!“ Hans geſtand ihr alles, und ſagte ihr, wer er ſei, und daß die Prinzen übereingekommen, wen ſie ſelbſt wählen würde, dem ſolle ſie gehören, und daß er ſich deshalb als Walach verkleidet, und bei ihnen Dienſt geſucht. Die Prinzeſſin führte ihn mit großer Freude flugs zu ihrem Vater, dem König, und in kurzer Zeit war die Hochzeit. Die andern Prinzen bedauerten ſehr, daß ſie nicht ihnen zu Theil geworden.

Die Geſchichte von den Naſen.

Ein Vater hatte drei Söhne. Er ſagte zu dem Aelteſten, er ſolle ſich einen Dienſt ſuchen; es ſei ihm nicht möglich, alle zu Hauſe zu ernähren. Der Aelteſte machte ſich auf und ging. Er kam zu einem Bauer und bat ihn, daß er ihn aufnehme. Der Bauer ſagte: Ja, allein er dürfe bei ihm nicht böſe werden; wenn er böſe würde, ſo würde er ihm die Naſe abſchneiden; dagegen könnte er ihm daſſelbe thun, wenn er, der Bauer, böſe würde. Bis der Kuckuk rufe, ſei ein Jahr um! — Der Burſche blieb bei ihm, und der Bauer ſchickte ihn auf die Tenne dreſchen. Er droſch mit den anderen Dreſchern. Als die Zeit zum Frühſtück kam, wurden die übrigen Dreſcher gerufen; er ſollte dort bleiben, um Acht zu geben. So bekam er kein Frühſtück; Mittagmahl bekam er auch keins, und Abendbrot gleichfalls keins.

Des folgenden Morgens ward er wieder in die Scheuer geſchickt. Da er wieder kein Frühſtück bekam, ward er böſe. Der Bauer nahm ſein Meſſer, ſchnitt ihm die Naſe ab, und entließ ihn aus dem Dienſte. Er kam nach Hauſe zurück, doch ſeine Naſe brachte er nicht mit. Da ſagte der Vater: „Da Du ſo ſchön gedient, daß Du keine Naſe mitbringſt, ſo wird der Jüngere dienen gehen, und Du bleibſt zu Hauſe!“

Der Zweite machte ſich auf und ging. Er kam zu demſelben Bauer, bei dem der Aelteſte gedient. Sie ſchloſſen wieder einen Vertrag, wie der erſte geweſen. Der Bauer ſchickte den Burſchen auf die Tenne. Er droſch einen ganzen Tag und erhielt nichts zu eſſen. Des folgenden Morgens erhielt er kein Frühſtück. Da ward er böſe und verlor gleichfalls ſeine Naſe, wie ſein Bruder, und dann entließ ihn der Bauer aus dem Dienſte.

Als der Zweite ohne Naſe nach Hauſe kam, meldete ſich der Jüngſte. Den hielten ſie für dumm und pflegten ihn zu verlachen. Er verlangte deſſenungeachtet, ſie möchten ihm ſagen, wo der Bauer wohne; er woll' es verſuchen. Sie ſagten's ihm, und verlachten ihn im voraus, daß es ihm eben ſo ergehen werde wie ihnen. Er aber machte ſich auf, kam zu dem Bauer, und fragte ihn, ob er ihn aufnehmen wolle. Der Bauer willigte ein. Sie ſchloſſen wieder einen Vertrag, daß weder der Bauer auf den Burſchen, noch der Burſche auf den Bauer böſe werden dürfe; wer böſe würde, der ſollte die Naſe verlieren. Der Burſche ſagte: „'s mag ſein!“ und fragte gleich, was er zu thun habe. Der Bauer entgegnete: „Du wirſt auf die Tenne dreſchen geh'n!“ Als die Zeit zum Frühſtück kam, wurden die anderen Dreſcher gerufen, er nicht. Er füllte Getreide in einen Sack, ging es verkaufen, und kaufte ſich ein gutes Frühſtück für das Geld. Der Bauer, der nichts davon wußte, fragte ihn nach dem Frühſtück: „Aergerſt Du Dich? Biſt Du böſe?“ — „Bah,“ verſetzte der Burſche, „warum ſollt' ich mich eines Frühſtücks wegen ärgern! Das thut nichts!“

Des Mittags riefen ſie ihn nicht zum Mittagmahl. Er füllte Getreide in zwei Säcke, und trug es wieder zum Verkaufe; denn er dachte, er müſſe doch beſſer mittagmahlen als frühſtücken, müſſe alſo mehr Getreide nehmen. Nach dem Mittagmahl fragte ihn der

Bauer wieder, ob er böſe ſei, „Was ſollt' ich böſe ſein!“ entgegnete der Burſche, „hab' ja beſſer gemittagmahlt als Ihr!“

Des Abends riefen ſie ihn nicht zum Abendbrot, ſondern hießen ihn in der Scheuer Acht geben. Er füllte nur in einen Sack Getreide, verkaufte es und ſchaffte ſich ſein Abendbrot. Der Bauer erfuhr endlich, daß der Burſche Getreide verkaufte und ſagte zu ſeinem Weibe: „Weib, das iſt ein Schelm! Wir müſſen ihm doch zu eſſen geben, ſonſt würd' er uns alles Getreide verkaufen!“ Der Burſche fragte nun den Bauer, ob er böſe ſei. „Pah,“ verſetzte der Bauer, „was liegt an einem Bischen Getreide! Was ſollt' ich deshalb böſe ſein!“ — Des nächſten Tages gab er ihm ſchon zu eſſen.

Als ausgedroſchen war, ſagte der Bauer zu dem Burſchen: „Burſche, Du wirſt Miſt fahren!“ Der Burſche fragte: „Wohin?“ Der Bauer ſprach: „Der Hund wird mit Dir gehen und Dir den Platz zeigen. Wo er ſich hinlegt, dort lade den Miſt ab!“ Der Burſche führte Miſt, und der Hund ging mit ihm. Der Hund kam zu einer vom Waſſer ausgewaſchenen Grube und legte ſich hinein, weil es heiß war und er nicht bis auf das Feld zu laufen vermocht. Der Burſche lud den Miſt in die Grube ab. Als er abgeladen, fuhr er zurück, um wieder aufzuladen und ſo fuhr er vierzigmal Miſt hin. Der Bauer ging zuletzt, ſich das Feld anzuſchauen, und ſah ſoviel Miſt in der Grube am Wege liegen, und auf dem Felde keinen. Er eilte nach Hauſe und ſchalt den Burſchen aus, daß er ihm ſoviel Schaden gemacht; der Miſt ſei in der Grube, und auf dem Felde nichts. Der Burſche ſagte: „Wo mir's der Hund gezeigt, und wo er ſich hingelegt, dort lud ich den Miſt ab, wie Ihr mir's befohlen. Aber ſagt mir, ſeid Ihr deshalb böſe?“ — „Pah,“ verſetzte der Bauer, „was ſollt' ich böſe ſein des Miſtes wegen!“

Es kam der Sonntag. Der Bauer und die Bäuerin ſchickten ſich an, in die Kirche zu gehen, und befahlen dem Burſchen: „Du wirſt indeß das Eſſen kochen! Stell' das Fleiſch zum Feuer und gieb Kartoffeln in die Suppe, auch Peterſilie dazu!“ — Der Burſche kochte das Eſſen. – Sie hatten einen kleinen Hund, der Peterſilchen hieß; er nahm ihn, ſchlug ihn todt und ließ ihn mit dem Fleiſche kochen. Als ſie nach Hauſe kamen, trug die Bäuerin dem kleinen Hunde ſein Eſſen hin; doch der Hund fand ſich in ſeiner Hütte nicht vor. Sie fragte,

wo Peterſilchen hingerathen. Der Burſche ſagte, ſie habe ihm ja befohlen, den Hund mit dem Fleiſche zu kochen. Da ſchrie ſie wehklagend, ſie habe ihm befohlen, Peterſilie aus dem Garten zum Fleiſch zu geben, nicht aber Peterſilchen den Hund, das liebe, ſchöne, gute Thier! — Der Burſche fragte den Bauer, ob er böſe ſei. „Bah," verſetzte der Bauer, „was ſollt' ich böſe ſein des Hundes wegen!"

Ein anderes Mal war ein aufgehobener Feiertag. 2) Der Bauer ging mit der Bäuerin in die Kirche und ſagte zu dem Burſchen: „Wenn die Meſſe aus iſt, und Du ſiehſt, daß Andere arbeiten, thu' desgleichen!" Zum benachbarten Bauer kamen Zimmerleute, ſein Dach neu zu decken, und warfen die alten Schindeln hinab. Als der Burſche dies ſah, nahm er die Leiter, kroch auf das Dach, und warf auch von ſeines Bauers Dache die Schindeln hinab; dieſe aber waren erſt neu gelegt. Als der Bauer aus der Kirche kam, war bereits das ganze Dach abgedeckt. Er rief: „Was haſt Du mir da für Schaden gethan!" Der Burſche entgegnete! „Ihr hattet mir ja befohlen, wenn Andere arbeiteten, ſolle ich desgleichen thun; beim Nachbar warfen ſie die Schindeln hinab, ich that desgleichen, wie Ihr befohlen. Aber ſagt mir, ſeid Ihr böſe?" — „Nu — nein — bah!" verſetzte der Bauer. „Was ſollt ich deshalb böſe ſein! Das macht mich noch nicht arm!"

Des Abends beriethen ſich der Bauer und ſein Weib, was für eine Arbeit ſie dem Burſchen auferlegen ſollten, damit er davonliefe; ſie meinten, daß er ein Schurke ſei, und daß er ihnen noch vielen Schaden anrichten würde, bevor ein Jahr zu Ende gehe. Ihr Plan war geſchmiedet, und der Bauer ging und ſagte zu dem Burſchen: „Wir haben einen äußerſt moraſtigen Hof. Du wirſt eine Brücke über den Hof machen, doch ſo, daß immer ein Tritt hart, der andere weich iſt." Der Bauer dachte ſich: „Die Brücke wird er nicht zu Stande bringen!" Allein der Burſche ſagte: „Das kann geſcheh'n; mir iſt's eins, was ich zu thun bekomme. Bis morgen ſollt Ihr die Brücke fertig haben." Der Bauer ging ſchlafen und der Burſche überlegte, woraus er die Brücke machen ſolle. Der Bauer hatte hundert Stück Schafe im Stalle. Der Burſche ſprach zu ſich: „Die werden für die Brücke recht ſein!" Er ſchlachtete alle Schafe und ſchnitt ihnen Füße

und Köpfe ab; ein Schaf kehrte er immer mit dem Rücken nach oben, das andere mit dem Bauche, und ſprach zu ſich: „So wird's gut ſein; das eine Schaf giebt einen harten, das andere einen weichen Tritt. So werd' ich's wohl dem Bauer recht machen!“ Als er alle Schafe verbraucht und die Brücke hergeſtellt hatte, ging er ſchlafen; die Füße und Köpfe jedoch vergrub er in den Miſt, damit ſie nicht ſichtbar wären, und die Lücken zwiſchen den Schafen verſchmierte er mit Lehm, um das Ganze unkenntlich zu machen.

Des Morgens fragte ihn der Bauer, ob die Brücke fertig ſei. Der Burſche ſagte: „Die Brücke iſt ſchon längſt fertig; ich hab' ſeitdem vortrefflich ausgeſchlafen. Kommt und ſeht, ob ich's Euch recht gemacht!“ Der Bauer ging ſammt der Bäuerin, um zu ſeh'n, wie's mit der Sache ſei. Als ſie auf die Brücke traten, war wirklich ein Tritt hart, der andere weich, nur wußten ſie nicht, was das für eine Bewandtniß habe. Der Burſche fragte den Bauer, ob er zufrieden ſei. Der Bauer entgegnete: „In der That, Du verdienſt alles Lob!“ Hierauf kam der Hirt um die Schafe auf die Weide zu treiben. Es fand ſich kein einziges Schaf im Stalle vor. Da erhob der Bauer ein Geſchrei, wohin die Schafe gerathen! Der Burſche ſprach: „Ihr habt ſie ja alle im Hofe auf der Brücke. Das eine iſt mit dem Rücken nach oben gekehrt und das iſt der harte Tritt; das andere iſt mit dem Bauche nach oben gekehrt und das iſt der weiche Tritt. Anders war's nicht möglich.“ — „Mein Gott und Herr!“ rief der Bauer, „daß Du mir ſolchen Schaden gemacht! Wo denkſt Du hin?“ — Der Burſche fragte: „Seid Ihr etwa böſe?“ — „Nu — nein — pah!“ verſetzte der Bauer. „Was ſollt' ich deshalb böſe ſein. Werde ſchon wieder Schafe bekommen!“

Des Abends beriethen ſich der Bauer und ſein Weib, wie ſie den Burſchen aus dem Hauſe ſchaffen könnten, es ſei hohe Zeit dazu. Das Weib ſprach: „Ich will zeitig früh auf den Birnbaum kriechen und wie der Kuckuk rufen, und Du ſag' ihm, es ſei ſchon ein Jahr um, bezahl' ihn und entlaſſ' ihn aus dem Dienſte!“ Zeitig früh that ſie ſo, kroch auf den Birnbaum und fing an wie der Kuckuk zu rufen. Der Bauer beſchied den Burſchen und ſprach: „Komm, Burſche, der Kuckuk ruft ſchon, das Jahr iſt um, ich will Dich bezahlen und Du

kannſt geh'n." — „Ich will mir nur den Kuckuk beſchauen," verſetzte der Burſche, „hab' noch mein Lebtag keinen geſeh'n." Er lief zu dem Birnbaum, ſchüttelte, und die Bäuerin fiel herunter und brach ſich das Bein. Als ſie aufſchrie, rannte der Bauer herbei, ſah die Bäuerin auf dem Boden liegen, hörte wie ſie fortwährend ſchrie, daß ſie das Bein gebrochen, trug ſie in die Stube und fing nun an zu weinen, daß ihm der Burſche ſo viel Schaden zugefügt, und auch noch ſein Weib krumm gemacht. Der Burſche fragte: „Seid Ihr etwa böſe?" — „Wer ſollte nicht böſe ſein bei ſolcher, ſolcher Kränkung!" rief der Bauer ärgerlich. Der Burſche nahm ſein Meſſer, ſchnitt ihm die Naſe ab und ſagte: „Gebt auch die Naſen meiner zwei Brüder her!" Der Bauer gab ſie ihm und der Burſche ging nach Hauſe, brachte den Brüdern ihre Naſen und ſprach: „Ihr ſeid geſcheidt und ich bin dumm. Da habt Ihr Euere Naſen und die Naſe des Bauers dazu!"

Die Brüder nahmen nun die Naſen und ſetzten ſie ſich an. Die Naſen hielten und ſo war's wieder gut. Dann trug der Burſche dem Bauer ſeine Naſe zurück; der ſetzte ſie ſich an, die Naſe hielt, und ſo war's gleichfalls wieder gut. Und der Bäuerin, die das Bein gebrochen, heilte das Bein, daß ſie grad ging wie zuvor, und ſo war's ebenfalls wieder gut. Und hiermit hat die Geſchichte von den Naſen ein Ende.

Vom Metallherſcher.

Es war eine Wittwe, und die hatte eine ſehr ſchöne Tochter. Die Mutter war ein demüthiges Weib, allein die Tochter war ein ſtolzes Mädchen. Es kamen viele Brautwerber, doch keiner war ihr recht, und je mehr ſich die Burſche um ſie bemühten, um deſto hoffärtiger ward ſie. Einſt in einer hellen Nacht erwachte die Mutter, und da ſie nicht gleich wieder einſchlafen konnte, nahm ſie den Roſenkranz von der Wand, und begann für das Heil ihrer Tochter zu beten, die ihr Sorgen machte. Die Tochter lag neben ihr und ſchlief. Die Mutter ſah mit Wohlgefallen auf ihr ſchönes Kind; da lächelt die Tochter im Schlaf. „Was mag wohl dem Mädchen Schönes träumen, daß ſie ſo lieblich lächelt!" denkt die Mutter, betet das Vaterunſer

zu Ende. [illegible] wieder auf, [illegible] die [illegible] das der Tochter [illegible] Das [illegible] die Mutter: „Aber Tochter, [illegible] geträumt, daß Du im Schlaf lachtest?" — „Was mir geträumt hat, Mutter? Es mir träumte, es komme um mich ein Herr in [illegible] nem Wagen, und [illegible] Sternlein, [illegible] die Sterne am Himmel funkelten. Und als ich in die Kirche kam, da schauten die Leute nicht auf die Mutter Gottes, als auf mich." — „Ach Kind, was für hoffärtige Träume hast Du!" sagte die alte Mutter und schüttelte den Kopf; die Tochter aber ging [illegible] an ihre Arbeit. Desselben Tags fuhr ein [illegible] zu dem Hof, und als [illegible] in guten [illegible] die Tochter zu [illegible] zu erbitten. Der Mutter gefiel der junge Bräutigam sehr, allein die [illegible] Tochter fertigte ihn ab, indem sie sprach: „Und wenn Du in silbernem Wagen um mich fährst, und mir einen Kranz gibst, dessen Sternlein wie die Sterne am Himmel funkeln, ich würde dennoch nicht mit Dir ziehen!" Der Bräutigam entfernte sich auf diese hoffärtigen Worte, und fuhr traurig von dannen. Die Mutter aber tadelte die Tochter.

In der zweiten Nacht erwachte die Mutter wieder, nahm den Rosenkranz, und betete für das Heil ihrer Tochter noch inbrünstiger. Auf einmal lacht diese im Schlaf laut auf. „Was träumt doch dem Mädchen!" denkt die Mutter, betet noch ein Vaterunser, und hängt den Rosenkranz wieder an die Wand, kann jedoch lange nicht einschlafen. Des Morgens fragte sie die Tochter beim Ankleiden: „Aber Tochter, was hat Dir wieder Sonderbares geträumt? Du lachtest ja im Schlaf laut auf." — „Was mir geträumt hat, Mutter? Es mir träumte, es komme um mich ein Herr in silbernem Wagen und schenke mir ein goldenes Stirnband. Und als ich in die Kirche kam, da schauten die Leute nicht so sehr auf die Mutter Gottes, als auf mich." „O was sprichst Du da, Kind! Was für hoffärtige Träume! Bete, Tochter, bete, daß Du nicht in Versuchung gerathest!" so tadelte sie die Mutter; allein die Tochter schlug die Thür zu und ging hinaus, um die Predigt der Mutter nicht anhören zu müssen. Desselben Tags

tig ſtrahlte, und inmitten der Ebene ſtand ein goldenes Schloß, mit Silber und Edelſteinen ausgelegt. In das Schloß führte der Metallherſcher ſeine Braut, und ſagte ihr, daß dies alles auch ihr gehöre. Mit Freude und Verwunderung beſchaute die junge Frau all den Reichthum; als ſie alles ringsumher betrachtet hatte, war ſie müde, und ſah es gern, daß die Bergmännchen einen goldenen Tiſch deckten. Sie fühlte Hunger. Sie ſetzte ſich alſo zu Tiſche. Es wurden Speiſen aus Kupfer aufgetragen, Speiſen aus Silber und aus Gold. Alle aßen, doch die Braut konnte nicht davon genießen. Sie bat daher den Bräutigam um ein Stückchen Brot. „Gern, meine Holde!“ ſagte der Metallherrſcher und ſogleich befahl er den Bergmännchen, einen Laib kupfernen Brots zu bringen. Es lief eins, und brachte einen Laib kupfernen Brots; allein die Braut konnte nicht davon eſſen. Der Metallherrſcher befahl einen Laib ſilbernen Brots zu bringen. Sie brachten einen Laib ſilbernen Brots; allein die Braut konnte nicht davon eſſen. Er befahl einen Laib goldenen Brots zu bringen; allein auch hiervon konnte die Braut nicht eſſen. „Gern würde ich Dir dienen, meine Holde; doch haben wir kein anderes Brot,“ ſagte der Metallherrſcher. Da ſah die Braut, daß es übel mit ihr ſtehe, und brach in Thränen aus; allein der Metallherrſcher ſprach zu ihr: „Es hilft nichts, daß Du weinſt und wehklagſt. Du haſt gewußt, was für Brot Du erkieſt. Wie Du gewählt, ſo haſt Du's nun.“ Und ſo wars und nicht anders. Was geſchehen war, ließ ſich nicht ungeſchehen machen, die Braut mußte unter der Erde bleiben, und wird dort von Hunger gequält, weil ſie nur nach Gold verlangte.

Nur an drei Tagen im Jahre iſt ihr's geſtattet, an's Sonnenlicht hinauszugehen, wenn nämlich der Metallherrſcher die Pforten zu den Schätzen der Erde öffnet. Das iſt an den drei Bittagen. [6]) Da läßt er ſie hinaus, und ſie bettelt um Brot.

Der luſtige Schwanda.

Schwanda, der Dudelſackpfeifer, war ein luſtiger Geſelle, und wie jeder ordentliche Muſikant, immer durſtig, dabei ein großer Liebhaber des Kartenſpiels, beſonders des ſogenannten „Straſchak.“ [7]) Hatte er den Zuhörern nach ihrem Gefallen vorgedudelt, machte er ſich gern einen guten Tag, und ſprach gewöhnlich ſolange dem Kruge zu, und ſetzte im Spiel, bis ihm Alles, was er verdient hatte, wieder aus der Taſche flog, und er ſo leer wegging, als er gekommen war. Dabei ergötzte er auch ohne Dudelſack die Geſellſchaft mit ſeinen Späßen und witzigen Einfällen, ſo daß kaum Jemand die Schenke verließ, ſolange Schwanda dort war, und noch heutzutag pflegt man im Böhmiſchen ſtatt: „Das iſt ein Juks,“ zu ſagen: „Das iſt eine Schwande.“

Es geſchah eines Tages, daß Schwanda, nachdem er in Mokran am Kirchweihfeſt von Mittag bis Mitternacht auf dem Dudelſack gepfiffen und manchen Silbergroſchen erworben, den Dudelſack weglegte, trotz allem Drängen und Zureden des jungen Volks, das ihn bat, bis zum Morgen auszuhalten, und ihm reichen Lohn dafür verhieß. Schwanda verdroß es ſchon, nur fremder Fröhlichkeit zu dienen; er wollte auch ſein Vergnügen haben. Er ſetzte ſich daher unter die Nachbarn und begann auf eigne Rechnung zu trinken, und die Geſellſchaft mit mancher Schnake und manch ſcherzhaftem Wort zum Lachen zu reizen. Endlich bekam er Luſt, Karten zu ſpielen, und forderte die Nachbarn zum Straſchak auf; doch fand ſich wider Erwarten Niemand, der mit ihm geſpielt hätte. Schwanda war nicht gewohnt, aus dem Wirthshaus zu geh'n, ſolang' er noch einen nicht verthanen Groſchen in der Taſche hatte, und heut' hatte er ſich hübſch viel Geld verdient, war alſo ungewöhnlich ſpielluſtig. Dazu hatte er ein wenig zu tief in den Krug geguckt, und in ſeinem obern Stockwerk war es ſichtbar nicht richtig. Er gab keine Ruh', er wollte ſpielen, und als er ſah, daß ihm die Nachbarn durchaus nicht willfahrten, erhob er ſich ärgerlich, bezahlte ſeine Schuld und verließ die Schenke. „In Draſic,“ ſprach er unterwegs zu ſich, indem er mit unſicherem Fuß dahinſchritt, „dort iſt Wallfahrt, und der Schulmeiſter und der

fuhr ein Herrſchaftswagen in den Hof, und es kamen Edelleute, ſie als Gattin zu Herrenbrot zu erbitten. Die Mutter ſchätzte ſich das für eine Ehre; die Tochter aber fertigte ſie ſtolz ab, indem ſie ſprach: „Und wenn Ihr in ſilbernem Wagen um mich kämet, und mir ein goldenes Stirnband brächtet, ich würde dennoch nicht mit Euch zieh'n!“ Die Brautwerber empfahlen ſich; allein die Mutter ſchalt die Tochter und wehklagte: „Ach Tochter, laß ab vom Stolz! Der Stolz ſchmeckt nach der Hölle.“ Die Tochter verlachte ſie jedoch.

In der dritten Nacht ſchlief die Tochter neben der Mutter; allein die Mutter konnte vor Sorgen nicht einſchlafen, und gab den Roſenkranz gar nicht aus der Hand. Da ſchlägt die Tochter im Schlaf ein helles Gelächter auf. „Gott,“ ruft die Mutter ärgerlich, „was träumt dem unglücklichen Kinde wieder!“ und betet, betet bis zum lichten Tage für das Heil ihrer Tochter. „Aber Tochter, was hat Dir denn Nacht wieder geträumt? Du ſchlugſt ja im Schlaf ein helles Gelächter auf,“ fragte ſie die Tochter, als dieſe erwachte. — „Wollt Ihr mich wieder ausſchelten?“ entgegnete die Tochter. „Sag' mir's, Fex' mir's!“ drang die Mutter in ſie. — „Nun, mir träumte, ſie kämen in goldenem Wagen um mich und brächten mir ein Gewand von lauter Golde. Und als ich in die Kirche kam, da ſchauten die Leute mir auf mich!“ Die Mutter rang die Hände, die Tochter aber ſprang aus dem Bette, nahm ihre Kleider und lief, ſich außen anzukleiden, damit ſie die Ermahnung der Mutter nicht anhören müßte. Desſelben Tages fuhren drei Wagen in den Hof, ein kupferner, ein ſilberner und ein goldener. Vor den erſten waren zwei, vor den zweiten vier, vor den dritten gar acht ſtolze Roſſe geſpannt. Aus dem kupfernen und ſilbernen Wagen ſprangen Edelknaben mit rothen Hoſen und goldnen Kappen und Dolmanen; [3]) aus dem goldenen Wagen aber ſprang ein ſchöner Herr in einem Gewand von lauter Golde. Alle gingen gerade in die Stube, und der junge Herr bat die Mutter um die Tochter. „Ei wenn wir nur ſolches Glückes würdig wären!“ entſchuldigte ſich die Mutter; die Tochter aber dachte bei ſich, als ſie den Herrn erblickte: „Das iſt ja derſelbe, von dem mir träumte!“ und begab ſich hurtig in die Kammer, um den Strauß zu binden. [4]) Als ſie den Strauß gebunden und dem Bräutigam als

Pfand gereicht hatte, bekam ſie von ihm einen Ring mit Steinlein, die wie die Sterne am Himmel funkelten, ein goldenes Stirnband und ein Gewand von lauter Golde. Hurtig begab ſie ſich in die Kammer, um ſich anzukleiden, und die Mutter, ſorgenvoll, fragte den Bräutigam: „Und zu was für Brot erbittet Ihr meine Tochter?“ — „Bei uns iſt das Brot von Kupfer, von Silber und von Gold. Sie kann ſich wählen, welches ihr beliebt!“ erwiederte der Bräutigam. Die Mutter wunderte ſich über alles das; doch die Tochter hatte keine Sorgen und fragte nach nichts. Als ſie das goldene Gewand angelegt hatte, war ſie überaus ſchön. Der Bräutigam faßte ſie bei der Hand, und ſie gingen ſogleich zur Trauung, ohne daß die Tochter früher um den Segen der Mutter bat, ohne daß ſie nach althergekömmlicher Sitte von dem Mädchenthume Abſchied nahm. [5]) Die Mutter, angſtgequält, ſtand an der Schwelle und betete für das Paar. Als die Trauung vorüber war, ſetzte ſich die Braut mit dem Bräutigam in den goldenen Wagen, das Geleite in den ſilbernen und den kupfernen, und ſo fuhren ſie von dannen, ohne daß die Tochter der Mutter Lebewohl ſagte.

Sie fuhren und fuhren, bis ſie zu einem Felſen gelangten, in den ein großes Loch ging, groß wie ein Stadtthor. In dieſes Thor lenkten plötzlich die Roſſe. Als ſie innen waren, kam ein furchtbares Erdbeben, ſo daß der Felſen hinter ihnen einſtürzte. Sie befanden ſich in der Dunkelheit. Die Braut erſchrak heftig und fürchtete ſich; doch der Bräutigam ſprach zu ihr: „Fürchte Dich nicht und warte nur! Es wird ſchon hell, es wird ſchon ſchön werden.“ Und jetzt kamen von allen Seiten Bergmännchen gelaufen mit rothen Hoſen und grünen Kappen, brennende Fackeln in der Hand, und die begrüßten alle ihren Herrn, den Metallherſcher, und leuchteten ihm. Nun erſt ſah die hoffärtige Braut, wem ſie gefolgt war, wen ſie zum Gatten habe. Doch machte ihr das keinen Kummer. Aus dem finſtern Felſen gelangten ſie in ungeheuere Wälder und in Berge, die himmelhoch empor reichten; aber all die Fichten, Tannen, Buchen, all die Berge waren von Blei. Als ſie die Berge hinter ſich hatten, kam wieder ein Erdbeben, ſo daß alles hinter ihnen einſtürzte. Aus den bleiernen Bergen gelangten ſie auf eine ſchöne Ebene, wo alles präch-

Des folgenden Morgens ward er wieder in die Scheuer geſchickt. Da er wieder kein Frühſtück bekam, ward er böſe. Der Bauer nahm ſein Meſſer, ſchnitt ihm die Naſe ab, und entließ ihn aus dem Dienſte. Er kam nach Hauſe zurück, doch ſeine Naſe brachte er nicht mit. Da ſagte der Vater: „Da Du ſo ſchön gedient, daß Du keine Naſe mitbringſt, ſo wird der Jüngere dienen gehen, und Du bleibſt zu Hauſe!“

Der Zweite machte ſich auf und ging. Er kam zu demſelben Bauer, bei dem der Aelteſte gedient. Sie ſchloſſen wieder einen Vertrag, wie der erſte geweſen. Der Bauer ſchickte den Burſchen auf die Tenne. Er droſch einen ganzen Tag und erhielt nichts zu eſſen. Des folgenden Morgens erhielt er kein Frühſtück. Da ward er böſe und verlor gleichfalls ſeine Naſe, wie ſein Bruder, und dann entließ ihn der Bauer aus dem Dienſte.

Als der Zweite ohne Naſe nach Hauſe kam, meldete ſich der Jüngſte. Den hielten ſie für dumm und pflegten ihn zu verlachen. Er verlangte deſſenungeachtet, ſie möchten ihm ſagen, wo der Bauer wohne; er woll' es verſuchen. Sie ſagten's ihm, und verlachten ihn im voraus, daß es ihm eben ſo ergehen werde wie ihnen. Er aber machte ſich auf, kam zu dem Bauer, und fragte ihn, ob er ihn aufnehmen wolle. Der Bauer willigte ein. Sie ſchloſſen wieder einen Vertrag, daß weder der Bauer auf den Burſchen, noch der Burſche auf den Bauer böſe werden dürfe; wer böſe würde, der ſollte die Naſe verlieren. Der Burſche ſagte: „'s mag ſein!“ und fragte gleich, was er zu thun habe. Der Bauer entgegnete: „Du wirſt auf die Tenne dreſchen geh'n!“ Als die Zeit zum Frühſtück kam, wurden die anderen Dreſcher gerufen, er nicht. Er füllte Getreide in einen Sack, ging es verkaufen, und kaufte ſich ein gutes Frühſtück für das Geld. Der Bauer, der nichts davon wußte, fragte ihn nach dem Frühſtück: „Aergerſt Du Dich? Biſt Du böſe?“ — „Bah,“ verſetzte der Burſche, „warum ſollt' ich mich eines Frühſtücks wegen ärgern! Das thut nichts!“

Des Mittags riefen ſie ihn nicht zum Mittagmahl. Er füllte Getreide in zwei Säcke, und trug es wieder zum Verkaufe; denn er dachte, er müſſe doch beſſer mittagmahlen als frühſtücken, müſſe alſo mehr Getreide nehmen. Nach dem Mittagmahl fragte ihn der

Bauer wieder, ob er böſe ſei, „Was ſollt' ich böſe ſein!“ entgegnete der Burſche, „hab' ja beſſer gemittagmahlt als Ihr!“

Des Abends riefen ſie ihn nicht zum Abendbrot, ſondern hießen ihn in der Scheuer Acht geben. Er füllte nur in einen Sack Getreide, verkaufte es und ſchaffte ſich ſein Abendbrot. Der Bauer erfuhr endlich, daß der Burſche Getreide verkaufte und ſagte zu ſeinem Weibe: „Weib, das iſt ein Schelm! Wir müſſen ihm doch zu eſſen geben, ſonſt würd' er uns alles Getreide verkaufen!“ Der Burſche fragte nun den Bauer, ob er böſe ſei. „Pah,“ verſetzte der Bauer, „was liegt an einem Bischen Getreide! Was ſollt' ich deshalb böſe ſein!“ — Des nächſten Tages gab er ihm ſchon zu eſſen.

Als ausgedroſchen war, ſagte der Bauer zu dem Burſchen: „Burſche, Du wirſt Miſt fahren!“ Der Burſche fragte: „Wohin?“ Der Bauer ſprach: „Der Hund wird mit Dir gehen und Dir den Platz zeigen. Wo er ſich hinlegt, dort lade den Miſt ab!“ Der Burſche führte Miſt, und der Hund ging mit ihm. Der Hund kam zu einer vom Waſſer ausgewaſchenen Grube und legte ſich hinein, weil es heiß war und er nicht bis auf das Feld zu laufen vermocht. Der Burſche lud den Miſt in die Grube ab. Als er abgeladen, fuhr er zurück, um wieder aufzuladen und ſo fuhr er vierzigmal Miſt hin. Der Bauer ging zuletzt, ſich das Feld anzuſchauen, und ſah ſoviel Miſt in der Grube am Wege liegen, und auf dem Felde keinen. Er eilte nach Hauſe und ſchalt den Burſchen aus, daß er ihm ſoviel Schaden gemacht; der Miſt ſei in der Grube, und auf dem Felde nichts. Der Burſche ſagte: „Wo mir's der Hund gezeigt, und wo er ſich hingelegt, dort lud ich den Miſt ab, wie Ihr mir's befohlen. Aber ſagt mir, ſeid Ihr deshalb böſe?“ — „Pah,“ verſetzte der Bauer, „was ſollt' ich böſe ſein des Miſtes wegen!“

Es kam der Sonntag. Der Bauer und die Bäuerin ſchickten ſich an, in die Kirche zu gehen, und befahlen dem Burſchen: „Du wirſt indeß das Eſſen kochen! Stell' das Fleiſch zum Feuer und gieb Kartoffeln in die Suppe, auch Peterſilie dazu!“ — Der Burſche kochte das Eſſen. – Sie hatten einen kleinen Hund, der Peterſilchen hieß; er nahm ihn, ſchlug ihn todt und ließ ihn mit dem Fleiſche kochen. Als ſie nach Hauſe kamen, trug die Bäuerin dem kleinen Hunde ſein Eſſen hin; doch der Hund fand ſich in ſeiner Hütte nicht vor. Sie fragte,

wo Peterſilchen hingerathen. Der Burſche ſagte, ſie habe ihm ja befohlen, den Hund mit dem Fleiſche zu kochen. Da ſchrie ſie wehklagend, ſie habe ihm befohlen, Peterſilie aus dem Garten zum Fleiſch zu geben, nicht aber Peterſilchen den Hund, das liebe, ſchöne, gute Thier! — Der Burſche fragte den Bauer, ob er böſe ſei. „Bah," verſetzte der Bauer, „was ſollt' ich böſe ſein des Hundes wegen!"

Ein anderes Mal war ein aufgehobener Feiertag. 2) Der Bauer ging mit der Bäuerin in die Kirche und ſagte zu dem Burſchen: „Wenn die Meſſe aus iſt, und Du ſiehſt, daß Andere arbeiten, thu' desgleichen!" Zum benachbarten Bauer kamen Zimmerleute, ſein Dach neu zu decken, und warfen die alten Schindeln hinab. Als der Burſche dies ſah, nahm er die Leiter, kroch auf das Dach, und warf auch von ſeines Bauers Dache die Schindeln hinab; dieſe aber waren erſt neu gelegt. Als der Bauer aus der Kirche kam, war bereits das ganze Dach abgedeckt. Er rief: „Was haſt Du mir da für Schaden gethan!" Der Burſche entgegnete! „Ihr hattet mir ja befohlen, wenn Andere arbeiteten, ſolle ich desgleichen thun; beim Nachbar warfen ſie die Schindeln hinab, ich that desgleichen, wie Ihr befohlen. Aber ſagt mir, ſeid Ihr böſe?" — „Nu — nein — pah!" verſetzte der Bauer. „Was ſollt ich deshalb böſe ſein! Das macht mich noch nicht arm!"

Des Abends beriethen ſich der Bauer und ſein Weib, was für eine Arbeit ſie dem Burſchen auferlegen ſollten, damit er davonliefe; ſie meinten, daß er ein Schurke ſei, und daß er ihnen noch vielen Schaden anrichten würde, bevor ein Jahr zu Ende gehe. Ihr Plan war geſchmiedet, und der Bauer ging und ſagte zu dem Burſchen: „Wir haben einen äußerſt moraſtigen Hof. Du wirſt eine Brücke über den Hof machen, doch ſo, daß immer ein Tritt hart, der andere weich iſt." Der Bauer dachte ſich: „Die Brücke wird er nicht zu Stande bringen!" Allein der Burſche ſagte: „Das kann geſcheh'n; mir iſt's eins, was ich zu thun bekomme. Bis morgen ſollt Ihr die Brücke fertig haben." Der Bauer ging ſchlafen und der Burſche überlegte, woraus er die Brücke machen ſolle. Der Bauer hatte hundert Stück Schafe im Stalle. Der Burſche ſprach zu ſich: „Die werden für die Brücke recht ſein!" Er ſchlachtete alle Schafe und ſchnitt ihnen Füße

und Köpfe ab; ein Schaf kehrte er immer mit dem Rücken nach oben, das andere mit dem Bauche, und ſprach zu ſich: „So wird's gut ſein; das eine Schaf giebt einen harten, das andere einen weichen Tritt. So werd' ich's wohl dem Bauer recht machen!“ Als er alle Schafe verbraucht und die Brücke hergeſtellt hatte, ging er ſchlafen; die Füße und Köpfe jedoch vergrub er in den Miſt, damit ſie nicht ſichtbar wären, und die Lücken zwiſchen den Schafen verſchmierte er mit Lehm, um das Ganze unkenntlich zu machen.

Des Morgens fragte ihn der Bauer, ob die Brücke fertig ſei. Der Burſche ſagte: „Die Brücke iſt ſchon längſt fertig; ich hab' ſeitdem vortrefflich ausgeſchlafen. Kommt und ſeht, ob ich's Euch recht gemacht!“ Der Bauer ging ſammt der Bäuerin, um zu ſeh'n, wie's mit der Sache ſei. Als ſie auf die Brücke traten, war wirklich ein Tritt hart, der andere weich, nur wußten ſie nicht, was das für eine Bewandtniß habe. Der Burſche fragte den Bauer, ob er zufrieden ſei. Der Bauer entgegnete: „In der That, Du verdienſt alles Lob!“ Hierauf kam der Hirt um die Schafe auf die Weide zu treiben. Es fand ſich kein einziges Schaf im Stalle vor. Da erhob der Bauer ein Geſchrei, wohin die Schafe gerathen! Der Burſche ſprach: „Ihr habt ſie ja alle im Hofe auf der Brücke. Das eine iſt mit dem Rücken nach oben gekehrt und das iſt der harte Tritt; das andere iſt mit dem Bauche nach oben gekehrt und das iſt der weiche Tritt. Anders war's nicht möglich.“ — „Mein Gott und Herr!“ rief der Bauer, „daß Du mir ſolchen Schaden gemacht! Wo denkſt Du hin?“ — Der Burſche fragte: „Seid Ihr etwa böſe?“ — „Nu — nein — pah!“ verſetzte der Bauer. „Was ſollt' ich deshalb böſe ſein. Werde ſchon wieder Schafe bekommen!“

Des Abends beriethen ſich der Bauer und ſein Weib, wie ſie den Burſchen aus dem Hauſe ſchaffen könnten, es ſei hohe Zeit dazu. Das Weib ſprach: „Ich will zeitig früh auf den Birnbaum kriechen und wie der Kuckuk rufen, und Du ſag' ihm, es ſei ſchon ein Jahr um, bezahl' ihn und entlaſſ' ihn aus dem Dienſte!“ Zeitig früh that ſie ſo, kroch auf den Birnbaum und fing an wie der Kuckuk zu rufen. Der Bauer beſchied den Burſchen und ſprach: „Komm, Burſche, der Kuckuk ruft ſchon, das Jahr iſt um, ich will Dich bezahlen und Du

kannſt geh'n." — „Ich will mir nur den Kuckuk beſchauen," verſetzte der Burſche, „hab' noch mein Lebtag keinen geſeh'n." Er lief zu dem Birnbaum, ſchüttelte, und die Bäuerin fiel herunter und brach ſich das Bein. Als ſie aufſchrie, rannte der Bauer herbei, ſah die Bäuerin auf dem Boden liegen, hörte wie ſie fortwährend ſchrie, daß ſie das Bein gebrochen, trug ſie in die Stube und fing nun an zu weinen, daß ihm der Burſche ſo viel Schaden zugefügt, und auch noch ſein Weib krumm gemacht. Der Burſche fragte: „Seid Ihr etwa böſe?" — „Wer ſollte nicht böſe ſein bei ſolcher, ſolcher Kränkung!" rief der Bauer ärgerlich. Der Burſche nahm ſein Meſſer, ſchnitt ihm die Naſe ab und ſagte: „Gebt auch die Naſen meiner zwei Brüder her!" Der Bauer gab ſie ihm und der Burſche ging nach Hauſe, brachte den Brüdern ihre Naſen und ſprach: „Ihr ſeid geſcheidt und ich bin dumm. Da habt Ihr Euere Naſen und die Naſe des Bauers dazu!"

Die Brüder nahmen nun die Naſen und ſetzten ſie ſich an. Die Naſen hielten und ſo war's wieder gut. Dann trug der Burſche dem Bauer ſeine Naſe zurück; der ſetzte ſie ſich an, die Naſe hielt, und ſo war's gleichfalls wieder gut. Und der Bäuerin, die das Bein gebrochen, heilte das Bein, daß ſie grad ging wie zuvor, und ſo war's ebenfalls wieder gut. Und hiermit hat die Geſchichte von den Naſen ein Ende.

Vom Metallherſcher.

Es war eine Wittwe, und die hatte eine ſehr ſchöne Tochter. Die Mutter war ein demüthiges Weib, allein die Tochter war ein ſtolzes Mädchen. Es kamen viele Brautwerber, doch keiner war ihr recht, und je mehr ſich die Burſche um ſie bemühten, um deſto hoffärtiger ward ſie. Einſt in einer hellen Nacht erwachte die Mutter, und da ſie nicht gleich wieder einſchlafen konnte, nahm ſie den Roſenkranz von der Wand, und begann für das Heil ihrer Tochter zu beten, die ihr Sorgen machte. Die Tochter lag neben ihr und ſchlief. Die Mutter ſah mit Wohlgefallen auf ihr ſchönes Kind; da lächelt die Tochter im Schlaf. „Was mag wohl dem Mädchen Schönes träumen, daß ſie ſo lieblich lächelt!" denkt die Mutter, betet das Vaterunſer

zu Ende, hängt den Roſenkranz wieder auf, legt ihr Haupt neben das der Tochter und ſchläft ein. Des Morgens fragte ſie die Tochter: „Aber Tochter, ſag' mir, was hat Dir heut Nachts Schönes geträumt, daß Du im Schlaf lächelteſt?“ — „Was mir geträumt hat, Mutter? Ei mir träumte, es komme um mich ein Herr in kupfernem Wagen, und gebe mir einen Ring mit Steinlein, die wie die Sterne am Himmel funkelten. Und als ich in die Kirche kam, da ſchauten die Leute nur auf die Mutter Gottes und auf mich.“ — „Ach Kind, was für hoffärtige Träume haſt Du!“ ſagte die alte Mutter und ſchüttelte den Kopf; die Tochter aber ging ſingend an ihre Arbeit. Desſelben Tags fuhr ein Bauernwagen in den Hof, und es kam ein in gutem Rufe ſtehender Dorfburſche, ſie als Gattin zu Bauernbrot zu erbitten. Der Mutter gefiel der junge Bräutigam ſehr, allein die ſtolze Tochter fertigte ihn ab, indem ſie ſprach: „Und wenn Du in kupfernem Wagen um mich kämſt, und mir einen Ring gäbſt, deſſen Steinlein wie die Sterne am Himmel funkelten, ich würde dennoch nicht mit Dir ziehen!“ Der Bräutigam empfahl ſich auf dieſe hoffärtigen Worte, und fuhr traurig von dannen. Die Mutter aber tadelte die Tochter.

In der zweiten Nacht erwachte die Mutter wieder, nahm den Roſenkranz, und betete für das Heil ihrer Tochter noch inbrünſtiger. Auf einmal lacht dieſe im Schlaf laut auf. „Was träumt doch dem Mädchen!“ denkt die Mutter, betet noch ein Vaterunſer, und hängt den Roſenkranz wieder an die Wand, kann jedoch lange nicht einſchlafen. Des Morgens fragte ſie die Tochter beim Ankleiden: „Aber Tochter, was hat Dir wieder Sonderbares geträumt? Du lachteſt ja im Schlaf laut auf.“ — „Was mir geträumt hat, Mutter? Ei mir träumte, es komme um mich ein Herr in ſilbernem Wagen und ſchenke mir ein goldenes Stirnband. Und als ich in die Kirche kam, da ſchauten die Leute nicht ſo ſehr auf die Mutter Gottes, als auf mich.“ „O was ſprichſt Du da, Kind! Was für hoffärtige Träume! Bete, Tochter, bete, daß Du nicht in Verſuchung geratheſt!“ ſo tadelte ſie die Mutter; allein die Tochter ſchlug die Thür zu und ging hinaus, um die Predigt der Mutter nicht anhören zu müſſen. Desſelben Tags

fuhr ein Herrſchaftswagen in den Hof, und es kamen Edelleute, ſie als Gattin zu Herrenbrot zu erbitten. Die Mutter ſchätzte ſich das für eine Ehre; die Tochter aber fertigte ſie ſtolz ab, indem ſie ſprach: „Und wenn Ihr in ſilbernem Wagen um mich kämet, und mir ein goldenes Stirnband brächtet, ich würde dennoch nicht mit Euch zieh'n!“ Die Brautwerber empfahlen ſich; allein die Mutter ſchalt die Tochter und wehklagte: „Ach Tochter, laß ab vom Stolz! Der Stolz ſchmeckt nach der Hölle.“ Die Tochter verlachte ſie jedoch.

In der dritten Nacht ſchlief die Tochter neben der Mutter; allein die Mutter konnte vor Sorgen nicht einſchlafen, und gab den Roſenkranz gar nicht aus der Hand. Da ſchlägt die Tochter im Schlaf ein helles Gelächter auf. „Gott,“ ruft die Mutter ärgerlich, „was träumt dem unglücklichen Kinde wieder!“ und betet, betet bis zum lichten Tage für das Heil ihrer Tochter. „Aber Tochter, was hat Dir heut Nacht wieder geträumt? Du ſchlugſt ja im Schlaf ein helles Gelächter auf,“ fragte ſie die Tochter, als dieſe erwachte. — „Wollt Ihr mich wieder auszanken?“ entgegnete die Tochter. „Sag' mir's, ſag' mir's!“ drang die Mutter in ſie. — „Nun, mir träumte, ſie kämen in goldenem Wagen um mich und brächten mir ein Gewand von lauter Golde. Und als ich in die Kirche kam, da ſchauten die Leute nur auf mich!“ Die Mutter rang die Hände, die Tochter aber ſprang aus dem Bette, nahm ihre Kleider und lief, ſich außen anzukleiden, damit ſie die Ermahnung der Mutter nicht anhören müßte. Desſelben Tags fuhren drei Wagen in den Hof, ein kupferner, ein ſilberner und ein goldener. Vor den erſten waren zwei, vor den zweiten vier, vor den dritten gar acht ſtolze Roſſe geſpannt. Aus dem kupfernen und ſilbernen Wagen ſprangen Edelknaben mit rothen Hoſen und grünen Kappen und Dolmanen; [3]) aus dem goldenen Wagen aber ſprang ein ſchöner Herr in einem Gewand von lauter Golde. Alle gingen gerade in die Stube, und der junge Herr bat die Mutter um die Tochter. „Ei wenn wir nur ſolches Glückes würdig wären!“ entſchuldigte ſich die Mutter; die Tochter aber dachte bei ſich, als ſie den Herrn erblickte: „Das iſt ja derſelbe, von dem mir träumte!“ und begab ſich hurtig in die Kammer, um den Strauß zu binden. [4]) Als ſie den Strauß gebunden und dem Bräutigam als

Pfand gereicht hatte, bekam ſie von ihm einen Ring mit Steinlein, die wie die Sterne am Himmel funkelten, ein goldenes Stirnband und ein Gewand von lauter Golde. Hurtig begab ſie ſich in die Kammer, um ſich anzukleiden, und die Mutter, ſorgenvoll, fragte den Bräutigam: „Und zu was für Brot erbittet Ihr meine Tochter?“ — „Bei uns iſt das Brot von Kupfer, von Silber und von Gold. Sie kann ſich wählen, welches ihr beliebt!“ erwiederte der Bräutigam. Die Mutter wunderte ſich über alles das; doch die Tochter hatte keine Sorgen und fragte nach nichts. Als ſie das goldene Gewand angelegt hatte, war ſie überaus ſchön. Der Bräutigam faßte ſie bei der Hand, und ſie gingen ſogleich zur Trauung, ohne daß die Tochter früher um den Segen der Mutter bat, ohne daß ſie nach althergebrachter Sitte von dem Mädchenthume Abſchied nahm. [5]) Die Mutter, angſtgequält, ſtand an der Schwelle und betete für das Paar. Als die Trauung vorüber war, ſetzte ſich die Braut mit dem Bräutigam in den goldenen Wagen, das Geleite in den ſilbernen und den kupfernen, und ſo fuhren ſie von dannen, ohne daß die Tochter der Mutter Lebewohl ſagte.

Sie fuhren und fuhren, bis ſie zu einem Felſen gelangten, in den ein großes Loch ging, groß wie ein Stadtthor. In dieſes Thor lenkten plötzlich die Roſſe. Als ſie innen waren, kam ein furchtbares Erdbeben, ſo daß der Felſen hinter ihnen einſtürzte. Sie befanden ſich in der Dunkelheit. Die Braut erſchrak heftig und fürchtete ſich; doch der Bräutigam ſprach zu ihr: „Fürchte Dich nicht und warte nur! Es wird ſchon hell, es wird ſchon ſchön werden.“ Und jetzt kamen von allen Seiten Bergmännchen gelaufen mit rothen Hoſen und grünen Kappen, brennende Fackeln in der Hand, und die begrüßten alle ihren Herrn, den Metallherſcher, und leuchteten ihm. Nun erſt ſah die hoffärtige Braut, wem ſie gefolgt war, wen ſie zum Gatten habe. Doch machte ihr das keinen Kummer. Aus dem finſtern Felſen gelangten ſie in ungeheuere Wälder und in Berge, die himmelhoch empor reichten; aber all die Fichten, Tannen, Buchen, all die Berge waren von Blei. Als ſie die Berge hinter ſich hatten, kam wieder ein Erdbeben, ſo daß alles hinter ihnen einſtürzte. Aus den bleiernen Bergen gelangten ſie auf eine ſchöne Ebene, wo alles präch-

tig ſtrahlte, und inmitten der Ebene ſtand ein goldenes Schloß, mit Silber und Edelſteinen ausgelegt. In das Schloß führte der Metallherſcher ſeine Braut, und ſagte ihr, daß dies alles auch ihr gehöre. Mit Freude und Verwunderung beſchaute die junge Frau all den Reichthum; als ſie alles ringsumher betrachtet hatte, war ſie müde, und ſah es gern, daß die Bergmännchen einen goldenen Tiſch deckten. Sie fühlte Hunger. Sie ſetzte ſich alſo zu Tiſche. Es wurden Speiſen aus Kupfer aufgetragen, Speiſen aus Silber und aus Gold. Alle aßen, doch die Braut konnte nicht davon genießen. Sie bat daher den Bräutigam um ein Stückchen Brot. „Gern, meine Holde!“ ſagte der Metallherrſcher und ſogleich befahl er den Bergmännchen, einen Laib kupfernen Brots zu bringen. Es lief eins, und brachte einen Laib kupfernen Brots; allein die Braut konnte nicht davon eſſen. Der Metallherrſcher befahl einen Laib ſilbernen Brots zu bringen. Sie brachten einen Laib ſilbernen Brots; allein die Braut konnte nicht davon eſſen. Er befahl einen Laib goldenen Brots zu bringen; allein auch hiervon konnte die Braut nicht eſſen. „Gern würde ich Dir dienen, meine Holde; doch haben wir kein anderes Brot,“ ſagte der Metallherrſcher. Da ſah die Braut, daß es übel mit ihr ſtehe, und brach in Thränen aus; allein der Metallherrſcher ſprach zu ihr: „Es hilft nichts, daß Du weinſt und wehklagſt. Du haſt gewußt, was für Brot Du erfreiſt. Wie Du gewählt, ſo haſt Du's nun.“ Und ſo wars und nicht anders. Was geſchehen war, ließ ſich nicht ungeſchehen machen, die Braut mußte unter der Erde bleiben, und wird dort von Hunger gequält, weil ſie nur nach Gold verlangte.

Nur an drei Tagen im Jahre iſt ihr's geſtattet, an's Sonnenlicht hinauszugehen, wenn nämlich der Metallherrſcher die Pforten zu den Schätzen der Erde öffnet. Das iſt an den drei Bittagen. [6]) Da läßt er ſie hinaus, und ſie bettelt um Brot.

Der luſtige Schwanda.

Schwanda, der Dudelſackpfeifer, war ein luſtiger Geſelle, und wie jeder ordentliche Muſikant, immer durſtig, dabei ein großer Liebhaber des Kartenſpiels, beſonders des ſogenannten „Straſchak.“ [7]) Hatte er den Zuhörern nach ihrem Gefallen vorgedudelt, machte er ſich gern einen guten Tag, und ſprach gewöhnlich ſolange dem Kruge zu, und ſetzte im Spiel, bis ihm Alles, was er verdient hatte, wieder aus der Taſche flog, und er ſo leer wegging, als er gekommen war. Dabei ergötzte er auch ohne Dudelſack die Geſellſchaft mit ſeinen Späßen und witzigen Einfällen, ſo daß kaum Jemand die Schenke verließ, ſolange Schwanda dort war, und noch heutzutag pflegt man im Böhmiſchen ſtatt: „Das iſt ein Juks,“ zu ſagen: „Das iſt eine Schwande.“

Es geſchah eines Tages, daß Schwanda, nachdem er in Mokran am Kirchweihfeſt von Mittag bis Mitternacht auf dem Dudelſack gepfiffen und manchen Silbergroſchen erworben, den Dudelſack weglegte, trotz allem Drängen und Zureden des jungen Volks, das ihn bat, bis zum Morgen auszuhalten, und ihm reichen Lohn dafür verhieß. Schwanda verdroß es ſchon, nur fremder Fröhlichkeit zu dienen; er wollte auch ſein Vergnügen haben. Er ſetzte ſich daher unter die Nachbarn und begann auf eigne Rechnung zu trinken, und die Geſellſchaft mit mancher Schnake und manch ſcherzhaftem Wort zum Lachen zu reizen. Endlich bekam er Luſt, Karten zu ſpielen, und forderte die Nachbarn zum Straſchak auf; doch fand ſich wider Erwarten Niemand, der mit ihm geſpielt hätte. Schwanda war nicht gewohnt, aus dem Wirthshaus zu geh'n, ſolang' er noch einen nicht verthanen Groſchen in der Taſche hatte, und heut' hatte er ſich hübſch viel Geld verdient, war alſo ungewöhnlich ſpielluſtig. Dazu hatte er ein wenig zu tief in den Krug geguckt, und in ſeinem obern Stockwerk war es ſichtbar nicht richtig. Er gab keine Ruh', er wollte ſpielen, und als er ſah, daß ihm die Nachbarn durchaus nicht willfahrten, erhob er ſich ärgerlich, bezahlte ſeine Schuld und verließ die Schenke. „In Draźic,“ ſprach er unterwegs zu ſich, indem er mit unſicherem Fuß dahinſchritt, „dort iſt Wallfahrt, und der Schulmeiſter und der

Richter ſind gern luſtig und verachten ein Spielchen nicht. Ja, in Drazic will ich feſtſitzen, juchuchu!“ Und dabei ſprang er in die Höh' und ſchnalzte mit dem Daumen, daß er noch zehn Schritte forttaumelte, eh' er ſeinen Leib, da der Kopf allerdings etwas ſchwer war, in's Gleichgewicht brachte.

Die Nacht war hell, der Mond glänzte wie ein Fiſchauge. Da kam Schwanda an einen Scheideweg, und erſchrak und blieb ſteh'n, als er zufällig die Augen erhob. Eine Schaar Geier und Raben flog in die Luft, und vor ihm ſtand ein kleines Gebäude aus vier Säulen, oben mit Querbalken, und von jedem Querbalken hing ein halbverweſter Leichnam herunter. Schwanda merkte, er ſei unter einem Galgen, wie deren damals eine Menge auf Feldern und Straßen aufgerichtet war, den häufigen Räuberhorden zum Schrecken. Da zeigte ſich plötzlich ein Herr, nicht hochgewachſen, mit bleichen Wangen, in ſchwarzem Gewand, und fragte ihn, herantretend mit leiſer Stimme: „Wohin ſo ſpät, Freund Dudelſackpfeifer?“

„Nach Drazic, ſchwarzer Herr!“

„Willſt Du Dir mit Deinem Dudelſack nicht etwas verdienen?“

„Ei was, ich bin des Dudelns ſchon ſatt. Hab' mir einige Silbergroſchen erpfiffen und will jetzt fröhlich ſein.“

„Was Silbergroſchen! Wir wollen Dich mit Gold bezahlen!“ ſagte der ſchwarze Herr, und indem er eine Handvoll blinkender Ducaten hervorlangte, hielt er ſie Schwanda vor die Augen hin. Der Dudelſackpfeifer war ganz überraſcht; der Straſchack war freilich eine große Lockſpeiſe, allein das blinkende Metall hatte größere Macht über ihn und als ihn der ſchwarze Herr bei der Hand faßte, folgte er wie berückt. Schwanda'n dreht' es ſich im Kopfe, und er wußte gar nicht, wo, wohin und wie lange ihn der Unbekannte führte; nur daran erinnerte er ſich, daß er ihn öfters ermahnte, wenn ihm etwas angeboten würde, Geld oder zu trinken, ſo ſollt' er nicht mit anderen Worten danken als: „Viel Glück, Bruder!“ —

Auf einmal befand er ſich in einer hellerleuchteten Stube, wo drei Herren beiſammen ſaßen, die auf ähnliche Art gekleidet waren, wie ſein Führer, und die große Haufen Goldes vor ſich hatten, Stra-

ſchak ſpielten, und tüchtig ſetzten. Dabei ging eine Kanne Wein in die Runde, woraus die Spieler einander zutranken.

„Brüder, ich bring' Euch Schwager Schwanda," ſprach eintretend der Führer des Dudelſackpfeifers, „der im ganzen Lande ſo bekannt iſt, und den zu hören wir ſchon lang' begierig waren. Ich hoff' Euch einen Gefallen zu erweiſen; wir wollen ja heut luſtig ſein, wie ſich's gehört, und die Muſik wird uns auf's beſte ſtimmen!"

„Wohl gethan!" rief einer der Spieler, und indem er ſich zu Schwanda kehrte, ſprach er: „Setz' Dich, Dudler, und trink zu!" und reichte ihm die Kanne mit Wein.

Schwanda nahm die Kanne, trank, ſtellte ſie wieder auf den Tiſch und ſagte, indem er die Mütze abzog: „Viel Glück, Bruder!" ſo wie ihn ſein Führer gelehrt.

„Und jetzt pfeif' eins!" rief ein anderer der Spieler, und Schwanda ſetzte ſich abſeits auf eine Bank und blies ſeinen Dudelſack auf, während ſich ſein Führer zu den Spielern geſellte, einen mit Ducaten vollgepfropften Beutel aus der Taſche zog und ihn vor ſich auf dem Tiſche ausleerte.

Da fing Schwanda's Dudelſack an zu pfeifen, und wunderbar war die Wirkung, welche die Muſik auf die vier ſchwarzen Herren ausübte. Als ob ſie gedoppeltes Leben durchſtrömte, geriethen ſie auf einmal in lärmende Fröhlichkeit. Sie ſetzten raſcher, die Ducaten flogen, und die Spieler jauchzten und rückten auf den Stühlen umher; ihr ganzer Leib bewegte ſich, und es ſchien als ob jede ihrer Adern frohlockte. Die Kanne ging in die Runde, und auch Schwanda unterließ nicht, ihr häufig zuzuſprechen. Das Wunderſamſte war jedoch, daß die Kanne niemals leer wurde und Niemand einſchenkte. So oft Schwanda ein Stück beendigt hatte, erſcholl ihm lautes Lob, und in ſeine Mütze regnete Gold, wofür er mit oft wiederholtem: „Viel Glück, Bruder!" nach Gebühr dankte. So währte es viele Stunden, bis Schwanda endlich einen Hüpfer zu dudeln begann, der den ſchwarzen Herren ſo in die Füße fuhr, daß ſie vom Straſchak ließen, ſich plötzlich erhoben und ſich mit wilden Sprüngen in der Stube herumtrieben, was ſonderbar zu ihrem geſetzten Aeußern und den hohlen Geſichtern ſtand.

Schwanda hörte auf zu muſiciren, der Dudelſack quiekte zum Schluſſe und die Tänzer machten zuletzt noch einige Purzelbäume. Da trat Einer von ihnen zum Tiſche, und indem er des Dudelſackpfeifers Mütze nahm, ſchüttete er alles Gold, was da war, in ſie und ſprach, ſie Schwanda reichend: „Da haſt Du weil Du uns ſo köſtlich erheitert!“ Schwanda traute ſeinen Augen kaum; geblendet von dem Anblick ſolchen Reichthums, wußt' er vor Freude nicht, was anzufangen; er vergaß in ſeiner Verwirrung, wie er ſich zu bedanken habe, und rief: „Vergelt' Euch's Gott tauſendmal!“ Noch hatte er nicht ausgeredet, ſo bedeckte ein Nebel ſeine Augen, und Alles, Stube, Karten und Herren, war verſchwunden. —

Am folgenden Morgen fuhr ein Bauer Miſt auf das Feld, und als er zu dem Scheidewege kam, wo der erwähnte Galgen ſtand, hörte er von ferne Töne. Er horcht, und je näher er kommt, um ſo gewiſſer wird er, das ſeien Dudelſacktöne; er horcht weiter, zweifelt wieder, bis er endlich das Stück erkennt und ruft: „Ei das iſt Schwanda!“ Als er unter den Galgen ſelbſt kommt, vernimmt er, daß die Töne aus der Höhe ſchallen; er blickt empor, und ſieh! auf einem Eck des Galgens ſitzt Schwanda und pfeift eifrig auf dem Dudelſack, während der Morgenwind die Leichen der Gehängten hin und her bewegt.

„Ei, zum Kuckuk, Schwager Schwanda,“ ruft der Bauer, „was macht Ihr da oben?“ Schwanda fährt zuſammen, läßt den Dudelſack fallen, reibt ſich die Augen, und indem er um ſich ſchaut, gewahrt er mit Entſetzen, wo er ſich befindet. Nicht ohne Mühe hilft ihm der Bauer herab und Schwanda, der indeß nüchtern geworden, erzählt ihm, was ihm begegnet. Er erinnert ſich an die Ducaten, durchſucht die Mütze, kehrt die Taſchen um, findet aber keinen Heller.

Der Bauer bekreuzt ſich und ſpricht: „Euch hat der liebe Gott geſtraft, und hat böſe Geiſter über Euch geſandt, weil Ihr ſo gierig nach den Karten war't!“

„Ihr habt Recht,“ erwidert Schwanda, an allen Gliedern zitternd, „ich entſag' für immer dem Kartenſpiel.“

Er hielt Wort, und zum Danke, daß er ohne Schaden ſo großer Gefahr entronnen, hing er den Dudelſack, auf dem er den Teu-

ſein zum Tanz geſpielt, in ſeiner Geburtsſtadt Strakonic[8]) als Opfergeſchenk in der Kirche auf, wo er zum Andenken bis auf unſere Zeit blieb und Veranlaſſung gab, daß der Strakonicer Dudelſack ſprüchwörtlich wurde. An einem Tag im Jahre, wo Schwanda auf dem Galgen den Teufeln aufgeſpielt, ſoll er von ſelbſt gebrummt haben.

Wie man in die Tunke gerathen kann,

wenn man die Augen zu- ſtatt aufmacht, und wie der Tod gallbitter iſt, wenn er auch noch ſo honigſüß wäre, und wie das Sprüchwort falſch iſt, welches ſagt, es laſſe ſich das Glück nur vorn, beim Schopfe faſſen.

Einen Wanderburſchen in Polen überraſchte die Nacht im Walde. Es war dort vor reißenden Thieren nicht geheuer bei Tag, vielweniger bei Nacht. Der Burſche ſah einen Baum ohne Wipfel; er kroch auf ihn hinauf, und gedachte dort der Sicherheit wegen zu übernachten. Der Baum war hohl. Als der Burſche hinaufgekrochen, ſteckte er die Füße in die Höhlung, und blieb auf dem Rande ſitzen. So ſaß er bis er einzuſchlafen begann; da wackelte er hin und her, und fiel auf einmal in das Loch. Jetzt verging ihm der Schlaf; er wollte ſich hinaufhelfen, aber je mehr er ſich Mühe gab, um deſto mehr verſank er in eine Art Schmiere. Das war Honig. Es überrieſelte ihn Todesgrauen, denn mit jedem Augenblicke ſank er tiefer. Da hörte er plötzlich, wie es außen an dem Baum empor polterte. Beim Mondſchein gewahrte er, daß es ein Bär ſei, der gekommen, Honig zu naſchen. Der Bär begann, wie er's im Gebrauch hat, mit ſeinem Hintertheil in das Loch hinabzuſteigen. Schon reichte er mit dem Schwanze zu dem Burſchen. Da wußte ſich der Burſche nicht anders zu helfen: er packte den Bären beim Schwanze, und der Bär verblüfft darüber, kletterte aus Leibeskräften zurück, zum Baum hinaus, und zog den Burſchen glücklich in die Höhe. Der Bär ſprang auf die Erde, ſah ſich noch einmal nach dem verhexten Baum um, und rannte, wie beſeſſen, davon. Der Wanderburſche aber als er gerettet wieder oben ſaß, und leichter ath-

mete, ſprach zu ſich: „Jetzt weiß ich und will mir's merken, wie man in die Tunke gerathen kann, wenn man die Augen zu- ſtatt aufmacht, und wie der Tod gallbitter iſt, wenn er auch noch ſo honigſüß wäre, und wie das Sprüchwort falſch iſt, welches ſagt, es laſſe ſich das Glück blos vorn, beim Schopfe faſſen!"

Von den zwölf Monaten.

Es war eine Mutter, und die hatte zwei Töchter; die eine war ihre eigne, die andere ihre Stieftochter. Die eigne Tochter hatte ſie ſehr lieb, die Stieftochter konnte ſie nicht einmal anſehen, blos darum, weil Maruſchka ſchöner war, als Holena. Die gute Maruſchka wußte von ihrer Schönheit nichts; ſie konnte ſich gar nicht erklären, warum die Mutter ſo böſe ſei, ſo oft ſie ſie anſehe. Alle Arbeit mußte ſie ſelbſt verrichten: die Stube aufräumen, kochen, waſchen, nähen, ſpinnen, weben, Gras zutragen und die Kuh allein beſorgen. Holena putzte ſich nur und ging müßig. Aber Maruſchka arbeitete gern, war geduldig, und ertrug das Schelten, das Fluchen der Schweſter und Mutter wie ein Lamm. Allein dies half nichts, ſie wurden von Tag zu Tag ſchlimmer, und zwar blos darum, weil Maruſchka je länger, deſto ſchöner, Holena deſto garſtiger ward. Die Mutter dachte: „Wozu ſollt' ich die ſchöne Stieftochter im Hauſe leiden, wenn meine eigne Tochter nicht auch ſo iſt? Die Burſche werden auf Brautſchau kommen Maruſchka wird ihnen gefallen, Holena werden ſie nicht haben wollen!" Von dieſem Augenblicke an ſuchten ſie der armen Maruſchka loszuwerden; ſie quälten ſie mit Hunger, ſie ſchlugen ſie, doch ſie ertrug's geduldig und ward von Tag zu Tag ſchöner. Sie erſannen Qualen, wie ſie braven Menſchen gar nicht in den Sinn gekommen wären.

Eines Tages — es war in der Mitte des Eismonats — wollte Holena Veilchen haben. „Geh', Maruſchka, bring' mir aus dem Walde einen Veilchenſtrauß! Ich will ihn hinter den Gürtel ſtecken und an ihn riechen!" befahl ſie der Schweſter. „Ach Gott, liebe Schweſter, was fällt Dir bei! Hab' nie gehört daß unter dem Schnee Veilchen

wüchſen," verſetzte das arme Mädchen. „Du nichtsnutziges Ding, Du Kröte, Du widerſprichſt, wenn ich befehle? Gleich wirſt Du in den Wald gehen, und bringſt Du keine Veilchen, ſo ſchlag' ich Dich todt!" drohte Holena. Die Stiefmutter faßte Maruſchka, ſtieß ſie zur Thür hinaus, und ſchloß dieſe hinter ihr. Das Mädchen ging bitter weinend in den Wald. Der Schnee lag hoch, nirgend war eine Fußſtapfe. Die Arme irrte, irrte lange. Hunger plagte ſie, Kälte ſchüttelte ſie; ſie bat Gott, er möchte ſie lieber aus der Welt nehmen. Da gewahrt ſie in der Ferne ein Licht. Sie geht dem Glanze nach und kommt auf den Gipfel eines Berges. Auf dem Gipfel brannte ein großes Feuer, um das Feuer lagen zwölf Steine, auf den Steinen ſaßen zwölf Männer. Drei waren graubärtig, drei waren jünger, drei waren noch jünger, und die drei jüngſten waren die ſchönſten. Sie redeten nichts, ſie blickten ſtill in das Feuer. Die zwölf Männer waren die zwölf Monate. Der Eismonat ſaß obenan; der hatte Haare und Bart weiß wie Schnee. In der Hand hielt er einen Stab. Maruſchka erſchrak, und blieb eine Weile verwundert ſtehen; dann aber faßte ſie Muth, trat näher und bat: „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, Kälte ſchüttelt mich!" Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte ſie: „Weshalb biſt Du hergekommen, Mädchen? Was ſuchſt Du hier?" — „Ich ſuche Veilchen," antwortete Maruſchka. — „Es iſt nicht an der Zeit, Veilchen zu ſuchen, wenn Schnee liegt," ſagte der Eismonat. — „Ich weiß wohl," entgegnete Maruſchka traurig, „allein Schweſter Holena und die Stiefmutter haben mir befohlen, Veilchen aus dem Walde zu bringen; bring' ich ſie nicht, ſo ſchlagen ſie mich todt. Bitte ſchön, Ihr Hirten, ſagt mir, wo ich deren finde!" Da erhob ſich der Eismonat, ſchritt zu dem jüngſten Monat, gab ihm den Stab in die Hand, und ſprach: „Bruder März, ſetz' Dich obenan!" Der Monat März ſetzte ſich obenan und ſchwang den Stab über dem Feuer. In dem Augenblicke loderte das Feuer höher, der Schnee begann zu thauen, Bäume trieben Knospen, unter den Buchen grünte Gras, in dem Graſe keimten bunte Blumen und es war Frühling. Unter Geſträuch verborgen blühten Veilchen, und eh' ſich Maruſchka deſſen verſah, gab es ihrer ſo viele, als ob wer ein blaues Tuch ausgebreitet hätte. „Schnell, Maruſchka, pflücke!" gebot der März. Maruſchka pflückte freudig, bis ſie einen großen Strauß beiſammen

hatte. Dann dankte ſie den Monaten und eilte froh nach Hauſe. Es wunderte ſich Holena, es wunderte ſich die Stiefmutter, als ſie Maruſchka ſahen, wie ſie einen Veilchenſtrauß trug; ſie gingen, ihr die Thür zu öffnen, und der Duft der Veilchen ergoß ſich durch die ganze Hütte. „Wo haſt Du ſie gepflückt?“ fragte Holena ſtörrig. „Hoch auf dem Berge, dort wuchſen ihrer unter Geſträuch in Menge,“ erwiederte Maruſchka. Holena nahm die Veilchen, ſteckte ſie hinter den Gürtel, roch an ſie, und ließ die Mutter riechen; zur Schweſter ſagte ſie nicht einmal: „Riech' auch!“

Des andern Tages ſaß Holena müßig beim Ofen, und es gelüſtete ſie nach Erdbeeren. „Geh', Maruſchka, bring' mir Erdbeeren aus dem Walde!“ befahl Holena der Schweſter. „Ach Gott, liebe Schweſter, wo werd' ich Erdbeeren finden! Hab' nie gehört, daß unter dem Schnee Erdbeeren wüchſen,“ verſetzte Maruſchka. „Du nichtsnutziges Ding, Du Kröte, Du widerſprichſt, wenn ich befehle? Gleich geh' in den Wald, und bringſt Du keine Erdbeeren, wahrlich, ſo ſchlag' ich Dich todt!“ drohte die böſe Holena. Die Stiefmutter faßte Maruſchka, ſtieß ſie zur Thür hinaus, und ſchloß dieſe feſt hinter ihr. Das Mädchen ging bitter weinend in den Wald. Der Schnee lag hoch, nirgend war eine Fußſtapfe. Die Arme irrte, irrte lange: Hunger plagte ſie, Kälte ſchüttelte ſie. Da gewahrt ſie in der Ferne daſſelbe Feuer, das ſie den Tag zuvor geſehen. Mit Freuden eilte ſie darauf zu. Sie kam wieder zu dem großen Feuer, um welches die zwölf Monate ſaßen. Der Eismonat ſaß obenan. „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, Kälte ſchüttelt mich,“ bat Maruſchka. Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte: „Warum biſt Du wieder gekommen, was ſuchſt Du?“ — „Ich ſuche Erdbeeren,“ entgegnete Maruſchka. — „Es iſt nicht an der Zeit, Erdbeeren zu ſuchen, wenn Schnee liegt,“ ſagte der Eismonat. „Ich weiß wohl,“ antwortete Maruſchka traurig, „allein Schweſter Holena und meine Stiefmutter haben mir befohlen, Erdbeeren zu bringen; bring' ich ſie nicht, ſo ſchlagen ſie mich todt. Bitte ſchön, Ihr Hirten, ſagt mir, wo ich deren finde!“ Der Eismonat erhob ſich, ſchritt zum Monat, der ihm gegenüber ſaß, gab ihm den Stab in die Hand und ſprach: „Bruder Juni, ſetz' Dich obenan!“ Der ſchöne Monat Juni ſetzte ſich obenan, und ſchwang den Stab über dem Feuer. In

dem Augenblicke ſchlug die Flamme hoch empor, der Schnee zerſchmolz alsbald, die Erde grünte, Bäume umhüllten ſich mit Laub, Vögel begannen zu ſingen, mannichfaltige Blumen blühten im Walde und es war Sommer. Weiße Sternlein gab es, als ob ſie wer dahin geſäet hätte. Sichtbar aber verwandelten ſich die weißen Sternlein in Erdbeeren, die Erdbeeren reiften ſchnell, und eh' ſich Maruſchka deſſen verſah, gab es ihrer in dem grünen Raſen, als ob wer Blut ausgegoſſen hätte. „Schnell, Maruſchka, pflücke!“ gebot der Juni. Maruſchka pflückte freudig, bis ſie die Schürze voll hatte. Dann dankte ſie den Monaten ſchön, und eilte froh nach Hauſe. Es wunderte ſich Holena, es wunderte ſich die Stiefmutter, als ſie ſahen, daß Maruſchka in der That Erdbeeren bringe, die ganze Schürze voll. Sie liefen, ihr die Thür zu öffnen, und der Duft der Erdbeeren ergoß ſich durch die ganze Hütte. „Wo haſt Du ſie gepflückt?“ fragte Holena ſtörrig. — „Hoch auf dem Berge, dort wachſen ihrer in Fülle unter den Buchen,“ erwiederte Maruſchka. Holena nahm die Erdbeeren, aß ſich ſatt, und gab auch der Mutter zu eſſen; zu Maruſchka ſagten ſie nicht einmal: „Koſt' auch!“

Holena hatten die Erdbeeren geſchmeckt, und es gelüſtete ſie des dritten Tages nach rothen Aepfeln. „Geh' in den Wald, Maruſchka, und bring' mir rothe Aepfel!“ befahl ſie der Schweſter. — „Ach Gott, liebe Schweſter, woher ſollten im Winter Aepfel kommen?“ verſetzte die arme Maruſchka. — „Du nichtsnutziges Ding, Du Kröte, Du widerſprichſt, wenn ich befehle? Gleich geh' in den Wald, und bringſt Du keine rothen Aepfel, wahrlich, ſo ſchlag' ich Dich todt!“ drohte die böſe Holena. Die Stiefmutter faßte Maruſchka, ſtieß ſie zur Thür hinaus, und ſchloß dieſe feſt hinter ihr. Das Mädchen eilte bitter weinend in den Wald. Der Schnee lag hoch, nirgend war eine Fußſtapfe. Allein das Mädchen irrte nicht umher, es ging gerade auf den Gipfel des Berges, wo das große Feuer brannte, wo die zwölf Monate ſaßen. Sie ſaßen dort, der Eismonat ſaß obenan. „Liebe Leute, erlaubt mir, daß ich mich am Feuer wärme, Kälte ſchüttelt mich,“ bat Maruſchka, und trat zum Feuer. Der Eismonat nickte mit dem Haupte und fragte: „Weshalb biſt Du wieder gekommen, was ſuchſt Du da?“ — „Ich ſuche rothe Aepfel,“ antwortete Maruſchka. — „Es iſt nicht an der Zeit,“ ſagte der Eismonat. — „Ich weiß wohl,“ entgegnete Maruſchka traurig, „allein Schweſter Ho-

lena und meine Stiefmutter haben mir befohlen, rothe Aepfel aus dem Wald zu bringen; bring' ich ſie nicht, ſo ſchlagen ſie mich todt. Bitte ſchön, Ihr Hirten, ſagt mir, wo ich deren finde!" Da erhob ſich der Eismonat, ſchritt zu einem der ältern Monate, gab ihm den Stab in die Hand, und ſprach: „Bruder September, ſetz' Dich obenan!" Der Monat September ſetzte ſich obenan und ſchwang den Stab über dem Feuer. Das Feuer glühte roth, der Schnee verlor ſich, aber die Bäume umhüllten ſich nicht mit Laub, ein Blatt nach dem andern fiel ab, und der kühle Wind verſtreute ſie auf dem falben Raſen, eins dahin, das andere dorthin. Maruſchka ſah nicht ſoviele bunte Blumen. Am Thalhang blühte Altmannskraut, blühten rothe Nelken, im Thale ſtanden gelbliche Eſchen, unter den Buchen wuchs hohes Farrenkraut und dichtes Immergrün. Maruſchka blickte nur nach rothen Aepfeln umher, und ſie gewahrte in der That einen Apfelbaum und hoch auf ihm zwiſchen den Zweigen rothe Aepfel. „Schnell, Maruſchka, ſchüttle!" gebot der September. Maruſchka ſchüttelte freudig den Apfelbaum; es fiel ein Apfel herab. Maruſchka ſchüttelte noch einmal; es fiel ein zweiter herab. „Schnell, Maruſchka, eile nach Hauſe!" gebot der Monat. Maruſchka gehorchte, nahm die zwei Aepfel, dankte den Monaten ſchön, und eilte froh nach Hauſe. Es wunderte ſich Holena, es wunderte ſich die Stiefmutter, als ſie ſahen, daß Maruſchka Aepfel bringe. Sie gingen ihr öffnen. Maruſchka gab ihnen die zwei Aepfel. „Wo haſt Du ſie gepflückt?" — „Hoch auf dem Berge; ſie wachſen dort, und noch giebt's ihrer dort genug," erwiederte Maruſchka. „Warum haſt Du nicht mehr gebracht? Oder haſt Du ſie unterwegs gegeſſen?" fuhr Holena zornig gegen ſie los. „Ach liebe Schweſter, ich habe keinen Biſſen gegeſſen. Ich ſchüttelte einmal, da fiel ein Apfel herab; ich ſchüttelte zum zweiten Mal, da fiel noch einer herab; länger zu ſchütteln erlaubten ſie mir nicht. Sie hießen mich nach Hauſe gehen," ſagte Maruſchka. „Daß der Donner in Dich fahre!" fluchte Holena, und wollte Maruſchka ſchlagen. Maruſchka brach in Thränen aus, und bat Gott, er ſolle ſie lieber zu ſich nehmen, und ſie nicht von der böſen Schweſter und Stiefmutter erſchlagen laſſen. Sie floh in die Küche. Die genäſchige Holena ließ das Fluchen und begann einen Apfel zu eſſen. Der Apfel ſchmeckte ihr ſo, daß ſie verſicherte, noch niemals in ihrem Leben ſo

was Köſtliches gegeſſen zu haben. Auch die Stiefmutter ließ ſich's ſchmecken. Sie aßen die Aepfel auf, und es gelüſtete ſie nach mehr. „Mutter, gieb mir meinen Pelz! ich will ſelbſt in den Wald gehen," ſagte Holena. „Das nichtsnutzige Ding würde ſie wieder unterwegs eſſen. Ich will ſchon den Ort finden, und ſie alle herabſchütteln, ob es wer erlaubt oder nicht!" Vergebens rieth die Mutter ab. Holena zog den Pelz an, nahm ein Tuch um den Kopf, und eilte in den Wald. Die Mutter ſtand auf der Schwelle, und ſah Holena nach, wie es ihr gehe.

Alles lag voll Schnee, nirgend war eine Fußſtapfe zu ſchauen. Holena irrte, irrte lange; ihre Genäſchigkeit trieb ſie immer weiter. Da gewahrt ſie in der Ferne ein Licht. Sie eilt darauf zu. Sie gelangt auf den Gipfel, wo das Feuer brennt, um das auf zwölf Steinen die zwölf Monate ſitzen. Holena erſchrickt; doch bald faßt ſie ſich, tritt näher zu dem Feuer, und ſtreckt die Hände aus, um ſich zu wärmen. Sie fragt die Monate nicht: „Darf ich mich wärmen?" und ſpricht kein Wort zu ihnen. „Was ſuchſt Du hier, warum biſt Du hergekommen!" fragt verdrießlich der Eismonat. — „Wozu fragſt Du, Du alter Thor? Du brauchſt nicht zu wiſſen, wohin ich gehe!" fertigt ihn Holena ſtörrig ab, und wendet ſich vom Feuer in den Wald. Der Eismonat runzelt die Stirn, und ſchwingt ſeinen Stab über dem Haupte. In dem Augenblicke verfinſtert ſich der Himmel, das Feuer brennt niedrig, es beginnt Schnee zu fallen, als ob wer ein Federbett ausſchüttete, eiſiger Wind weht durch den Wald. Holena ſieht nicht einen Schritt vor ſich; ſie irrt und irrt, ſtürzt in eine Schneewehe, und ihre Glieder ermatten, erſtarren. Unaufhörlich fällt Schnee, eiſiger Wind weht, Holena flucht der Schweſter, flucht dem lieben Gott. Ihre Glieder erfrieren in dem warmen Pelz.

Die Mutter harrte auf Holena, blickte zum Fenſter hinaus, blickte zur Thür hinaus, konnte aber die Tochter nicht erharren. Stunde auf Stunde verſtrich, Holena kam nicht. „Vielleicht ſchmecken ihr die Aepfel ſo gut, daß ſie ſich nicht von ihnen trennen kann," dachte die Mutter, „ich muß nach ihr ſehen!" Sie zog ihren Pelz an, nahm ein Tuch um den Kopf, und ging, Holena zu finden. Alles lag voll Schnee, nirgend war eine Fußſtapfe zu ſchauen. Sie rief Holena; niemand meldete ſich. Sie irrte, irrte lange; Schnee fiel dicht, eiſiger Wind wehte,

Maruſchka kochte das Eſſen, beſorgte die Kuh; doch weder Holena, noch die Stiefmutter kam. „Wo bleiben ſie ſo lange!“ ſprach Maruſchka zu ſich, und ſetzte ſich zum Spinnrocken. Schon war die Spindel voll, ſchon dämmerte es in der Stube, und es kam weder Holena, noch die Stiefmutter. „Ach Gott, was iſt ihnen zugeſtoßen!“ klagte das gute Mädchen, und ſah zum Fenſter hinaus. Der Himmel ſtrahlte von Sternen, die Erde glänzte von Schnee, es ließ ſich niemand ſehen; traurig ſchloß Maruſchka das Fenſter, machte das Kreuz, und betete ein Vaterunſer für die Schweſter und Mutter. Des andern Tages harrte ſie mit dem Frühſtück, harrte ſie mit dem Mittagsmahl; doch ſie erharrte weder Holena, noch die Stiefmutter. Beide waren im Wald erfroren. Der guten Maruſchka blieb die Hütte, die Kuh und ein Stückchen Feld; es fand ſich auch ein Hauswirth dazu, und Beide lebten in Frieden glücklich mit einander.

Die Waiſe im Radhoſt. [9])

Es waren einmal zwei Brüder, Martin und Hans. Martin hatte zwei Knaben und Hans vier Kinder. Martin wurde krank, und als er ſterben ſollte, bat er ſeinen Bruder Hans, bei den zwei Knaben Vormund zu ſein; ſein Weib war ſchon vor einem Jahre geſtorben. Als Hans von ſeinem dahingeſchiednen Bruder heimkam, fragte ihn ſein Weib: „Du haſt doch nicht die Vormundſchaft übernommen?“ — Er antwortete: „Meinſt Du, ich ſolle die armen Waiſen zu Grunde geh'n laſſen? Iſt's doch mein Blut! Laß uns von etwas andrem reden: ob wir beide Kinder zu uns nehmen, oder ſie zu fremden Leuten geben?“ — Sein Weib erwiderte: „Den Aelteren möcht' ich noch nehmen, den Jüngeren aber mag ich nicht.“ — Drauf ſagte er zu ihr: „Denk' nicht viel hin und her! Ich will beide bringen.“ — Das Weib ſprach: „Ich wollte nichts dagegen haben, wenn Du den Aelteren nähmſt; den Jüngeren mag ſich nehmen, wer will!“ — Allein der Mann erwiederte: „Weißt Du nicht, daß uns der Jüngere mehr frommen kann, als der Aeltere?“ — Das Weib ſagte: „Wie könnte uns der Jüngere mehr frommen? Der

Aeltere zählt ſchon vierzehn Jahre, der Jüngere erſt zwei." — Der Mann ſprach: „Lieb Weib, Du weißt, daß ich ihr Ohm bin, und daß ich für ſie ſorgen muß. Ich will beide zu mir nehmen."

Er hatte die Knaben neun Jahre bei ſich. Der Aeltere, Joſeph, verdiente ſich reichlich, was er brauchte; der Jüngere, Michael, half in der letzten Zeit auch ſchon bei leichteren Arbeiten. Allein da kamen ſchlimme Zeiten, wo's mit allen armen Leuten arg ſtand. Auch Hans mußte am Ende ſeine Kuh verkaufen. Da trat ſein Weib zu ihm und ſprach: „Siehſt Du! War es gut, die zwei Kinder zu nehmen? Ich ſagte Dir, nimm ſie nicht! Jetzt können wir nicht einmal unſre eignen Kinder ernähren." — Der Mann jedoch erwiederte: „Was kümmerſt Du Dich ſo! Du weißt ja, daß uns die Hütte der Kinder bleibt, wenn ich ſie ihnen abkaufe und auszahle." — Drauf ſagte das Weib: „Wär's nicht beſſer, den jüngeren Burſchen loszuwerden? Dann käm's uns wohlfeiler!" — Der Mann ſprach: „Erinnre Dich, wir nahmen ſie in guter Zeit. Wär's nicht eine Sünde vor Gott und der Welt, in ſchlimmer Zeit ſie wegzutreiben? Was würden die Leute ſagen!" Das Weib jedoch beſtand darauf, daß die Kinder wegkämen. Der Mann ſprach alſo: „Weißt du was, lieb Weib, damit alles gut ſei, ſo will ich den Jüngeren wohin in die Berge führen. Sie ſagte: „Ich bitte Dich, wohin willſt Du ihn führen?" Du wirſt ihn etwa zwei Stunden weit wegführen, und er kommt wieder." Der Mann entgegnete: „Ich will ihn dorthin führen, woher er nimmer zurückkehrt! Von Gott hab' ich die Waiſe erhalten, Gott will ich ſie wiedergeben."

Des andren Tag's, noch eh' es dämmerte, ſprach er zu dem eilfjährigen Knaben: „Michael, wir wollen mit einander geh'n; vielleicht daß wir im Radhoſt einen Schatz finden." Michael ahnte nichts Arges, und ging frohen Muths mit ſeinem Ohm. Als ſie zu den Löchern im Radhoſt kamen, zündete der Ohm ein Licht an, und trat mit Michael hinein. Dort ſtiegen ſie eine alte Leiter hinab in die Tiefe, gingen lange und durchkrochen viele Höhlen, bis ſie zu einem unterirdiſchen Fluß gelangten, über den ein ſchmaler Weg führte. Jenſeit des Waſſers ſprach der Ohm: „Michael, ſetz' Dich hier auf den Felſen! Da haſt Du Brot und ein Taſchenmeſſer! Iß, ich will indeß weiter ſchauen geh'n." Michael ſetzte ſich, ſchnitt ſich im Dunklen Brot ab, und aß. Der un-

glückliche Knabe harrte lange, ſehr lange auf ſeinen Ohm, bis dieſer mit dem Lichte wieder käme; von ſeinem Platze wollte er ſich nicht rühren, denn er fürchtete ſich in der ſchwarzen Dunkelheit. Sehnſüchtig horchte er, allein der Ohm kam nicht. Da fiel ihm ein: „Vielleicht hat der Ohm mich abſichtlich irregeführt, hat mich dagelaſſen, und iſt nach Hauſe gegangen!“ Bei dem Gedanken ſträubten ſich ſeine Haare; er raffte ſich auf, und ſuchte den Weg aus dem Radhoſt hinaus. Es war jedoch nicht möglich, ihn zu treffen. Wie ſollt' er ohne Licht durch die Höhlen hindurchkommen? Wie ſollt' er den ſchmalen Steg über den Fluß finden, und die Leiter, die hinaus führte? Anſtatt zum Fluſſe zu geh'n, entfernte er ſich immer mehr von ihm; dies bemerkte er erſt dann, als er ſein Rauſchen nicht mehr vernahm. Ermattet ſank er auf den feuchten Boden, legte ſein Haupt auf den kalten Felſen, und weinte laut. Dann ſprang er wieder empor, und ging zurück. Als er im Dunklen rechts und links tappte, glitſchte ihm der Fuß aus, und er ſtürzte in die Tiefe. Als er ſo hinabflog, wollte er ſich anhalten, und riß zwei Klumpen ab. Ohne zu wiſſen, was er thue, ſteckte er ſie in die Taſche, die er umgehängt hatte, und ging weiter. Jetzt näherte er ſich dem Fluſſe, denn er hörte deſſen Rauſchen mehr und mehr, bis er merkte, daß er am Waſſer ſei. Allein er konnte nicht den Steg finden, auf dem ihn der Ohm geführt hatte. Muthig ſprang er in den Fluß, und ſchwamm glücklich hinüber. Dann gelangte er zu der gefährlichen Leiter, und wie eine Katze war er ſogleich oben. Nachdem er noch eine halbe Stunde getappt und geſucht, kam er aus dem Loch hinaus, hatte jedoch ſeine Füße und Hände zerſchunden und blutig, und zitterte vor Kälte und der überſtandenen Angſt. Er fiel nun auf die Knie nieder, und dankte Gott, daß er ihn herausgeführt, und nicht im Radhoſt hatte zu Grunde gehen laſſen. Dann ſetzte er ſich, aß das trockene Brot, das er noch bei ſich hatte, und überlegte, was er thun ſolle.

Er wußte, daß ihn der Ohm nicht mehr möge, und ſo beſchloß er, in die weite Welt zu gehen, in der Hoffnung, ſich dennoch irgend wie zu ernähren. Als er mehrere Tage hungrig gewandert, kam er zu einem Schloſſe, erbettelte ſich von einem Diener ein Stück Brot, und ſetzte ſich auf einen Eckſtein. Indem er das Meſſer aus der umgehängten Taſche zog, erblickte der Diener die zwei gelben Klumpen, und fragte

ihn, was er da habe. Der Diener kehrte ſie nach allen Seiten, wog ſie in der Hand, zeigte ſie Andern, bis er endlich ging, ſie dem Herrn zu weiſen. Der Herr des Schloſſes ließ den Knaben vor ſich führen. Als ihn der Diener vorgeführt, fragte ihn der Herr, woher er die zwei Stücke gediegenen Goldes habe. Michael erzählte, was ihm widerfahren, und wie er zu den Klumpen gekommen ſei. Die Erzählung rührte den Herrn ſo ſehr, daß er ihn als ſein eigen Kind annahm; denn er war ledig, und hatte keine Kinder. Das Gold verkaufte er und legte das Geld auf gute Zinſen für den Knaben an. Auch ließ er ihn in allem Nützlichen unterrichten. Michael war ſiebzehn Jahre lang in dem Schloſſe. Als das ſiebzehnte Jahr zu Ende ging, wurde der Herr krank. Er vermachte all ſein Eigenthum Michael, und befahl ihm, er ſolle mäßig leben und an die Armen denken. Michael dachte bei ſich: „Wie ſollt' ich die Armen vergeſſen, da ich ſelbſt arm geweſen, und jetzt ſo reich geworden!“ — In vierzehn Tagen ward der Herr begraben.

Zwei Jahre waren verſtrichen, ſeit Michael ſein eigner Herr geworden. Eines Tages ſtand er am Fenſter, und ſah in den Schloßhof. Da kam ein alter Bettler in zerriſſenen Kleidern. Seine Noth rührte ihn ſehr, und ſogleich befahl er dem Thorwächter, er ſolle ihn herauf führen. Als der Bettler in das Zimmer trat, erkannte Michael, daß es ſein Ohm ſei; der Ohm aber erkannte Michael nicht. „Erbarmt Euch über mich, gnädiger Herr,“ bat der Greis, „erbarmt Euch über einen hungrigen Alten! Gott wird es Euch vergelten!“ Michael ſagte: „Mit Freuden will ich Euch zu eſſen und zu trinken geben. Setzt Euch!“ Dann rief er den Diener, gab ihm einen Schlüſſel, und befahl ihm leiſe, er ſolle aus ſeiner Taſche, die er ſich ſammt ſeinen walachiſchen Kleidern zum Andenken aufbewahrt hatte, das Meſſer bringen. Er ſetzte ſich zu dem Greiſe, der ihm erzählte, wie er vermögend geweſen, wie er durch ſchlimme Zeiten in Armuth gerathen, und wie er durch's Gericht um Alles gekommen, ſo daß er ſeine Hütte habe verkaufen müſſen, und jetzt genöthigt ſei, vom Betteln zu leben.“ — Habt Ihr keine Kinder?“ fragte Michael. — „Ach Gott!“ ſagte der Greis, „ich hatte vier Kinder. Drei ſind mir an den Blattern geſtorben, und das vierte iſt ein Taugenichts, der ſich weder um Gott, noch um ſeinen alten Vater kümmert.“ Indeß brachte der Diener Speiſe und Trank,

Michael reichte dem Greiſe ſelbſt Brot und das Taſchenmeſſer zum Schneiden. Der Greis nahm das Meſſer in die Hand, betrachtete es, ward bleich wie die Wand, denn er erkannte das Zeichen, das er mit eigner Hand hinein gebrannt, und wie betäubt ſtotterte er die Worte: „Gnäd'ger Herr, wie iſt das Meſſer hierhergekommen?“ — Michael erwiederte: „Was liegt an dem Meſſer? Meſſer iſt Meſſer!“ — „Nicht doch!“ rief der Greis in Verzweiflung. „Beim lebend'gen Gott, ſagt mir, wie ſeid Ihr zu dem Meſſer gekommen? O ſagt mir's, und martert mich nicht!“ — Michael konnte ſich nicht länger halten und verläugnen. „Vater Hans,“ rief er, „kennt Ihr nicht Michael, die Waiſe?“ Der Ohm erſchrak, erkannte Michael, und vor Scham und Furcht fiel er vor ihm auf die Knie. Allein Michael hob ihn auf, umarmte ihn, und ſprach: „Ohm, fürchtet Euch nicht! Ich hab' Euch längſt verziehen!“ Der Greis ſetzte ſich zum Eſſen, aber er hatte keine Luſt. Michael behielt ihn bis zu ſeinem Tode bei ſich, und als er erfuhr, daß ſein älterer Bruder Joſeph diene, nahm er auch dieſen zu ſich in das Schloß. Der Greis blieb kein ganzes Jahr mehr am Leben; doch ſtarb er mit dem Troſte, daß Michael im Radhoſt nicht zu Grunde gegangen, was ihn früher in ſeinem Elend bei Tag und Nacht am meiſten gequält hatte.

Der böſe Geiſt im Dienſte.

In einem Hauſe war es Gebrauch, daß ſie den Armen täglich ein Almoſen gaben, und wenn kein Armer in's Haus kam, das Almoſen auf die Bank vor's Haus legten, damit es die vorübergehenden Armen ſehen und ſich nehmen könnten. Da geſchah's, daß der böſe Geiſt in der Welt umherging, Beute ſuchend; doch fand er nichts und wurde bereits vom Hunger geplagt. Da kam er zu jenem Haus und ſah die Speiſen auf der Bank. Er wußte gut, daß ſie ein Almoſen für die Armen ſeien, und ihm nicht gehörten; doch da er großen Hunger hatte, konnte er ſeiner Begier nicht widerſtehen und aß das Almoſen auf. Er zog noch weit umher, um hier oder dort etwas zu erhaſchen, war

jedoch nicht glücklich im Fang und kehrte endlich voll Verdruß zur Hölle zurück. — Als er zur Hölle kam, war das Thor verſchloſſen. Er pochte an, allein ſie wollten ihm nicht öffnen, weil er den Armen ihr Almoſen genommen. Der älteſte der Teufel verurtheilte ihn, er müſſe zur Strafe drei Jahre in der Welt dienen. Der Teufel ging alſo, da ſie ihn in der Hölle nicht dulden wollten, einen Dienſt in der Welt ſuchen.

Lange ſuchte er vergebens. Er kam in ein Dorf, ging bei den Bauern umher und bat, ſie möchten ihn als Knecht aufnehmen. Aber Alle redeten ſich aus, indem ſie ſagten: „Mein Lieber, wir haben keine Pferde und brauchen daher keinen Knecht. Unſer Herr iſt ſchlimm; der plagte uns mit der Frohne [10]) ſo, daß wir alle unſere Pferde einbüßten. Wir konnten der Frohne wegen unſere Felder nicht bebauen, hatten viel Arbeit und wenig zu eſſen; zuerſt unterlagen dem Mühſal unſere Pferde, jetzt iſt die Reihe an uns. Zwar iſt noch ein Bauer da, der zwei Pferde hat; allein die ſind ſo mager und abgezehrt, daß man ſie in ein Kopftuch binden könnte, drum wird auch er keinen Knecht nehmen!“ Der Teufel hörte das gern, fragte wo der Bauer wohne, begab ſich zu ihm und bat ihn ſehr, er möchte ihn als Knecht annehmen, er wolle gehorſam ſein. Der Bauer ſagte: „Mein Lieber, einen Knecht brauch' ich wohl, allein ich kann Dich nicht in meinen Dienſt nehmen, weil ich ſelbſt nichts zu eſſen habe!“ — Der böſe Geiſt entgegnete: „O Herr, ich bitt' Euch, nehmt mich nur! Wir wollen arbeiten, was wir können, und wenn wir arbeiten, werden wir auch zu eſſen haben!“ — Hierauf ſetzte ſich der böſe Geiſt auf eine Bank, und wollte ihm nicht vom Halſe. Da ihn der Bauer nicht loswerden konnte, nahm er ihn auf und dachte ſich: „Du wirſt bald von ſelbſt davonlaufen!“

Der Knecht wartete die Pferde gut, ſo daß ſie von Tag zu Tag zunahmen. Auf der Frohne verrichtete er der Arbeit noch mehr als ihm auferlegt war, und dabei verſäumte er die Hauswirthſchaft nicht. In einem Jahre half ſich der Bauer hübſch empor; er hatte gute Pferde, die Felder ſtanden vortrefflich, und er konnte ſich auch eine Kuh anſchaffen. Die Nachbarn wunderten ſich und ſuchten den Knecht an ſich zu locken; allein er ließ ſich nicht abſpänſtig machen. Der Bauer ſelbſt konnte ſich nicht genug wundern, und hatte den Knecht ſehr gern; nur

lag es ihm im Kopfe, wo er zur Kirche gehe! Denn gingen die Hausleute zur Kirche, ſo ging der Knecht auch fort, in der Kirche aber ſah ihn Niemand. Das ging dem Bauer im Kopf herum; weil ihm jedoch der Knecht zur Hand war, ſcheute er ſich, ihm was zu ſagen, damit er ihn nicht verlöre. Einſt kam der Amtsdiener zum Bauer im Auftrage des Herrn, er ſolle ſich ſogleich auf dem Schloſſe ſtellen. „Herren-Wunſch, Unterthans-Pflicht! ſagt das Sprüchwort; wie denn erſt, wenn der Herr befiehlt.“ So ſprach der Bauer bei ſich, nahm ſeinen Hut, und begab ſich ſogleich dem Befehle gemäß auf das Schloß. Als er in's Schloß kam, blieb er demüthig an der Thür ſtehen. „He,“ ſprach der Herr, „ich hab' gehört, daß Du ſtarke Pferde haſt, und einen noch ſtärkern Knecht dazu. Ich befehl' Dir daher, daß Du mir morgen den Felſen dort in den Schloßhof ſchaffſt.“ Der Bauer ſtand wie abgebrüht; denn das war ein Felſen, ſo groß, daß Niemand im Stande war ihn aufzuladen, kein Wagen ihn tragen konnte, die ſtärkſten Pferde ihn nicht zu erziehen vermochten. Er ging, ganz aufgeregt, aus dem Schloſſe. Der Knecht fragte ihn: „Was iſt Euch, Herr, daß Ihr ſo in Gedanken ſeid?“ Der Bauer ſagte ihm, der Herr habe ihm befohlen, den Felſen dort in den Schloßhof zu ſchaffen. Der Knecht ſprach: „Das ſei Eure geringſte Sorge. Deshalb braucht Ihr Euch nicht den Kopf zu zerbrechen. Wie der Herr befohlen, ſo wird's geſcheh'n!“ — Der Bauer verſetzte voll Angſt: „Was denkſt Du, Sohn! Wenn wir auch ſo viel Leute zuſammenbrächten, um die Maſſe aufzuladen, und unſere Pferde ſie zögen, der Wagen trüge ſie dennoch nicht!“ Lachend erwiederte der Knecht: „Mit unſerm Wagen wirds ſich's ſchon thun!“ — Allein dem Bauer war gar nicht zum Lachen.

Des folgenden Tages ſtand der Knecht zeitig früh auf, fütterte die Pferde und richtete den Wagen zurecht. Nach dem Frühſtücke fuhren ſie, um den Felſen abzuholen. Als ſie bei dem Felſen ankamen, brachte der Knecht die Schrotleiter in Ordnung, nahm eine Hebſtange, hob den Felſen heraus, und in kurzem war der Felſen auf den Wagen geladen. Der Bauer brauchte nicht zuhelfen, und war wie außer ſich, als er ſah, was der Knecht machte. Der Knecht nahm nun die Peitſche und fuhr wie mit gewöhnlicher Ladung. Als ſie ſich dem Schloſſe näherten, ſtand der Herr am Fenſter. Da er ſah, daß der Knecht zum Thor

[illegible]

[illegible] Da der Bauer die Unmöglichkeit des Herrn kannte und [illegible] der Strafe, die auf versäumte Arbeit gelegt war, wurde er sehr traurig.

Als er nach Hause kam, sprach er zu Niemand ein Wort und Abends konnte er gar nicht essen. Der Knecht fragte: „Was ist Euch, Herr?" Der Bauer erwiederte: „O Sohn, der Herr verlangt unmögliche Dinge. Er befahl mir, ich solle binnen vierzehn Tagen den Wald von da bis dorthin umschlagen, das Holz zu Klaftern schlichten, die Bäume abästen, und die Aeste zu Bündeln binden und gleichfalls zu Klaftern schichten. Das ist eine Arbeit, die dreißig Bursche kaum in einem Jahr vollbringen!" — Der Knecht tröstete ihn: „Zerbrecht Euch nicht den Kopf, Herr! Was die Sorge anlangt, so könnt ihr ruhig schlafen. Es wird alles fertig werden!" — Der Bauer jedoch konnte vor Sor-

gen die ganze Nacht nicht ſchlafen; denn das war eine Rieſenaufgabe, und löſte er ſie nicht, ſo hatte er die ſchlimmſten Folgen zu erwarten.

Früh kam der Knecht in die Stube und ſagte: „Geht in's Schloß, Herr, und meldet, daß der Wald ſchon umgeſchlagen, und daß Alles ſo geſchichtet iſt, wie's befohlen war.“ Der Bauer ſchalt ihn, er möchte ihn nicht zum Narren haben, er habe genug an der Sorge, die ihn drücke. Als ihn aber der Knecht hinausführte, und ihm zeigte, daß der Wald nicht mehr ſtehe, verwunderte er ſich über die Maßen und getraute ſich gar nicht den Knecht zu fragen, wie er's zu Stande gebracht. Nach dem Frühſtück ging der Bauer ins Schloß, und meldete es dem Herrn. Der Herr ging zum Fenſter und ſchaute hin. Als er ſah, daß es wirklich ſo ſei, knirſchte er vor Zorn mit den Zähnen; denn er hatte nur die Abſicht, den Bauer zu quälen.

Der Bauer ward reich, und ſein Viehſtand mehrte ſich von Jahr zu Jahr. Es ging das dritte Jahr zu Ende, ſeit ihm der Knecht getreulich diente. Lohn hatte der Knecht keinen mit ihm verabredet, auch von Kleidern verlangte er nichts. So oft ihn der Bauer fragte, wieviel Jahreslohn er ihm zahlen ſolle, antwortete der Knecht immer, dazu ſei Zeit genug. Eben ging das dritte Jahr zu Ende, da kam der Amtsdiener zum Bauer, und befahl ihm, er ſolle auf's Schloß gehen. Der Bauer ging ſogleich, und der Herr ſprach zu ihm: „Höre, ich will morgen in die Hölle fahren! Du haſt gute Pferde, Du wirſt mich hinführen. Morgen um acht Uhr früh komm hierher blos mit den Pferden; den Wagen bekommſt Du hier!“ Der Herr nämlich wußte nicht mehr, was er ausſinnen ſollte, um den Bauer zu plagen. Als der Bauer den gräßlichen Befehl hörte, entſetzte er ſich und ſagte: „Gnädigſter Herr, Gott bewahre uns vor der Hölle!“ Der Herr aber ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie: „Morgen um Acht wirſt Du da ſein! Hörſt Du?“ Der Bauer bejahte kummervoll und ging nach Hauſe.

War er die beiden früheren Male traurig geweſen, ſo war er es jetzt um deſto mehr; der Knecht jedoch war ungewöhnlich luſtig, und fragte ihn: „Was fehlt Euch, Herr?“ — Der Bauer antwortete: „Ach Sohn, ich weiß, daß Du mir nicht helfen kannſt; allein wenigſtens will ich mein Herz vor Dir ausſchütten. Unſer Herr — Gott verzeih' mir meine ſchweren Sünden! — iſt ein verruchter Menſch. Sieh, Sohn,

wir beten, daß uns Gott vor der Hölle behüte, und Der will halsſtarrig, daß ich ihn morgen in die Hölle fahre!" — Der Knecht ſagte: „Laßt nur, Herr, laßt! Wer will, Dem geſchieht kein Unrecht. Will er's ſo, ſoll er's haben. Morgen ſind's drei Jahre, daß ich bei Euch diene, und ich hab' Euch noch nicht geſagt, wer und woher ich bin; jetzt will ich's Euch ſagen. Ich bin der Teufel, und weil ich den Armen ihr Almoſen nahm, mußte ich zur Strafe drei Jahre auf der Welt dienen."

Der Bauer fuhr erſchrocken zuſammen. „Erſchreckt nicht, Herr! Ich bin Euch in nichts hinderlich geweſen, und hab' Euch treu gedient. Für meine Dienſte verlange ich keinen andern Lohn von Euch, als daß Ihr morgen mit mir fahrt. Habt keine Furcht, Euch geſchieht kein Leid; nehmt Euch nur Alles mit, was Ihr braucht. Sobald wir aus dem Schloſſe ſind, bleiben wir nicht eher ſtehen, als bis wir an Ort und Stelle ankommen. Sind wir dort, wird der Herr ausſteigen; Ihr haltet die Pferde und ſeht Euch nicht um. Erſt wenn ſich ein ſchwarzer Hund zu Euch geſellt, dann blickt hinter Euch, damit Ihr ſeht, was mit Eurem Herrn geſchieht. Dann folgt dem Hunde nach; er wird Euch bald nach Hauſe führen!"

Was ſollte der Bauer thun? Er mußte einwilligen, daß er mit dem Knecht fahren wolle, denn ſonſt hätte er ſeine Pferde nicht heimbekommen. Zeitig früh ſtand der Knecht auf, und fütterte und kämmte die Pferde in Einem fort. Als die achte Stunde da war, ſetzten ſie ſich auf und ritten in's Schloß. Indem ſie ſich dem Schloſſe näherten, ſahen ſie den Herrn ſchon am Fenſter, und im Hofe ſtand der Wagen bereit. Kaum hatten ſie eingeſpannt, ſo ſaß der Herr ſchon im Wagen. Dann ſetzte ſich der Knecht auf den Bock, der Bauer ſtellte ſich hinten auf, und vorwärts gings. Die Pferde flogen wie der Sturmwind. „Oha, Burſche, oha!" rief der Bauer. „Mein Hut iſt mir hinunter geflogen!" Der Knecht lachte: „Ha, ha! Euer Hut iſt ſchon im neunten Gebiet vom Schloß. Wenn Ihr zurückkehrt, findet Ihr ihn." Dem Bauer ſchien's, als wären ſie erſt ein kleines Stück gefahren.

In kurzem gelangten ſie auf eine ungeheuer große Wieſe; ſo weit das Auge reichte, war Alles eben, kein Bäumchen rings zu ſchauen. Sie blieben ſtehen; der Herr ſtieg aus dem Wagen, und der Bauer

wandte ſogleich mit den Pferden um. Es währte nicht lange, ſo geſellte ſich ein ſchwarzer Hund zu ihm. Als er den Hund gewahrte, erinnerte er ſich, daß der Knecht ihm befohlen habe, hinter ſich zu blicken. Statt der Wieſe ſah er lauter ſtinkenden Qualm. Vor Entſetzen konnte er den furchtbaren Rauch gar nicht anſehen; er ſtieg raſch in den Wagen, der Hund lief vor den Pferden her und zeigte ihm den Weg, und er folgte nach. Bald fand er ſeinen verlornen Hut wieder, und war dann ſogleich zu Hauſe; der böſe Herr aber kehrte nie mehr auf ſeinen Herrenſitz zurück.

Die Reiſe zur Sonne.

An einem Königshofe war einmal ein Küchenjunge. Aber wenn auch nur ein Küchenjunge, er wäre, hätte man ihm ſtattliche Kleider angelegt, unſtreitig der ſchönſte, beſte Junge im ganzen Lande geweſen. Er wurde mit der Tochter des Königs bekannt, die um ein Jahr jünger war als er, und ſie befreundeten ſich ſo, daß von dieſer Zeit an kein Tag verfloß, wo ſich nicht die Prinzeſſin mit ihm in dem großen königlichen Garten unterhalten hätte.

Den Räthen des Königs war dies nicht recht. Eine Prinzeſſin und ein Küchenjunge! Sie lagen dem alten König an, er ſolle ihn fortjagen laſſen. Der alte König folgte ſeinen Räthen, und befahl, ihn fortzujagen. Allein die Prinzeſſin brach in Thränen aus, ſobald ſie ihn nur anrührten; denn ſie hatte ihn ſehr lieb, und wußte nicht, wie ſie ſich ohne ihn unterhalten könnte. „Ei was!“ dachte der alte König „ſie ſind ja noch Kinder, mit der Zeit werden ſie ſchon zu Verſtand kommen!“ und ließ Alles beim Alten.

Es blieb alſo Alles, wie es war; die Kinder ſpielten mit einander, und Niemand durfte ſie hindern. Allmählich hörten ſie auf, Kinder zu ſein; ihre Freundſchaft aber dauerte fort, und wurde von Tag zu Tag inniger und feſter. Die Prinzeſſin wuchs heran, ſie war bereits heirathsfähig. Von allen Enden der Welt kamen Königsſöhne herbei, um ſie zu werben. Der königliche Palaſt erſcholl von Muſik und Becherklang.

des Weins und der köſtlichen Speiſen gab's in Hülle und Fülle. Die Prinzeſſin konnte zehn Königsſöhne für einen haben; allein ſie zog ſich von ihnen zurück, ſobald ſie nur konnte, und eilte, ſich mit ihrem Küchenjungen zu unterhalten. Und wenn ſie der Vater fragte, wer ihr gefalle, wen ſie zum Gemahl haben wolle, ſo antwortete ſie immer, daß ihr der Küchenjunge am beſten gefalle, daß ſie keinen andern zum Gemahl nehmen wolle.

Der alte König ärgerte ſich gewaltig. So viele Königsſöhne und ein Küchenjunge! Er berief ſeine Räthe, damit ſie ihm ſagten, was er thun ſolle. Sie riethen ihm ſogleich, er ſolle den Küchenjungen umbringen laſſen. Allein dem guten König ſchien es unrecht, den unſchuldigen Jungen gewaltſam umbringen zu laſſen. „Erlauchter König," ſprach der weiſeſte der Räthe, „ſcheint Dir das unrecht, ſo ſchicken wir ihn auf gute Art irgendwohin daß er, wenn er auch hundert Jahre reiſt, nicht wiederkehren kann. Schicken wir ihn zur Sonne, daß er ſie frage, warum ſie Vormittags immer höher ſteigt, und Alles mehr und mehr erwärmt, und warum ſie Nachmittags immer niedriger ſinkt, und Alles minder und minder erwärmt!"

Dieſer weiſe Rath gefiel dem König. „Wenigſtens," ſprach er, „wird ihn meine Tochter vergeſſen, wenn ſie ihn ſo lange nicht ſieht." Sie riefen ſogleich den Küchenjungen, gaben ihm Geld auf den Weg, und ſchickten ihn zur Sonne, damit er Antwort auf die Frage brächte.

Mit Thränen ſchied die Königstochter von ihrem Freunde, mit ſchwerem Herzen begab er ſich auf den Weg. Niemand wußte ihm Rath zu ertheilen, Niemand wußte ihm zu ſagen, welchen Weg er nehmen ſolle. Allein ihm rieth ſein eigener Verſtand; er ging nicht der Sonne entgegen, ſondern der Sonne nach, gerade dorthin, wo ſie niederſinkt.

Er ging und ging durch öde Wälder, auf unwegſamen Pfaden, bis er nach langem Gehen in ein fremdes Land kam, wo ein mächtiger, aber blinder König herrſchte. Als der König erfuhr, woher er komme, wohin er gehe, was er beabſichtige, ließ er ihn ſogleich vor ſeinen goldenen Thron rufen; denn er bedurfte guten Rathes, welchen ihm Niemand als die Sonne ertheilen konnte. Der Gerufene kam. „Du gehſt zur Sonne, mein Sohn?" — „So iſt es in der That." — „Nun, wenn

Maruſchka kochte das Eſſen, beſorgte die Kuh; doch weder Holena, noch die Stiefmutter kam. „Wo bleiben ſie ſo lange!“ ſprach Maruſchka zu ſich, und ſetzte ſich zum Spinnrocken. Schon war die Spindel voll, ſchon dämmerte es in der Stube, und es kam weder Holena, noch die Stiefmutter. „Ach Gott, was iſt ihnen zugeſtoßen!“ klagte das gute Mädchen, und ſah zum Fenſter hinaus. Der Himmel ſtrahlte von Sternen, die Erde glänzte von Schnee, es ließ ſich niemand ſehen; traurig ſchloß Maruſchka das Fenſter, machte das Kreuz, und betete ein Vaterunſer für die Schweſter und Mutter. Des andern Tages harrte ſie mit dem Frühſtück, harrte ſie mit dem Mittagsmahl; doch ſie erharrte weder Holena, noch die Stiefmutter. Beide waren im Wald erfroren. Der guten Maruſchka blieb die Hütte, die Kuh und ein Stückchen Feld; es fand ſich auch ein Hauswirth dazu, und Beide lebten in Frieden glücklich mit einander.

Die Waiſe im Rabhoſt. [9])

Es waren einmal zwei Brüder, Martin und Hans. Martin hatte zwei Knaben und Hans vier Kinder. Martin wurde krank, und als er ſterben ſollte, bat er ſeinen Bruder Hans, bei den zwei Knaben Vormund zu ſein; ſein Weib war ſchon vor einem Jahre geſtorben. Als Hans von ſeinem dahingeſchiednen Bruder heimkam, fragte ihn ſein Weib: „Du haſt doch nicht die Vormundſchaft übernommen?“ — Er antwortete: „Meinſt Du, ich ſolle die armen Waiſen zu Grunde geh'n laſſen? Iſt's doch mein Blut! Laß uns von etwas andrem reden: ob wir beide Kinder zu uns nehmen, oder ſie zu fremden Leuten geben?“ — Sein Weib erwiderte: „Den Aelteren möcht' ich noch nehmen, den Jüngeren aber mag ich nicht.“ — Drauf ſagte er zu ihr: „Denk' nicht viel hin und her! Ich will beide bringen.“ — Das Weib ſprach: „Ich wollte nichts dagegen haben, wenn Du den Aelteren nähmſt; den Jüngeren mag ſich nehmen, wer will!“ — Allein der Mann erwiederte: „Weißt Du nicht, daß uns der Jüngere mehr frommen kann, als der Aeltere?“ — Das Weib ſagte: „Wie könnte uns der Jüngere mehr frommen? Der

Aeltere zählt ſchon vierzehn Jahre, der Jüngere erſt zwei." — Der Mann ſprach: „Lieb Weib, Du weißt, daß ich ihr Ohm bin, und daß ich für ſie ſorgen muß. Ich will beide zu mir nehmen."

Er hatte die Knaben neun Jahre bei ſich. Der Aeltere, Joſeph, verdiente ſich reichlich, was er brauchte; der Jüngere, Michael, half in der letzten Zeit auch ſchon bei leichteren Arbeiten. Allein da kamen ſchlimme Zeiten, wo's mit allen armen Leuten arg ſtand. Auch Hans mußte am Ende ſeine Kuh verkaufen. Da trat ſein Weib zu ihm und ſprach: „Siehſt Du! War es gut, die zwei Kinder zu nehmen? Ich ſagte Dir, nimm ſie nicht! Jetzt können wir nicht einmal unſre eignen Kinder ernähren." — Der Mann jedoch erwiederte: „Was kümmerſt Du Dich ſo! Du weißt ja, daß uns die Hütte der Kinder bleibt, wenn ich ſie ihnen abkaufe und auszahle." — Drauf ſagte das Weib: „Wär's nicht beſſer, den jüngeren Burſchen loszuwerden? Dann käm's uns wohlfeiler!" — Der Mann ſprach: „Erinnre Dich, wir nahmen ſie in guter Zeit. Wär's nicht eine Sünde vor Gott und der Welt, in ſchlimmer Zeit ſie wegzutreiben? Was würden die Leute ſagen!" Das Weib jedoch beſtand darauf, daß die Kinder wegkämen. Der Mann ſprach alſo: „Weißt du was, lieb Weib, damit alles gut ſei, ſo will ich den Jüngeren wohin in die Berge führen. Sie ſagte: „Ich bitte Dich, wohin willſt Du ihn führen?" Du wirſt ihn etwa zwei Stunden weit wegführen, und er kommt wieder." Der Mann entgegnete: „Ich will ihn dorthin führen, woher er nimmer zurückkehrt! Von Gott hab' ich die Waiſe erhalten, Gott will ich ſie wiedergeben."

Des andren Tag's, noch eh' es dämmerte, ſprach er zu dem eilfjährigen Knaben: „Michael, wir wollen mit einander geh'n; vielleicht daß wir im Radhoſt einen Schatz finden." Michael ahnte nichts Arges, und ging frohen Muths mit ſeinem Ohm. Als ſie zu den Löchern im Radhoſt kamen, zündete der Ohm ein Licht an, und trat mit Michael hinein. Dort ſtiegen ſie eine alte Leiter hinab in die Tiefe, gingen lange und durchkrochen viele Höhlen, bis ſie zu einem unterirdiſchen Fluß gelangten, über den ein ſchmaler Weg führte. Jenſeit des Waſſers ſprach der Ohm: „Michael, ſetz' Dich hier auf den Felſen! Da haſt Du Brot und ein Taſchenmeſſer! Iß, ich will indeß weiter ſchauen geh'n." Michael ſetzte ſich, ſchnitt ſich im Dunklen Brot ab, und aß. Der un-

glückliche Knabe harrte lange, ſehr lange auf ſeinen Ohm, bis dieſer mit dem Lichte wieder käme; von ſeinem Platze wollte er ſich nicht rühren, denn er fürchtete ſich in der ſchwarzen Dunkelheit. Sehnſüchtig horchte er, allein der Ohm kam nicht. Da fiel ihm ein: „Vielleicht hat der Ohm mich abſichtlich irregeführt, hat mich dagelaſſen, und iſt nach Hauſe gegangen!“ Bei dem Gedanken ſträubten ſich ſeine Haare; er raffte ſich auf, und ſuchte den Weg aus dem Radhoſt hinaus. Es war jedoch nicht möglich, ihn zu treffen. Wie ſollt' er ohne Licht durch die Höhlen hindurchkommen? Wie ſollt' er den ſchmalen Steg über den Fluß finden, und die Leiter, die hinaus führte? Anſtatt zum Fluſſe zu geh'n, entfernte er ſich immer mehr von ihm; dies bemerkte er erſt dann, als er ſein Rauſchen nicht mehr vernahm. Ermattet ſank er auf den feuchten Boden, legte ſein Haupt auf den kalten Felſen, und weinte laut. Dann ſprang er wieder empor, und ging zurück. Als er im Dunklen rechts und links tappte, glitſchte ihm der Fuß aus, und er ſtürzte in die Tiefe. Als er ſo hinabflog, wollte er ſich anhalten, und riß zwei Klumpen ab. Ohne zu wiſſen, was er thue, ſteckte er ſie in die Taſche, die er umgehängt hatte, und ging weiter. Jetzt näherte er ſich dem Fluſſe, denn er hörte deſſen Rauſchen mehr und mehr, bis er merkte, daß er am Waſſer ſei. Allein er konnte nicht den Steg finden, auf dem ihn der Ohm geführt hatte. Muthig ſprang er in den Fluß, und ſchwamm glücklich hinüber. Dann gelangte er zu der gefährlichen Leiter, und wie eine Katze war er ſogleich oben. Nachdem er noch eine halbe Stunde getappt und geſucht, kam er aus dem Loch hinaus, hatte jedoch ſeine Füße und Hände zerſchunden und blutig, und zitterte vor Kälte und der überſtandenen Angſt. Er fiel nun auf die Knie nieder, und dankte Gott, daß er ihn herausgeführt, und nicht im Radhoſt hatte zu Grunde gehen laſſen. Dann ſetzte er ſich, aß das trockene Brot, das er noch bei ſich hatte, und überlegte, was er thun ſolle.

Er wußte, daß ihn der Ohm nicht mehr möge, und ſo beſchloß er, in die weite Welt zu gehen, in der Hoffnung, ſich dennoch irgend wie zu ernähren. Als er mehrere Tage hungrig gewandert, kam er zu einem Schloſſe, erbettelte ſich von einem Diener ein Stück Brot, und ſetzte ſich auf einen Eckſtein. Indem er das Meſſer aus der umgehängten Taſche zog, erblickte der Diener die zwei gelben Klumpen, und fragte

ihn, was er da habe. Der Diener kehrte ſie nach allen Seiten, wog ſie in der Hand, zeigte ſie Andern, bis er endlich ging, ſie dem Herrn zu weiſen. Der Herr des Schloſſes ließ den Knaben vor ſich führen. Als ihn der Diener vorgeführt, fragte ihn der Herr, woher er die zwei Stücke gediegenen Goldes habe. Michael erzählte, was ihm widerfahren, und wie er zu den Klumpen gekommen ſei. Die Erzählung rührte den Herrn ſo ſehr, daß er ihn als ſein eigen Kind annahm; denn er war ledig, und hatte keine Kinder. Das Gold verkaufte er und legte das Geld auf gute Zinſen für den Knaben an. Auch ließ er ihn in allem Nützlichen unterrichten. Michael war ſiebzehn Jahre lang in dem Schloſſe. Als das ſiebzehnte Jahr zu Ende ging, wurde der Herr krank. Er vermachte all ſein Eigenthum Michael, und befahl ihm, er ſolle mäßig leben und an die Armen denken. Michael dachte bei ſich: „Wie ſollt' ich die Armen vergeſſen, da ich ſelbſt arm geweſen, und jetzt ſo reich geworden!“ — In vierzehn Tagen ward der Herr begraben.

Zwei Jahre waren verſtrichen, ſeit Michael ſein eigner Herr geworden. Eines Tages ſtand er am Fenſter, und ſah in den Schloßhof. Da kam ein alter Bettler in zerriſſenen Kleidern. Seine Noth rührte ihn ſehr, und ſogleich befahl er dem Thorwächter, er ſolle ihn herauf führen. Als der Bettler in das Zimmer trat, erkannte Michael, daß es ſein Ohm ſei; der Ohm aber erkannte Michael nicht. „Erbarmt Euch über mich, gnädiger Herr,“ bat der Greis, „erbarmt Euch über einen hungrigen Alten! Gott wird es Euch vergelten!“ Michael ſagte: „Mit Freuden will ich Euch zu eſſen und zu trinken geben. Setzt Euch!“ Dann rief er den Diener, gab ihm einen Schlüſſel, und befahl ihm leiſe, er ſolle aus ſeiner Taſche, die er ſich ſammt ſeinen walachiſchen Kleidern zum Andenken aufbewahrt hatte, das Meſſer bringen. Er ſetzte ſich zu dem Greiſe, der ihm erzählte, wie er vermögend geweſen, wie er durch ſchlimme Zeiten in Armuth gerathen, und wie er durch's Gericht um Alles gekommen, ſo daß er ſeine Hütte habe verkaufen müſſen, und jetzt genöthigt ſei, vom Betteln zu leben.“ — Habt Ihr keine Kinder?“ fragte Michael. — „Ach Gott!“ ſagte der Greis, „ich hatte vier Kinder. Drei ſind mir an den Blattern geſtorben, und das vierte iſt ein Taugenichts, der ſich weder um Gott, noch um ſeinen alten Vater kümmert.“ Indeß brachte der Diener Speiſe und Trank,

Michael reichte dem Greiſe ſelbſt Brot und das Taſchenmeſſer zum Schneiden. Der Greis nahm das Meſſer in die Hand, betrachtete es, ward bleich wie die Wand, denn er erkannte das Zeichen, das er mit eigner Hand hinein gebrannt, und wie betäubt ſtotterte er die Worte: „Gnäd'ger Herr, wie iſt das Meſſer hierhergekommen?“ — Michael erwiederte: „Was liegt an dem Meſſer? Meſſer iſt Meſſer!“ — „Nicht doch!“ rief der Greis in Verzweiflung. „Beim lebend'gen Gott, ſagt mir, wie ſeid Ihr zu dem Meſſer gekommen? O ſagt mir's, und martert mich nicht!“ — Michael konnte ſich nicht länger halten und verläugnen. „Vater Hans,“ rief er, „kennt Ihr nicht Michael, die Waiſe?“ Der Ohm erſchrak, erkannte Michael, und vor Scham und Furcht fiel er vor ihm auf die Knie. Allein Michael hob ihn auf, umarmte ihn, und ſprach: „Ohm, fürchtet Euch nicht! Ich hab' Euch längſt verziehen!“ Der Greis ſetzte ſich zum Eſſen, aber er hatte keine Luſt. Michael behielt ihn bis zu ſeinem Tode bei ſich, und als er erfuhr, daß ſein älterer Bruder Joſeph diene, nahm er auch dieſen zu ſich in das Schloß. Der Greis blieb kein ganzes Jahr mehr am Leben; doch ſtarb er mit dem Troſte, daß Michael im Radhoſt nicht zu Grunde gegangen, was ihn früher in ſeinem Elend bei Tag und Nacht am meiſten gequält hatte.

Der böſe Geiſt im Dienſte.

In einem Hauſe war es Gebrauch, daß ſie den Armen täglich ein Almoſen gaben, und wenn kein Armer in's Haus kam, das Almoſen auf die Bank vor's Haus legten, damit es die vorübergehenden Armen ſehen und ſich nehmen könnten. Da geſchah's, daß der böſe Geiſt in der Welt umherging, Beute ſuchend; doch fand er nichts und wurde bereits vom Hunger geplagt. Da kam er zu jenem Haus und ſah die Speiſen auf der Bank. Er wußte gut, daß ſie ein Almoſen für die Armen ſeien, und ihm nicht gehörten; doch da er großen Hunger hatte, konnte er ſeiner Begier nicht widerſtehen und aß das Almoſen auf. Er zog noch weit umher, um hier oder dort etwas zu erhaſchen, war

jedoch nicht glücklich im Fang und kehrte endlich voll Verdruß zur Hölle zurück. — Als er zur Hölle kam, war das Thor verſchloſſen. Er pochte an, allein ſie wollten ihm nicht öffnen, weil er den Armen ihr Almoſen genommen. Der älteſte der Teufel verurtheilte ihn, er müſſe zur Strafe drei Jahre in der Welt dienen. Der Teufel ging alſo, da ſie ihn in der Hölle nicht dulden wollten, einen Dienſt in der Welt ſuchen.

Lange ſuchte er vergebens. Er kam in ein Dorf, ging bei den Bauern umher und bat, ſie möchten ihn als Knecht aufnehmen. Aber Alle redeten ſich aus, indem ſie ſagten: „Mein Lieber, wir haben keine Pferde und brauchen daher keinen Knecht. Unſer Herr iſt ſchlimm; der plagte uns mit der Frohne [10]) ſo, daß wir alle unſere Pferde einbüßten. Wir konnten der Frohne wegen unſere Felder nicht bebauen, hatten viel Arbeit und wenig zu eſſen; zuerſt unterlagen dem Mühſal unſere Pferde, jetzt iſt die Reihe an uns. Zwar iſt noch ein Bauer da, der zwei Pferde hat; allein die ſind ſo mager und abgezehrt, daß man ſie in ein Kopftuch binden könnte, drum wird auch er keinen Knecht nehmen!“ Der Teufel hörte das gern, fragte wo der Bauer wohne, begab ſich zu ihm und bat ihn ſehr, er möchte ihn als Knecht annehmen, er wolle gehorſam ſein. Der Bauer ſagte: „Mein Lieber, einen Knecht brauch' ich wohl, allein ich kann Dich nicht in meinen Dienſt nehmen, weil ich ſelbſt nichts zu eſſen habe!“ — Der böſe Geiſt entgegnete: „O Herr, ich bitt' Euch, nehmt mich nur! Wir wollen arbeiten, was wir können, und wenn wir arbeiten, werden wir auch zu eſſen haben!“ — Hierauf ſetzte ſich der böſe Geiſt auf eine Bank, und wollte ihm nicht vom Halſe. Da ihn der Bauer nicht loswerden konnte, nahm er ihn auf und dachte ſich: „Du wirſt bald von ſelbſt davonlaufen!“

Der Knecht wartete die Pferde gut, ſo daß ſie von Tag zu Tag zunahmen. Auf der Frohne verrichtete er der Arbeit noch mehr als ihm auferlegt war, und dabei verſäumte er die Hauswirthſchaft nicht. In einem Jahre half ſich der Bauer hübſch empor; er hatte gute Pferde, die Felder ſtanden vortrefflich, und er konnte ſich auch eine Kuh anſchaffen. Die Nachbarn wunderten ſich und ſuchten den Knecht an ſich zu locken; allein er ließ ſich nicht abſpänſtig machen. Der Bauer ſelbſt konnte ſich nicht genug wundern, und hatte den Knecht ſehr gern; nur

lag es ihm im Kopfe, wo er zur Kirche gehe! Denn gingen die Hausleute zur Kirche, ſo ging der Knecht auch fort, in der Kirche aber ſah ihn Niemand. Das ging dem Bauer im Kopf herum; weil ihm jedoch der Knecht zur Hand war, ſcheute er ſich, ihm was zu ſagen, damit er ihn nicht verlöre. Einſt kam der Amtsdiener zum Bauer im Auftrage des Herrn, er ſolle ſich ſogleich auf dem Schloſſe ſtellen. „Herren-Wunſch, Unterthans-Pflicht! ſagt das Sprüchwort; wie denn erſt, wenn der Herr befiehlt.“ So ſprach der Bauer bei ſich, nahm ſeinen Hut, und begab ſich ſogleich dem Befehle gemäß auf das Schloß. Als er in's Schloß kam, blieb er demüthig an der Thür ſtehen. „He,“ ſprach der Herr, „ich hab' gehört, daß Du ſtarke Pferde haſt, und einen noch ſtärkern Knecht dazu. Ich befehl' Dir daher, daß Du mir morgen den Felſen dort in den Schloßhof ſchaffſt.“ Der Bauer ſtand wie abgebrüht; denn das war ein Felſen, ſo groß, daß Niemand im Stande war ihn aufzuladen, kein Wagen ihn tragen konnte, die ſtärkſten Pferde ihn nicht zu erziehen vermochten. Er ging, ganz aufgeregt, aus dem Schloſſe. Der Knecht fragte ihn: „Was iſt Euch, Herr, daß Ihr ſo in Gedanken ſeid?“ Der Bauer ſagte ihm, der Herr habe ihm befohlen, den Felſen dort in den Schloßhof zu ſchaffen. Der Knecht ſprach: „Das ſei Eure geringſte Sorge. Deshalb braucht Ihr Euch nicht den Kopf zu zerbrechen. Wie der Herr befohlen, ſo wird's geſcheh'n!“ — Der Bauer verſetzte voll Angſt: „Was denkſt Du, Sohn! Wenn wir auch ſo viel Leute zuſammenbrächten, um die Maſſe aufzuladen, und unſere Pferde ſie zögen, der Wagen trüge ſie dennoch nicht!“ Lachend erwiederte der Knecht: „Mit unſerm Wagen wirds ſich's ſchon thun!“ — Allein dem Bauer war gar nicht zum Lachen.

Des folgenden Tages ſtand der Knecht zeitig früh auf, fütterte die Pferde und richtete den Wagen zurecht. Nach dem Frühſtücke fuhren ſie, um den Felſen abzuholen. Als ſie bei dem Felſen ankamen, brachte der Knecht die Schrotleiter in Ordnung, nahm eine Hebſtange, hob den Felſen heraus, und in kurzem war der Felſen auf den Wagen geladen. Der Bauer brauchte nicht zuhelfen, und war wie außer ſich, als er ſah, was der Knecht machte. Der Knecht nahm nun die Peitſche und fuhr wie mit gewöhnlicher Ladung. Als ſie ſich dem Schloſſe näherten, ſtand der Herr am Fenſter. Da er ſah, daß der Knecht zum Thor

hereinfahren wollte, ſchickte er ſogleich den Amtsdiener ab mit dem Befehle, er ſolle nicht in den Hof fahren. Doch ehe der Amtsdiener mit dem Befehle kam, waren die Pferde ſchon im Thor, der Knecht fuhr zu, und das Thor begann einzuſtürzen; aber die Pferde zogen in Einem fort, bis das Thor zertrümmert war. Im Hofe angelangt, rief der Knecht: „Wo ſoll ich den Felſen abladen?“ Es ward ihm ein Platz angewieſen; dort aber waren Keller. Kaum ſenkte ſich der Felſen auf den Boden, ſo durchbrach er die Wölbungen, und lag in den Kellern begraben. Der Herr gerieth in Wuth, daß die Keller zerſtört waren. Ihm lag übrigens nichts daran, daß der Felſen herbeigeſchafft war; ſein tyranniſch Herz wollte nur den Bauer quälen.

In nicht langer Zeit brachte der Amtsdiener dem Bauer wieder den Auftrag, er ſolle ſich vor dem Herrn ſtellen. Als er aufs Schloß kam, befahl der Herr: „Ich hab' genug Fröhner auf dem Felde, Du wirſt mir Holz fällen gehen!“ Dann rief er ihn zum Fenſter, und zeigte ihm, daß er ihm von da bis dorthin den Wald umſchlagen, das Holz zu Klaftern ſchichten, die Bäume abäſten, und die Aeſte zu Bündeln binden und gleichfalls zu Klaftern ſchichten ſolle, und zwar müſſe das binnen vierzehn Tagen fertig ſein. Der Bauer begann zu bitten; es ſei nicht möglich das zu Stande zu bringen; wenn tagtäglich dreißig Burſche fleißig arbeiteten, ſo würden ſie in einem Jahre nicht fertig. Allein der Herr beachtete die Bitte nicht, und verſetzte: „Wie ich geboten, ſo muß es geſchehen. Binnen vierzehn Tagen mußt Du fertig ſein!“ — Da der Bauer die Unnachgiebigkeit des Herrn kannte, und die Strenge der Strafe, die auf verſäumte Arbeit geſetzt war, wurde er ſehr betrübt.

Als er nach Hauſe kam, ſprach er zu Niemand ein Wort, und Abends konnte er gar nicht eſſen. Der Knecht fragte: „Was iſt Euch, Herr?“ Der Bauer erwiederte: „O Sohn, der Herr verlangt unmögliche Dinge. Er befahl mir, ich ſolle binnen vierzehn Tagen den Wald von da bis dorthin umſchlagen, das Holz zu Klaftern ſchichten, die Bäume abäſten, und die Aeſte zu Bündeln binden und gleichfalls zu Klaftern ſchichten. Das iſt eine Arbeit, die dreißig Burſche kaum in einem Jahr vollbringen!“ — Der Knecht tröſtete ihn: „Zerbrecht Euch nicht den Kopf, Herr! Was die Sorge anlangt, ſo könnt ihr ruhig ſchlafen. Es wird alles fertig werden!“ — Der Bauer jedoch konnte vor Sor-

gen die ganze Nacht nicht ſchlafen; denn das war eine Rieſenaufgabe, und löſte er ſie nicht, ſo hatte er die ſchlimmſten Folgen zu erwarten.

Früh kam der Knecht in die Stube und ſagte: „Geht in's Schloß, Herr, und meldet, daß der Wald ſchon umgeſchlagen, und daß Alles ſo geſchichtet iſt, wie's befohlen war.“ Der Bauer ſchalt ihn, er möchte ihn nicht zum Narren haben, er habe genug an der Sorge, die ihn drücke. Als ihn aber der Knecht hinausführte, und ihm zeigte, daß der Wald nicht mehr ſtehe, verwunderte er ſich über die Maßen und getraute ſich gar nicht den Knecht zu fragen, wie er's zu Stande gebracht. Nach dem Frühſtück ging der Bauer ins Schloß, und meldete es dem Herrn. Der Herr ging zum Fenſter und ſchaute hin. Als er ſah, daß es wirklich ſo ſei, knirſchte er vor Zorn mit den Zähnen; denn er hatte nur die Abſicht, den Bauer zu quälen.

Der Bauer ward reich, und ſein Viehſtand mehrte ſich von Jahr zu Jahr. Es ging das dritte Jahr zu Ende, ſeit ihm der Knecht getreulich diente. Lohn hatte der Knecht keinen mit ihm verabredet, auch von Kleidern verlangte er nichts. So oft ihn der Bauer fragte, wieviel Jahreslohn er ihm zahlen ſolle, antwortete der Knecht immer, dazu ſei Zeit genug. Eben ging das dritte Jahr zu Ende, da kam der Amtsdiener zum Bauer, und befahl ihm, er ſolle auf's Schloß gehen. Der Bauer ging ſogleich, und der Herr ſprach zu ihm: „Höre, ich will morgen in die Hölle fahren! Du haſt gute Pferde, Du wirſt mich hinführen. Morgen um acht Uhr früh komm hierher blos mit den Pferden; den Wagen bekommſt Du hier!“ Der Herr nämlich wußte nicht mehr, was er ausſinnen ſollte, um den Bauer zu plagen. Als der Bauer den gräßlichen Befehl hörte, entſetzte er ſich und ſagte: „Gnädigſter Herr, Gott bewahre uns vor der Hölle!“ Der Herr aber ſtampfte mit dem Fuße und ſchrie: „Morgen um Acht wirſt Du da ſein! Hörſt Du?“ Der Bauer bejahte kummervoll und ging nach Hauſe.

War er die beiden früheren Male traurig geweſen, ſo war er es jetzt um deſto mehr; der Knecht jedoch war ungewöhnlich luſtig, und fragte ihn: „Was fehlt Euch, Herr?“ — Der Bauer antwortete: „Ach Sohn, ich weiß, daß Du mir nicht helfen kannſt; allein wenigſtens will ich mein Herz vor Dir ausſchütten. Unſer Herr — Gott verzeih' mir meine ſchweren Sünden! — iſt ein verruchter Menſch. Sieh, Sohn,

wir beten, daß uns Gott vor der Hölle behüte, und Der will halsſtarrig, daß ich ihn morgen in die Hölle fahre!" — Der Knecht ſagte: „Laßt nur, Herr, laßt! Wer will, Dem geſchieht kein Unrecht. Will er's ſo, ſoll er's haben. Morgen ſind's drei Jahre, daß ich bei Euch diene, und ich hab' Euch noch nicht geſagt, wer und woher ich bin; jetzt will ich's Euch ſagen. Ich bin der Teufel, und weil ich den Armen ihr Almoſen nahm, mußte ich zur Strafe drei Jahre auf der Welt dienen."

Der Bauer fuhr erſchrocken zuſammen. „Erſchreckt nicht, Herr! Ich bin Euch in nichts hinderlich geweſen, und hab' Euch treu gedient. Für meine Dienſte verlange ich keinen andern Lohn von Euch, als daß Ihr morgen mit mir fahrt. Habt keine Furcht, Euch geſchieht kein Leid; nehmt Euch nur Alles mit, was Ihr braucht. Sobald wir aus dem Schloſſe ſind, bleiben wir nicht eher ſtehen, als bis wir an Ort und Stelle ankommen. Sind wir dort, wird der Herr ausſteigen; Ihr haltet die Pferde und ſeht Euch nicht um. Erſt wenn ſich ein ſchwarzer Hund zu Euch geſellt, dann blickt hinter Euch, damit Ihr ſeht, was mit Eurem Herrn geſchieht. Dann folgt dem Hunde nach; er wird Euch bald nach Hauſe führen!"

Was ſollte der Bauer thun? Er mußte einwilligen, daß er mit dem Knecht fahren wolle, denn ſonſt hätte er ſeine Pferde nicht heimbekommen. Zeitig früh ſtand der Knecht auf, und fütterte und kämmte die Pferde in Einem fort. Als die achte Stunde da war, ſetzten ſie ſich auf und ritten in's Schloß. Indem ſie ſich dem Schloſſe näherten, ſahen ſie den Herrn ſchon am Fenſter, und im Hofe ſtand der Wagen bereit. Kaum hatten ſie eingeſpannt, ſo ſaß der Herr ſchon im Wagen. Dann ſetzte ſich der Knecht auf den Bock, der Bauer ſtellte ſich hinten auf, und vorwärts gings. Die Pferde flogen wie der Sturmwind. „Oha, Burſche, oha!" rief der Bauer. „Mein Hut iſt mir hinunter geflogen!" Der Knecht lachte: „Ha, ha! Euer Hut iſt ſchon im neunten Gebiet vom Schloß. Wenn Ihr zurückkehrt, findet Ihr ihn." Dem Bauer ſchien's, als wären ſie erſt ein kleines Stück gefahren.

In kurzem gelangten ſie auf eine ungeheuer große Wieſe; ſo weit das Auge reichte, war Alles eben, kein Bäumchen rings zu ſchauen. Sie blieben ſtehen; der Herr ſtieg aus dem Wagen, und der Bauer

wandte ſogleich mit den Pferden um. Es währte nicht lange, ſo geſellte ſich ein ſchwarzer Hund zu ihm. Als er den Hund gewahrte, erinnerte er ſich, daß der Knecht ihm befohlen habe, hinter ſich zu blicken. Statt der Wieſe ſah er lauter ſtinkenden Qualm. Vor Entſetzen konnte er den furchtbaren Rauch gar nicht anſehen; er ſtieg raſch in den Wagen, der Hund lief vor den Pferden her und zeigte ihm den Weg, und er folgte nach. Bald fand er ſeinen verlornen Hut wieder, und war dann ſogleich zu Hauſe; der böſe Herr aber kehrte nie mehr auf ſeinen Herrenſitz zurück.

Die Reiſe zur Sonne.

An einem Königshofe war einmal ein Küchenjunge. Aber wenn auch nur ein Küchenjunge, er wäre, hätte man ihm ſtattliche Kleider angelegt, unſtreitig der ſchönſte, beſte Junge im ganzen Lande geweſen. Er wurde mit der Tochter des Königs bekannt, die um ein Jahr jünger war als er, und ſie befreundeten ſich ſo, daß von dieſer Zeit an kein Tag verfloß, wo ſich nicht die Prinzeſſin mit ihm in dem großen königlichen Garten unterhalten hätte.

Den Räthen des Königs war dies nicht recht. Eine Prinzeſſin und ein Küchenjunge! Sie lagen dem alten König an, er ſolle ihn fortjagen laſſen. Der alte König folgte ſeinen Räthen, und befahl, ihn fortzujagen. Allein die Prinzeſſin brach in Thränen aus, ſobald ſie ihn nur anrührten; denn ſie hatte ihn ſehr lieb, und wußte nicht, wie ſie ſich ohne ihn unterhalten könnte. „Ei was!“ dachte der alte König, „ſie ſind ja noch Kinder, mit der Zeit werden ſie ſchon zu Verſtand kommen!“ und ließ Alles beim Alten.

Es blieb alſo Alles, wie es war; die Kinder ſpielten mit einander, und Niemand durfte ſie hindern. Allmählich hörten ſie auf, Kinder zu ſein; ihre Freundſchaft aber dauerte fort, und wurde von Tag zu Tag inniger und feſter. Die Prinzeſſin wuchs heran, ſie war bereits heirathsfähig. Von allen Enden der Welt kamen Königsſöhne herbei, um ſie zu werben. Der königliche Palaſt erſcholl von Muſik und Becherklang.

des Weins und der köſtlichen Speiſen gab's in Hülle und Fülle. Die Prinzeſſin konnte zehn Königsſöhne für einen haben; allein ſie zog ſich von ihnen zurück, ſobald ſie nur konnte, und eilte, ſich mit ihrem Küchenjungen zu unterhalten. Und wenn ſie der Vater fragte, wer ihr gefalle, wen ſie zum Gemahl haben wolle, ſo antwortete ſie immer, daß ihr der Küchenjunge am beſten gefalle, daß ſie keinen andern zum Gemahl nehmen wolle.

Der alte König ärgerte ſich gewaltig. So viele Königsſöhne und ein Küchenjunge! Er berief ſeine Räthe, damit ſie ihm ſagten, was er thun ſolle. Sie riethen ihm ſogleich, er ſolle den Küchenjungen umbringen laſſen. Allein dem guten König ſchien es unrecht, den unſchuldigen Jungen gewaltſam umbringen zu laſſen. „Erlauchter König," ſprach der weiſeſte der Räthe, „ſcheint Dir das unrecht, ſo ſchicken wir ihn auf gute Art irgendwohin daß er, wenn er auch hundert Jahre reiſt, nicht wiederkehren kann. Schicken wir ihn zur Sonne, daß er ſie frage, warum ſie Vormittags immer höher ſteigt, und Alles mehr und mehr erwärmt, und warum ſie Nachmittags immer niedriger ſinkt, und Alles minder und minder erwärmt!"

Dieſer weiſe Rath gefiel dem König. „Wenigſtens," ſprach er, „wird ihn meine Tochter vergeſſen, wenn ſie ihn ſo lange nicht ſieht." Sie riefen ſogleich den Küchenjungen, gaben ihm Geld auf den Weg, und ſchickten ihn zur Sonne, damit er Antwort auf die Frage brächte.

Mit Thränen ſchied die Königstochter von ihrem Freunde, mit ſchwerem Herzen begab er ſich auf den Weg. Niemand wußte ihm Rath zu ertheilen, Niemand wußte ihm zu ſagen, welchen Weg er nehmen ſolle. Allein ihm rieth ſein eigener Verſtand; er ging nicht der Sonne entgegen, ſondern der Sonne nach, gerade dorthin, wo ſie niederſinkt.

Er ging und ging durch öde Wälder, auf unwegſamen Pfaden, bis er nach langem Gehen in ein fremdes Land kam, wo ein mächtiger, aber blinder König herrſchte. Als der König erfuhr, woher er komme, wohin er gehe, was er beabſichtige, ließ er ihn ſogleich vor ſeinen goldenen Thron rufen; denn er bedurfte guten Rathes, welchen ihm Niemand als die Sonne ertheilen konnte. Der Gerufene kam. „Du gehſt zur Sonne, mein Sohn?" — „So iſt es in der That." — „Nun, wenn

Du hingehſt, ſo frag' die Sonne doch, warum ich, ein ſo mächtiger König, auf meine alten Tage erblindet bin. Vollführſt Du's, ſo geb' ich Dir alſogleich die Hälfte meines Königreichs." Der Küchenjunge verſprach's, erhielt Geld, und zog der Sonne weiter nach über Berg und Thal, wo nichts zu hören und nichts zu ſehen war, bis er zu einem Meere kam.

Das Meer war breit und tief. Er durfte weder rechts noch links, denn die Sonne ſank gerade hinter dem Meere unter. Was ſollte er thun? Er ging am Ufer ſinnend hin und her. Als er ſo nachſann, kam ein großer Fiſch zu ihm. Halb war er über dem Waſſer, halb unter dem Waſſer; ſein Bauch war wie bei andern Fiſchen, ſein Rücken aber funkelte wie eine glühende Kohle, und das rührte von dem Glanz der Sonne. „Woher biſt Du?" fragte ihn der Fiſch, „was machſt Du da? wohin gehſt Du?" — „Was ich mache? wohin ich gehe? Ich möchte gern auf die andere Seite, denn ich muß zur Sonne, ſie zu befragen, und ich kann nicht hinüber." — „Zur Sonne? Nun, Du ſollſt hingelangen, ich will Dich hinübertragen, wenn Du ſie fragſt, woher es kommt, daß ich ein ſo großer Fiſch, mich nicht auf den Grund des Waſſers niederlaſſen kann, wie die anderen Fiſche. Willſt Du ſie fragen?" — „Ich will" entgegnete der Küchenjunge, und ſchon ſaß er auf dem Rücken des Fiſches, der ihn glücklich auf das andere Ufer hinüber trug. „Komm wieder hierher, ich will auf Dich warten," ſagte der Fiſch zu ihm, und er bejahte mit dem Haupte und verfolgte ſeinen Weg weiter durch fremde und wüſte Gegenden, wo es keinen Vogel, noch weniger einen Menſchen gab.

Schon war er nicht weit mehr vom Ende der Welt: da ſah er die Sonne nah vor ſich zur Erde ſinken. Er eilte aus Leibeskräften, ſoviel er konnte. Als er hinkam, ruhte die Sonne eben im Schooße ihrer Mutter aus. Er verneigte ſich und ſie dankten ihm. Er begann zu reden und ſie horchten auf. Er fragte: „Wie ſo kommt es, daß die Sonne Vormittags immer höher und höher ſteigt, und immer mehr wärmt, Nachmittags aber wieder niederſinkend immer ſchwächer und ſchwächer wird?" Die Sonne ſprach zu ihm: „Ei mein Lieber, frag' doch Deinen Herrn, warum er nach der Geburt immer mehr wächſt an Leib und Kraft, und warum er ſich im Alter zur Erde neigt und

ſchwächer wird. Auch mit mir iſt's ſo. Meine Mutter gebiert mich jedes Morgens neu als einen ſchönen Knaben, und jedes Abends begräbt ſie mich als einen ſchwachen Greis." Dann fragte der Küchenjunge weiter:" Warum iſt jener mächtige König in ſeinem Alter erblindet, da er doch früher ſo gut ſah?" -- „Ha, warum er erblindet iſt? Darum, weil er ſtolz wurde, darum, weil er ſich Gott gleichſtellen wollte und ſich einen mit Sternen beſä'ten Himmel aus Glas hauen ließ, damit er, ſo thronend, dem ganzen Lande Befehle gebe. Wenn er ſich vor Gott demüthigt und den gläſernen Himmel zertrümmern läßt, wird ihm das verlorne Augenlicht zurückkehren." — „Und warum kann ſich jener Fiſch nicht, gleich den andern Fiſchen, auf den Grund des Waſſers niederlaſſen?" — „Weil er noch kein Menſchenfleiſch gegeſſen. Doch ſag' ihm dies nicht früher, als bis Du über dem Meere, ein gutes Stück vom Ufer biſt!" — Hierauf nahm der Küchenjunge dankend Abſchied. Aber die Sonne gab ihm außer gutem Rath noch ein Gewand, das bequem in eine Nußſchale hineinging; das war ein Sonnenkleid.

Er begab ſich zurück und kam zum Meere. Sogleich begann der Fiſch ihn nach der Antwort zu fragen; allein er wollte ſie ihm nicht mittheilen, bevor ihn der Fiſch nicht über das Meer geſchafft hätte. Der Fiſch nahm ihn alſo auf den Rücken und ſchwamm mit ihm, die Wellen durchſchneidend. In der Mitte des Meeres fragte er ihn abermals, und drohte ihn ins Waſſer zu werfen, wenn er ihm nicht die Antwort ſage. „Droh', wie Du willſt, ich ſage Dir die Antwort nicht früher, als bis wir drüben ſind!" Und ſo ſagte er dem Fiſche nichts, als bis er am andern Ufer war. Hier begann er zu laufen, und rief ihm während des Laufens das Geheimniß zu. Der Fiſch gerieth in Wuth, als wäre der Satan in ihn gefahren. Er ſchlug das Meer mit ſeinem Schweife, daß das Waſſer austrat, und dem Küchenjungen bis an den Gürtel reichte; doch war es ſchon zu ſpät, er war ſchon zu weit, der Fiſch konnte in ſo ſeichtem Waſſer nicht ſchwimmen, denn er war zu groß.

„Hat mich der Teufel jetzt nicht bekommen, bekommt er mich nimmer!" dachte der Küchenjunge, und zog fröhlich weiter, immer der Sonne entgegen, um den Weg nicht zu verfehlen. Nach langem Wandern gelangte er zu dem blinden König. -- „Nun, haſt Du's vollführt? Weißt

Du, warum ich erblindet bin?“ — „Darum biſt Du erblindet, weil Du ſtolz wurdeſt, und Dich Gott gleichſtellen wollteſt. Nur erſt wenn Du Deinen gläſernen Himmel zertrümmerſt, und Dich vor Gott demüthigſt im Staube, wird Dir Dein Augenlicht alsbald wiederkehren!“ Der König gehorchte, zertrümmerte ſeinen Himmel, demüthigte ſich im Staube, und ſogleich ſah er hell, als ob er aus dem Grabe an Gottes Sonnenlicht getreten wäre. Er ſchenkte dem Küchenjungen die Hälfte ſeines Königreichs.

Der Küchenjunge war nun König, wie ein anderer, doch ſäumte er keinen Augenblick, ſondern eilte nach Hauſe. Und er that wohl daran, denn kaum war er dort, ſo wurden die Glocken geläutet und die Kirchenthüren angeweit geöffnet: „Was hat ſich da zugetragen, was giebt es Neues?“ fragte er die Leute. — „Die Königstochter heirathet, eben werden die Glocken zur Trauung geläutet!“ Da überlegte er, was er thun ſolle. Er zog aus ſeinem Bündel die Nußſchale, aus der Nußſchale das Sonnenkleid, legte es an und ſetzte ſich in die erſte Bank am Altare. Nach einer Weile kamen im langen Zug die Hochzeitsgäſte. Jeder blickt verwundert den reichen Gaſt in der erſten Bank an, Einer fragt flüſternd den Andern, wer das ſei; aber Niemand erkennt ihn, Keiner weiß es. Es kommt auch die junge Braut. Sie fragt nicht, wer das in der erſten Bank ſei, ſie fliegt auf ihn zu, und iſt nicht mehr von ihm zu trennen, will nichts von Trauung mit einem Andern wiſſen.

Als der alte König vernommen, was in der Kirche geſchehen war, ließ er den Küchenjungen in ſeinem Sonnenkleid vor den Thron führen. Da erzählte der Küchenjunge vom Anfang bis zum Ende, wie es ihm ergangen. Als er zu Ende war, nahm er die junge Prinzeſſin, die ihn nun noch lieber hatte, als zuvor, bei der Hand, und geſegnet vom alten König, ſchritten ſie zum Altar. Dann lebten ſie als Ehepaar, und herrſchten nach dem Tode des alten Königs glücklich bis ans Grab.

Das hergeſtellte Eheglück.

Es war ein reicher Bauer, der ein einfältiges Weib hatte. Er lebte nicht lange, und als er ſtarb, verblieb der Bäuerin ſein ganzes Vermögen. Sie weinte Tag und Nacht um ihn, bis ſie von ihrem bischen Verſtand noch weniger behielt, als ſie zuvor beſeſſen. Trotzdem bewarb ſich wieder ein Bauer um ſie, und heirathete ſie. Er dachte ſich: „Hat ſie auch nicht viel Verſtand, ſo hat ſie doch viel Geld!“ Aber ihre Ehe war nicht glücklich; der Bauer hatte mit der Bäuerin keine Geduld.

Eines Tages fuhr er in den Wald; die Bäuerin blieb allein zu Hauſe. Es kam ein bettelnder Wanderburſch. Die Bäuerin gaffte ihn an und fragte: „He, wo kommt Ihr denn her?“ Der Wanderburſch merkte, daß ſie einfältig ſei. „Vom Himmel herunter.“ — „I vom Himmel herunter!“ verwunderte ſich die Bäuerin. „Und warum denn?“ — „Um Euch zu beſuchen.“ „I — was!“ rief erfreut die Bäuerin. „Habt Ihr denn dort auch meinen ſeligen Mann geſehen? Es ſind ſchon drei Jahre, daß er geſtorben.“ — „Freilich hab ich ihn geſehen,“ entgegnete der Wanderburſch. — „Was macht er denn dort?“ — „Nichts macht er. Die Kleider, die er hatte, ſind ſchon hin. Er geht faſt nackt.“ — „Und was ißt er denn dort?“ — „Nichts ißt er. Er hat nichts zu eſſen.“ — „Ich bitt' Euch, geht Ihr denn wieder in den Himmel zurück?“ — „Verſteht ſich.“ — „Wärt' Ihr nicht ſo gut, etwas für ihn mitzunehmen? Möcht' ihm gern was ſchicken. Sagt mir, was ſoll ich ihm ſchicken?“ — „I nu Eſſen, Kleider und Geld!“ meinte der Wanderburſch. Die Bäuerin holte fünf Pfund Butter, zwei Stück Käſe, zwei Laib Brot, zwei Viertel Hirſe, Hemden, Strümpfe, Hoſen, Schuhe, Stock, Hut und vierzig Ducaten, und gab dies Alles dem Wanderburſchen für ihren ſeligen Mann. Der Wanderburſch nahm's in Empfang, und ging ſeiner Wege. Abends kam der Bauer aus dem Wald. Die Bäuerin erzählte ihm ſogleich: „Lieber Mann, heut war ein Bote aus dem Himmel da, und brachte mir einen Gruß von meinem Seligen. Er ſagte mir Alles, daß mein Seliger Noth leidet, und nackt geht, und keinen Biſſen zu eſſen hat!“ — „Hat Dir wieder Jemand

was auf die Naſe gebunden?" verlachte ſie der Bauer. „Du hätteſt Deinem Seligen Etwas ſchicken ſollen!" — „Hab's ja gethan!" rief voll Freude die Bäuerin. — „Was haſt Du ihm denn geſchickt?" — „Hab' ihm fünf Pfund Butter geſchickt, zwei Stück Käſe, zwei Laib Brot, zwei Viertel Hirſe, Hemden, Strümpfe, Hoſen, Schuhe, Rock, Hut und vierzig Ducaten." Der Bauer gerieth in Wuth, griff zur Peitſche, und hieb die arme Bäuerin. Hierauf zählte er die Ducaten, die ihm noch übrig geblieben waren, und verſteckte ſie in einen Milchnapf. Die Bäuerin ſah's. Sie fragte ihn: „Lieber Mann, was giebſt Du denn in den Milchnapf?" — „Still!" entgegnete der Bauer. „Sieh nicht her! Das ſind lauter Geſpenſter. Ich will ſie in die Kammer tragen. Geh' ja nicht hinein, ſo lange ſie drin ſind!" — Sie fragte ihn weiter: „Für wen hebſt Du ſie denn auf?" — „Für den Nothfall," war die Antwort.

Des andern Morgens fuhr der Bauer abermals in den Wald. Es kam ein Töpfer mit Töpfen, die er auf den Markt trug, und hielt bei der Bäuerin, daß ſie ihm einen Trunk reiche. „Seid Ihr der Nothfall?" fragte ihn die Bäuerin. Der Töpfer merkte, daß ſie einfältig ſei, und erwiederte: „Freilich bin ich der Nothfall." — „Da bin ich froh," rief die Bäuerin. „Mein Mann hat für Euch Geſpenſter aufgehoben. Ich darf nicht in die Kammer, ſo lange ſie drin ſind. Geht, geht, und nehmt ſie Euch!" Der Töpfer ging, nahm den Milchnapf mit den Ducaten, ſchüttete die Ducaten in ſeinen Sack, warf den Sack über den Rücken und machte ſich auf den Weg mit den Worten: „Für die Geſpenſter könnt Ihr alle die Töpfe behalten!" Die Bäuerin ſtellte die Töpfe in die Kammer, wo früher die Geſpenſter geweſen, und da ſie nicht alle hineinbringen konnte, hing ſie die übrigen auf den Latten des Zauns vor dem Hauſe auf. Als der Bauer bald nachher heimkehrte, und die Töpfe hangen ſah, ſprach er zu ſeinem Knecht, der ihn begleitete: „Da ſieh einmal, was für Töpfe auf den Latten hangen! Gewiß hat mein Weib wieder ein Stückchen ausgeführt." Er fuhr die Bäuerin an: „Biſt Du von Sinnen?" — „I behüte!" entgegnete die Bäuerin. „Es war der Nothfall da, für den Du die Geſpenſter aufgehoben, und der hat die Geſpenſter fortgetragen und mir alle, alle die Töpfe dafür geſchenkt. Bin recht froh, daß ich wieder in

die Kammer kann!“ Da begann ſich der Bauer die Haare auszuraufen und erhob ein Zetergeſchrei, daß er gerade um den Theil ſeiner Habe gekommen, der ihm das meiſte Vergnügen gemacht, bis er endlich grimmig rief: „Nach welcher Seite iſt der Schelm fort?“ Die Bäuerin zeigte ihm den Weg; er ſchwang ſich auf ſeinen Gaul und jagte nach. Jetzt näherte er ſich dem Töpfer. Als dieſer merkte, daß ihm der Bauer auf den Ferſen ſei, fing er geſchwind einen Froſch, und deckte ihn mit der Mütze zu. Der Bauer ritt heran, und da der Töpfer ruhig daſaß, dachte er nicht, daß er der Töpfer ſei, ſondern fragte ihn, ob er Niemanden des Weges habe dahin eilen ſehen. „Ja wohl!“ ſagte der Töpfer. „Dorthin iſt er geeilt. Vermuthlich hat er Euch was geſtohlen? Wartet, Ihr ſeid erſchöpft: gebt mir Euer Pferd, ich kenn' ihn, ich werd' ihn bald haben; — haltet indeſſen die Mütze, daß mir der Vogel darunter nicht fortfliegt!“ Der Bauer gab ihm ſein Pferd, ſetzte ſich und hielt die Mütze, während der Töpfer davonjagte. Der Bauer wartete, wartete lange, wartete in einem fort — der Menſch kam nicht zurück. „Was für einen Vogel muß er doch unter der Mütze haben?“ dachte der Bauer, langte mit der Hand unter die Mütze, und faßte — den Froſch. „Potz Element!“ rief er in die Höhe fahrend. „Jetzt geh'n mir die Augen auf. O der verwetterte Kerl und ich — Schafskopf! Die Ducaten dahin, und mein Gaul dazu, und ich — ich geb' ihm ſelbſt noch den Gaul. Aber mir geſchieht recht; recht geſchieht mir! Mein Weib hab' ich gepeitſcht — o ich verdiente eine noch zehnmal größere Portion Hiebe! Sag' mir künftig Niemand, daß ſie einfältig iſt; von heut' an laſſ' ich mir's nicht nehmen, daß ich noch einfältiger bin als ſie!“

Und von dem Tag an wurde das Betragen des Bauers gegen die Bäuerin ganz anders. Er ſchalt ſie nicht mehr ihrer Einfältigkeit wegen; zur Peitſche griff er um deſto weniger, er hatte Geduld mit ihr, und regte ſich ja einmal die alte Ungeduld in ihm, ſo erinnerte er ſich nur an die Geſchichte mit dem Töpfer: — kurz das Eheglück des Paares war hergeſtellt.

Warum die Hunde die Katzen anknurren

und warum die Katzen den Mäuſen feind ſind.

Von dem Menſchen, dem Herrn aller Erdengeſchöpfe, bekamen die Hunde das Privilegium, ihn auf ſeinen Wegen zu begleiten, ſein Haus und Eigenthum zu bewachen, und ihm bei ſeinen verſchiedenen Geſchäften behülflich zu ſein. Durch ſolchen Vorzug wurden die Hunde nicht wenig ſtolz, die Katzen aber beneideten ſie. Daher hielten die Katzen einen Landtag und beſchloſſen, den Hunden ihr Privilegium zu nehmen. So geſchah's. Die Katzen ſtahlen bei der erſten Gelegenheit das beſagte, auf Pergament geſchriebene Hundeprivilegium und ſchleppten es in eine Kammer unter altes Rumpelwerk. Dort fand es eine Maus, als ſie Nahrung ſuchte, lief ſogleich voll Freude zu ihren Schweſtern, und zeigte ihnen an, welch rare Sache ſie gefunden. Die Mäuſe hielten Rath, was ſie thun ſollten, damit das koſtbare Privilegium in ihrer Gewalt bliebe. Lange konnten ſie nicht recht einig werden, bis ſich die älteſte von ihnen erhob und ſprach: „Schweſtern, mich bedünkt, es wird das Beſte ſein, wenn wir das Privilegium auffeſſen. So bemächtigen wir uns ſeiner vollkommen, und brauchen nicht zu fürchten, daß es uns jemand wieder entreiße!“ Der Vorſchlag gefiel allen; ſie begaben ſich ohne Verzug zu dem Feſtſchmaus, und aßen das Privilegium auf, daß nicht das kleinſte Stückchen übrig blieb. Nach einiger Zeit hatten die Hunde eine Verſammlung, und befahlen ihrem Archivar, das Privilegium zu holen, damit die erlauchte Verſammlung Einſicht nehmen könnte. Der Archivar mußte wider Willen mit der Sprache heraus, die Katzen hätten es geſtohlen; denn das hatte er indeß ſchon in Erfahrung gebracht. Die Hunde fuhren ſogleich auf die Katzen los, ſie möchten ihnen, wenn ſie wollten, im Guten das Privilegium herausgeben. Die Katzen leugneten zuerſt; als ſie jedoch von den Hunden ſehr gedrängt wurden, beſchloſſen ſie, es ihnen auszuliefern. Nun fuhren die Katzen wieder auf die Mäuſe los, indem ſie ſagten, in die Kammer zu dem alten Rumpelwerk, wo ſie das Privilegium aufbewahrt hätten, habe Niemanden der Zutritt freigeſtanden als den Mäuſen; ſie ſollten alſo

Rede ſtehen. Die Mäuſe aber konnten das Privilegium nicht herausgeben, weil ſie es nach dem Rathe ihrer älteſten Schweſter aufgegeſſen hatten. Und von dieſer Zeit wurden die Katzen von den Hunden entſetzlich gehaßt und furchtbar verfolgt. Die Katzen jedoch ſchworen des Haſſes und der Verfolgung wegen, die ſie von den Hunden zu erleiden hatten, unaufhörlichen Krieg gegen die Mäuſe zu führen. Darum knurren die Hunde die Katzen an, und darum ſind die Katzen den Mäuſen feind.

Das goldene Spinnrad.[11])

Eine arme Wittwe hatte zwei Töchter, die Zwillinge waren. Sie glichen ſich in ihrem Aeußeren ſo ſehr, daß man ſie nicht unterſcheiden konnte. Um deſto verſchiedener waren ſie in ihrem Weſen. Dobrunka[12]) war gehorſam, arbeitſam, freundlich und verſtändig, kurz, ein überaus treffliches Mädchen; Zloboha[13]) dagegen war ſchlimm, rachſüchtig, unfolgſam, faul und hoffärtig, und hatte überhaupt alle Untugenden, die zuſammen beſtehen können. Dennoch hatte die Mutter Zloboha weit lieber, und erleichterte ihr's, ſoviel ſie nur vermochte. Sie wohnten im Wald in einer kleinen Hütte, wohin ſich ſelten wer verirrte, obwohl es nicht weit von der Stadt war. Damit Zloboha etwas lerne, brachte ſie die Mutter nach der Stadt in einen Dienſt, wo es ihr ziemlich gut erging. Dobrunka mußte indeß die kleine Wirthſchaft führen. Wenn ſie früh die Ziege gefüttert, das ſchlichte Mahl bereitet, Stube und Küche rein gekehrt und in Ordnung gebracht hatte, mußte ſie ſich noch, wofern's nicht nothwendigere Arbeit gab, zum Spinnrad ſetzen und ſpinnen. Ihr feines Geſpinnſt verkaufte dann die Mutter in der Stadt, und kaufte von dem Gelde nicht ſelten ein Kleid für Zloboha; die arme Dobrunka erhielt niemals das Geringſte davon. Deſſenungeachtet liebte ſie ihre Mutter, und obwohl ſie den ganzen Tag kein freundliches Geſicht von ihr bekam, noch ein gütiges Wort hörte, ſo gehorchte ſie ihr doch ſtets ohne Unwillen und Widerrede, und murrte nicht einmal in Gedanken gegen ſie.

Einſt ging die Mutter in die Stadt. „Das rath' ich Dir, daß Du nicht müßig biſt, während ich fort bin!“ ſagte ſie zu Dobrunka, die ihr ein Stück Weges das Bündel mit dem Geſpinnſt tragen half.

„Ihr wißt ja, Mütterchen, daß ich mich nicht zur Arbeit nöthigen laſſe, folglich werd' ich auch heut, wenn ich zuvor aufgeräumt habe, fleißig ſpinnen, daß Ihr mit mir zufrieden ſein ſollt.“

Als ſie der Mutter das Bündel gereicht, kehrte ſie in die Hütte zurück, und nachdem ſie in der Stube und Küche alles in Ordnung gebracht, ſetzte ſie ſich zum Spinnrad und ſpann. Es war ihre Gewohnheit, daß ſie, wenn ſie allein zu Hauſe war, beim Spinnen ſang; drum begann ſie auch diesmal, nachdem ſie ſich geſetzt, mit heller Stimme alle Lieder nach einander zu ſingen, die ſie kannte. Da hört ſie außen plötzlich Pferdegeſtampf. Sie denkt bei ſich: „Wer mag ſich zu uns her verirrt haben? Muß doch ſeh'n!“ Sie ſteht vom Spinnrad auf, und guckt durch das kleine Fenſter hinaus, wo ſie einen jungen Mann vom feurigen Roſſe abſteigen ſieht. „Das iſt ein ſchöner Herr!“ flüſtert ſie für ſich, indem ſie fortwährend beim Fenſter bleibt. „Wie gut ihm der Pelz und wie gut ihm die Mütze mit der weißen Feder zu den ſchwarzen Locken ſteht! Jetzt bindet er ſein Pferd an und geht zu uns. Muß doch ſeh'n, was er will.“

In dem Augenblicke trat der junge Herr zur Thür herein; denn damals gab's noch keine Riegel und Schlöſſer, und ging doch Niemand was verloren. „Gott grüß' Dich, Maid!“ ſprach er zu Dobrunka. „Euch gleichfalls, Herr!“ entgegnete Dobrunka. „Was wünſcht Ihr?“ „Etwas Waſſer zum Trinken, ich habe großen Durſt.“ — „Will Euch ſogleich dienen. Setzt Euch indeß!“

Sie lief, nahm den Krug, ſpülte ihn rein aus, ſchöpfte Waſſer am Brunnen, und brachte es dem Herrn. „Möcht' Euch gern mit etwas Beſſerem aufwarten, doch ich hab' nichts Anderes.“ — Sieh, wie mir's geſchmeckt!“ verſetzte der Herr, ihr den leeren Krug reichend. Dobrunka ſtellte ihn wieder an ſeinen Platz, ohne zu bemerken, daß ihr der Herr indeß einen Beutel mit Geld heimlich unter das Kiſſen geſteckt. „Dank für die Erfriſchung, und erlaubſt Du, komm' ich morgen wieder.“— „Wenn's Euch Vergnügen macht, ſo kommt!“

Hierauf reichte er Dobrunka die Hand, ging hinaus, ſchwang ſich auf's Roß und ritt davon. Dobrunka ſetzte ſich wieder zu ihrem Spinnrad, doch das Bild des jungen Mannes ſchwebte beſtändig vor ihr. Noch niemals war ihr der Faden ſo oft geriſſen, als diesmal.

Abends kam die Mutter nach Hauſe, und erzählte eine Menge, was Zloboha ſchon kenne, und wie ſie von Tag zu Tag ſchöner werde. Zuletzt fragte ſie: „Haſt Du nichts gehört? Es ſoll hier eine große Jagd geweſen ſein.“

„Ach ja, ich vergaß Euch zu ſagen, daß ein Herr bei uns einkehrte. Er bat mich um etwas Waſſer, das ich ihm ſogleich brachte. Er hatte ein ſchönes Pelzkleid an. Wißt Ihr, als wir in der Stadt waren, ſahn wir auch Herren in ſolchem Pelzanzug, eine Mütze mit weißer Feder auf dem Kopf. Um die Schulter trug er eine Armbruſt. Wahrſcheinlich war es einer von den Jägern. Nachdem er getrunken, ſetzte er ſich auf ſeinen Rappen und ritt fort.“ Das jedoch verſchwieg Dobrunka, daß er ihr beim Scheiden die Hand gedrückt und verſprochen, morgen wiederzukommen.

Abends, als Dobrunka die Betten zurechtmachte, fiel ein ſchwerer Beutel mit Geld heraus. Verwundert hob ihn Dobrunka auf und reichte ihn der Mutter. „Wer hat Dir das Geld gegeben?“— „Mir — Niemand! Vielleicht hat es der Herr hierher geſteckt; ſonſt wüßt' ich nicht, wie es hergekommen.“ Die Mutter leerte den Beutel auf den Tiſch aus. Es war lauter Gold. „Um des Himmels willen, ſo viel Geld!“ wunderte ſich die Alte. „Das muß ein reicher Herr ſein. Vielleicht hat er die Armuth bei uns wahrgenommen und ein mildes Werk geübt. Gott mög' ihn ſegnen dafür!“ Dann ſcharrte ſie das Geld zuſammen und verwahrte es in der Truhe.

Wenn Dobrunka ſonſt zur Ruhe ging, ſchlief ſie, von der Tagesarbeit ermüdet, bald ein: diesmal vermochte ſie's durchaus nicht, immer ſchwebte ihr das Bild des Reiters vor, und erſt ſpät Nachts kam ihr der Schlummer. Da träumte ihr, ſie befinde ſich in einem großen Schloſſe und ſei die Gemahlin eines mächtigen Herrn und dieſer mächtige Herr ſei der Reiter, den ſie geſtern geſehen. Es ward ein großes Feſtmahl gegeben, bei dem viele Gäſte anweſend waren; da ſtürzt plötzlich eine ſchwarze Katze auf ſie los, und haut die Krallen

tief in ihr Herz, daß ein Blutstrom ihr weißes Gewand beſpritzt. In dem Augenblicke ſchreit Dobrunka auf und erwacht. „Das war ein ſonderbarer Traum!“ ſagte ſie zu ſich. „Wie wird das enden? Er fing ſo ſchön an, allein die grauſame Katze verdarb Alles. Das bedeutet nichts Gutes.“ Mit dieſer Traumdeutung ſtand Dobrunka auf und begann ſich anzukleiden. Sonſt brauchte ſie nicht viel Zeit dazu, diesmal konnte ſie nicht genug Sorgfalt darauf verwenden. Sie flocht ſich das Haar und durchwand es mit rothen Bändern, was ſie nur an Feiertagen zu thun pflegte; ihr Röckchen war blos von Zeug, doch rein und mit einem Bande geſäumt; dazu hatte ſie ein Schnürleibchen von Damaſt und ein Hemd, weiß wie Schnee. Als ſie ſich ſo angezogen, war ſie gar lieblich zu ſchauen. Dann ging ſie an ihre Arbeit.

Als der Mittag nahte, hatte ſie am Spinnrad keine Ruh'; immerfort machte ſie ſich außen etwas zu ſchaffen, und dies nur, um den Reiter zu erſpähen. Der ließ nicht lange auf ſich warten. Dobrunka aber, als ſie ihn von fern gewahrte, lief geſchwind zu ihrem Spinnrad, damit er ſie nicht ſehe, und ſich nicht denke, ſie habe nach ihm geſpäht. Als er angekommen, ſprang er vom Pferde, trat in die Stube, und grüßte ſie artig. Dobrunka's Herz pochte ſo ſtark, daß ihr das Schnürleibchen ſchier zu eng ward! Die Mutter ſammelte Holz im Wald, Dobrunka war folglich allein. Als ſie ihn begrüßt und eingeladen, ſich zu ſetzen, ging ſie wieder zu ihrem Spinnrad. „Haſt Du gut geſchlafen?“ fragte der Jüngling, und nahm ſie bei der Hand. „Wohl Herr!“ — „Was träumte Dir denn?“ — „Ach, ich hatte einen ſonderbaren Traum!“ — „Erzähl' ihn mir, ich kann Träume gut deuten.“ — „Ich kann ihn Euch nicht erzählen.“ — „Warum denn?“ — „Nun, weil ich von Euch träumte.“ — „Eben deshalb mußt Du mir den Traum erzählen.“ So ſtritten ſie mit einander, bis ihm Dobrunka den Traum dennoch erzählte.

„Sieh, bis auf die Katze kann ſich Dein Traum erfüllen.“ — „Wie könnt' ich jemals ſo eine Frau werden!“ — „Willſt Du nicht mein Weib ſein?“ — „Herr, Ihr ſcherzt!“ — „Nicht doch, Dobrunka, es iſt kein Scherz. Ich mein' es ernſtlich, und bin heut abſichtlich gekommen, Dich zu fragen, ob Du mir Deine Hand reichen willſt.“

Dobrunka bedachte ſich ein wenig, und reichte dann erröthend dem Retter die Hand. Da trat die Mutter herein. Der Jüngling grüßte

ſie, eröffnete ihr ſogleich ohne Umſchweiſe, daß er Dobrunka lieb habe, ſo wie ſie ihn, und daß ihnen zu ihrem vollkommenen Glücke nichts fehle, als der mütterliche Segen. „Ich hab' mein Haus“, fügte er hinzu, „und vermag ein Weib wohl zu ernähren; auch für Euch, Mütterchen, iſt Raum genug in meinem Hauſe und an meinem Tiſch.“ Als dies die Alte hörte, weigerte ſie ſich nicht lange, ihnen ihren Segen zu geben. Darauf ſprach er zu Dobrunka: „Spinn' nur fleißig, meine Liebe, Holde! Bis Du Dir Dein Hochzeitshemd geſponnen, komm' ich um Dich zu werben.“ Dann küßte er ſie, reichte der Mutter die Hand, ſchwang ſich auf ſeinen Rappen und ritt ſchnell davon.

Von dieſer Zeit an ging die Mutter mit Dobrunka viel freundlicher um. Für das Geld, das ihnen der Herr hinterlaſſen, kaufte die Alte auch Manches für Dobrunka, obwohl Zloboha dennoch das Meiſte bekam. Dobrunka aber kümmerte das nicht; ihre Freude war nur, am Spinnrad zu ſitzen, fleißig zu ſpinnen, und an ihren Verlobten zu denken.

So verrann ihr die Zeit, und eh' ſie ſich deſſen verſah, war das Hochzeitshemd geſponnen. Ihr Verlobter mußte das wohl berechnet haben, denn er kam an demſelben Tage, wie er's zugeſagt. Dobrunka lief ihm entgegen; er drückte ſie an ſein Herz, und fragte ſie ſcherzend: „Haſt Du Dein Hochzeitshemd fertig?“ — „Freilich.“ — „So kannſt Du ſogleich mit mir gehen.“ — „Ei warum ſo eilig?“ — „Ich kann nicht anders, meine Liebe! Morgen muß ich in den Krieg, und ſo möcht' ich gern, daß Du mich daheim vertreteſt, und kehr' ich zurück, mich als mein Weib begrüßeſt.“ — „Was wird aber die Mutter dazu ſagen?“ — „Sie wird zufrieden ſein.“ Sie gingen in die Stube zur Mutter, welcher der Bräutigam ſeinen Wunſch eröffnete. Ihr Geſicht verfinſterte ſich, denn ſie hatte im Stillen einen ganz andern Plan ausgeheckt. Allein was ſollte ſie thun? Sie mußte ſich in den Willen des reichen Bräutigams fügen. Als ſie das Paar ſegnete, ſprach der Jüngling zu ihr: „Nehmt Eure Sachen und kommt zu Dobrunka, daß ihr nicht bange. Wenn Ihr in die Stadt gelangt, fragt nur im fürſtlichen Schloſſe nach Dobromil; die Leute werden Euch ſchon zeigen, wohin Ihr zu gehen habt.“ Dann faßte er die weinende Dobrunka bei der Hand, ſetzte ſie vor ſich aufs Roß und jagte fort.

Im fürſtlichen Schloſſe waren viel Leute verſammelt, alles rüſtete ſich zum Kriege. Einige aber ſtanden am Thor, und es ſchien, als ob ſie wen erwarteten. Da kam der Reiter geſprengt, vor ſich auf dem Roſſe die Jungfrau, die an Schönheit dem Tage glich. „Er kommt!“ ſchrien ſie, daß das Schloß erdröhnte, und alle ließen ihre Arbeit liegen und liefen zum Thor. Als Dobromil mit Dobrunka in den Schloßhof ſprengte, drängten ſich Alle heran, und als ob ſie ſich verabredet hätten, erſcholl's mit einer Stimme: „Hoch lebe unſre Fürſtin! Hoch lebe unſer Fürſt!“ Dobrunka war wie im Traume und wußte nicht, was ſie davon denken ſolle. „Dobromil, biſt Du denn der Fürſt?“ fragte ſie, in ſein ſtrahlendes Antlitz ſchauend. — „Ich bin's, und iſt Dir das nicht lieb?“ — „Mir gilt das gleich viel, ſei wer Du magſt; doch ſprich, warum täuſchteſt Du mich ſo?“ — „Ich täuſchte Dich nicht, verſprach ich Dir doch, daß ſich Dein Traum erfüllen ſolle, wenn Du mich zum Manne nähmeſt.“

Damals waren zu einer Hochzeit nicht ſo viele Vorbereitungen nöthig, wie jetzt. Wenn zwei einander lieb hatten, und die Eltern eingewilligt, war die Sache abgethan. Darum ſtellte Dobromil ſeine Dobrunka auf der Stelle ſeinen Unterthanen vor, worauf ſich dieſe in den großen Saal begaben, wo ſie bis ſpät in die Nacht beim fröhlichen Mahl ſaßen. Des anderen Tags nahm der junge Gatte von Dobrunka Abſchied, und zog in den Krieg.

Wie ein verirrtes Lamm ging die junge Fürſtin in dem prächtigen Schloſſe umher; ſie hätte ſich lieber im Wald getummelt, und in der einſamen Hütte die Rückkehr ihres Gatten erwartet, als hier, wo ihr bang war wie in der Fremde. Das währte indeß nicht lange; in einem halben Tag machte ſie ſich alle durch ihre Güte und Herzlichkeit geneigt. Tags darauf ſandte ſie um ihre Mutter; die kam und brachte ihr auch das Spinnrad. Nun war die Langweile vorbei. Dobrunka dachte, es werde für die Mutter eine angenehme Ueberraſchung ſein, wenn ſie höre, was ihre Tochter geworden; Dieſe jedoch ſah finſter drein, denn ſie wünſchte im Herzen, es möchte ſolch Glück lieber Zlobobha genießen. Das wurmte ſie. Nach einigen Tagen ſagte ſie zu Dobrunka: „Ich weiß, liebe Tochter, daß Dir Deine Schweſter viel Unrecht zugefügt; ſie bereut es aber. Verzeih' ihr alſo, und nimm ſie zu Dir!“ — „Das würde ich ſchon vom Herzen gern gethan haben, wenn ich hätte

hoffen können, daß ſie zu mir gehe. Wollt Ihr, ſo holen wir ſie auf der Stelle." — „Ja, thun wir das!"

Die Fürſtin befahl den Wagen bereit zu machen; dann ſetzten ſich Beide ein, und fuhren zum Wald. Als ſie an deſſen Rand gelangten, ſtiegen ſie ab. Dobrunka befahl dem Diener zu warten, und ging mit der Mutter zur Hütte. Als ſie ſich der Hütte näherten, kam ihnen Zloboha entgegengelaufen, küßte ihre glückliche Schweſter, und wünſchte ihr, es möchte ihr immer ſo gut ergehen. Hierauf führten die Betrügerinnen ſie in die Stube. Kaum aber hatte ſie den Fuß über die Schwelle geſetzt, ſo ergriffen ſie Beide, und Zloboha ſtieß ihr das bereit gehaltene Meſſer in den Leib. Dann hieben ſie ihr Hände und Füße ab, ſchälten ihr die Augen aus, und ſchleppten die ſo verſtümmelte Leiche in den Wald; Augen, Füße und Hände jedoch hoben ſie auf, und nahmen ſie mit ſich ins Schloß, indem ſie glaubten, der Fürſt würde ſie nicht ſo lieb haben, wenn nicht etwas von der vorigen Frau im Hauſe wäre. Zloboha zog die Kleider Dobrunka's an, und verließ mit der Mutter die Hütte. Hinterm Walde ſetzten ſie ſich in den Wagen und fuhren zum Schloß. Im Schloſſe bemerkte Niemand, daß dies nicht die wahre Frau ſei; den Dienern ſchien es nur, ihre Herrin ſei Anfangs viel beſſer geweſen als jetzt.

Inzwiſchen war die arme Dobrunka nicht todt; ſie kam nach einigen Stunden zum Bewußtſein, und da fühlte ſie, daß ſie eine warme Hand ſtreichle und ihr Arzneitropfen in den Mund träufle. Wer es ſei, wußte ſie freilich nicht, weil ſie keine Augen hatte. Als ſie ſich allmählich an alles erinnerte, begann ſie ſich über die unnatürliche Mutter und die grauſame Schweſter zu beklagen. „Schweig' und klage nicht!" ließ ſich eine leiſe Stimme neben ihr vernehmen. „Alles wird glücklich enden."— „Ach, wie iſt das möglich, da ich keine Augen, keine Füße und Hände habe! Niemehr werd' ich die helle Sonne ſchauen und den grünen Hain; niemehr meinen Dobromil umarmen, noch Hemden für ihn ſpinnen. Was hab' ich verſchuldet, Du ſchlimme Mutter, und Du noch ſchlimmere Schweſter, daß Ihr mich ſo elend gemacht?"

Inzwiſchen ging der Greis, der vordem zu ihr geredet, aus der Höhle heraus, worin ſie ſich befanden, und rief dreimal. Da kam ein Knabe zu ihm gelaufen, und fragte ihn, was er wünſche. Er befahl ihm

zu warten, bis er wiederkehre. In einer Weile brachte er ein goldenes Spinnrad, und ſprach: „Mit dieſem Spinnrad wirſt Du in die Stadt gehen, in das fürſtliche Schloß. Dort wirſt Du Dich mit ihm hinſetzen, und fragt Dich jemand, was es koſte, ſo ſagſt Du: „Zwei Augen,“ und giebſt es Niemandem, der Dir nicht zwei Augen bringt.“ Mit dieſem Auftrag ſandte er den Knaben fort, und kehrte zu Dobrunka zurück.

Der Knabe ſchritt zur Stadt und gerad' in das Schloß, wo er ſich mit dem Spinnrad beim Thore niederſetzte, eben als Zloboha mit ihrer Mutter von einem Spaziergang zurückkam.

„Seht doch, Mutter,“ rief ſie, „welch prachtvolles Spinnrad! Auf dem könnt' ich ſelbſt ſpinnen. Wartet, ich will fragen, ob es feil iſt.“ Sie trat näher zu dem Knaben, und fragte, was das Spinnrad koſte. „Zwei Augen, Frau!“— „Zwei Augen?“— „Ja.“— „Das iſt ſonderbar. Warum gerade zwei Augen?“— „Das weiß ich nicht. Der Vater hat es ſo befohlen, und darum darf ich's nicht für Geld verkaufen.“ Zloboha beſah ſich das Spinnrad in einem fort, und je mehr ſie ſich's beſah, um deſto mehr gefiel's ihr. Auf einmal erinnerte ſie ſich an Dobrunka's Augen. „Seht, Mutter, als Fürſtin muß ich doch etwas haben, was ſonſt Niemand hat. Kommt der Fürſt nach Hauſe, ſo wird er haben wollen, daß ich ſpinne, und bedenkt, wie ſchön, wenn ich dann auf goldenem Spinnrad ſpinne. Wir haben Dobrunka's Augen verwahrt, geben wir ſie ihm dafür; uns bleiben ja noch Füße und Hände!“

Die Mutter, leichtſinnig wie die Tochter, willigte ein. Zloboha brachte die Augen der Schweſter, und gab ſie für das Spinnrad hin.

Der Knabe eilte mit den Augen zum Wald. Als er zu der Höhle kam, übergab er ſie dem Greiſe und ging. Dieſer begab ſich mit ihnen zu Dobrunka und ſetzte ſie ſanft in ihre Augenhöhlen ein. Plötzlich ſah ſie wieder. Sie ſah einen Greis vor ſich, deſſen weißer Bart bis über die Bruſt floß. Ein graues Gewand umhüllte ſeine hohe Geſtalt vom Haupt bis zum Fuße. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch den ſchmahlen Eingang auf ſein ehrwürdiges und freundliches Antlitz, und übergoſſen es mit roſigem Glanz. Dobrunka war's, als ob ein Gott vor ihr ſtände. „Wie,“ ſprach ſie, „Du heiliger Mann, werd' ich im Stande ſein, Dir Deine Liebe zu vergelten? Ach vermöcht' ich nur Deine Hände zu küſſen!“— „Sei ſtill,“ unterbrach ſie der Greis,

„und warte alles ruhig ab!“ Hierauf entfernte er ſich, brachte Dobrunka auf einem Holzteller ſchmackhaftes Obſt, und ſtellte es auf ihr Lager aus duftendem Laub und Moos; dann ſuchte er rothe Erdbeeren aus, und wie die beſorgte Mutter ihr Kind, ſo äßte er Dobrunka und gab ihr auch aus einem Holzbecher zu trinken.

Des anderen Tags zeitig früh ſtand der Greis wieder vor der Höhle, und rief dem Knaben. Als Der gelaufen kam, gab er ihm eine goldne Spindel und ſprach: „Mit dieſer Spindel wirſt Du wieder ins fürſtliche Schloß gehen und Dich beim Thore niederſetzen. Fragt Dich, jemand, was ſie koſte, ſo ſagſt Du: „Zwei Füße,“ und giebſt ſie Niemandem früher, als bis er Dir zwei Füße bringt.“

Der Knabe ging mit der Spindel davon und der Greis kehrte in die Höhle zurück. Zloboha ſtand am Fenſter, und ſah in den Hof, eben als ſich der Knabe mit der Spindel zeigte. Sogleich lief ſie zur Mutter, und ſagte zu ihr: „Kommt doch und ſeht! Beim Thore ſitzt wieder der Knabe, und hat eine wunderſchöne Spindel!“ Sie begaben ſich zu ihm. „Was koſtet die Spindel?“ fragte ſie den Knaben. „Zwei Füße, Frau!“ — „Zwei Füße?“ — „Ja.“ — „Sag' an, was macht Dein Vater damit?“ — „Das kann ich Euch nicht ſagen, denn ich frage den Vater nie, warum dies oder jenes zu geſchehen habe. Was er befiehlt, das thu' ich, und ſo kann ich Euch die Spindel für nichts Anderes laſſen als für zwei Füße.“ — „Hört, Mutter, da ich das Spinnrad habe, ſo ziemte ſich's doch, daß ich die Spindel gleichfalls hätte. Wir haben Dobrunka's Füße verwahrt: wie, wenn ich ſie ihm dafür gäbe? Uns bleiben ja noch die Hände.“ — „Thu', wie Du willſt,“ entgegnete die Mutter. Zloboha brachte alſo die Füße, die verhüllt waren, und gab ſie dem Knaben für die Spindel hin. Hierauf kehrte ſie freudenvoll in ihre Gemächer zurück, und der Knabe eilte zum Wald.

Als er zur Höhle kam, übergab er die Füße dem Greiſe, und ging fort. Dieſer begab ſich mit ihnen in die Höhle, nahm eine Salbe, beſtrich Dobrunka's Wunden, und ſetzte ihr die Füße wieder an. Sie wollte von ihrem Lager aufſpringen, der Greis aber geſtattete es nicht. „Bleib' jetzt ruhig liegen, bis Du ganz geſund biſt; dann will ich Dir erlauben, daß Du aufſtehеſt!“ Sie mußte ſich zufrieden geben, was ſie

auch gern that; denn sie war überzeugt, daß ihr der Greis nichts Arges rathe.

Am dritten Tage zeitig früh rief der Greis dem Knaben, gab ihm einen goldenen Rocken und sprach: „Trag auch den Rocken zum Verkauf in's fürstliche Schloß. Fragt Dich jemand, was er koste, so sage: „Zwei Hände," und wer Dir zwei Hände giebt, dem gieb den Rocken."

Als der Knabe mit dem Rocken in's Schloß kam, und sich beim Thore niedersetzte, lief Zloboha zu ihm, die sich gerade mit der Mutter im Hof erging. „Was kostet denn der Rocken, Knabe?" fragte sie ihn. „Zwei Hände, Frau!" — „Das ist doch sonderbar, daß Du nichts für Geld verkaufst!" — „Ich kann nicht anders, hohe Frau, als wie mir befohlen ist." Jetzt war Zloboha im Zweifel. Der Rocken war allerliebst, und sie hätte ihn gar zu gern zu dem Spinnrad gekauft, um damit prahlen zu können. Das jedoch verdroß sie, daß sie zwei Hände dafür geben sollte, und daß ihr dann nichts von Dobrunka übrig bleibe. „Sagt mir doch, Mutter, muß ich etwas von Dobrunka haben, daß mich der Fürst so liebe, wie sie?" — „Nun," versetzte die Mutter, „besser wär's, wenn Du etwas behieltest; ich wenigstens hörte immer, das sei ein gutes Mittel, sich des Gatten Liebe zu bewahren. Doch meinethalben thu', wie Du willst." Zloboha bedachte sich ein Weilchen, dann aber lief sie, verführt von dem Vertrauen auf ihre Schönheit und von ihrer Eitelkeit, um die zwei Hände zu holen, und gab sie dem Knaben hin. Der Rocken, an dem ein Flachs erglänzte, feiner als Seide und mit einem rothen Band umwunden, war von gediegenem Gold. Voll Freude über das prachtvolle Geräth ging sie, um es zum Spinnrad und zur Spindel hinzustellen; die Mutter aber schüttelte den Kopf und war verdrießlich über die Thorheit der Tochter.

Der Knabe war indeß schon wieder zurück. Als er dem Greise die Hände übergeben hatte, verschwand er. Dieser ging mit ihnen zu Dobrunka, und nachdem er ihre Wunden bestrichen, wie Tags zuvor, fügte er sie an ihren Leib. Kaum vermochte Dobrunka die Hände zu bewegen, so ließ sie sich nicht länger auf dem Lager halten. Sie sprang empor, und dem Greise zu Füßen fallend, küßte sie die Hände, die ihr so viel Gutes erwiesen hatten. „Tausendfält'gen Dank Dir, Du mein

Wohlthäter!" rief ſie unter Freudenthränen. „Vergelten kann ich Dir's nie, das weiß ich; aber begehre von mir, was Du willſt, und wenn's das Schwerſte wäre, ſo will ich's gern, vom Herzen gern thun für Dich."

„Ich begehre nichts von Dir," erwiderte der Greis, und erhob ſie ſanft vom Boden. „Was ich für Dich gethan, thät' ich für jeden andern; das iſt meine Pflicht. Nun bleib' ſo lange hier, bis jemand um Dich kommt. Um Nahrung ſei unbeſorgt, ich ſchicke ſie Dir." Dobrunka wollte ihm noch etwas ſagen, doch er verlor ſich vor ihren Augen, und ſie ſah ihn nie mehr. Sie lief aus der Höhle, um ſich Gottes Welt wieder anzuſchauen. Nun erſt kannte ſie den Werth der Geſundheit. Und ſie warf ſich auf die Erde und küßte ſie; bald hüpfte ſie und umarmte die ſchlanken Tannen, bald ſtreckte ſie ſehnſuchtsvoll mit Thränen die Arme nach der Stadt aus. Vielleicht wäre ſie dahin geeilt, hätten ſie nicht des Greiſes Worte an den Ort gefeſſelt.

Inzwiſchen trugen ſich im Schloſſe ſonderbare Dinge zu. Reiſende nämlich brachten die Nachricht, daß der Fürſt aus dem Kriege heimkehre. Alle freuten ſich auf den guten Herrn, denn ſie waren mit der Frau nicht ſehr zufrieden. Zloboba und ihrer Mutter ward doch ein wenig angſt, wie es ausfallen werde. In einigen Tagen kam der Fürſt. Mit freudigem Antlitz lief ihm Zlobyba entgegen, und er drückte ſie mit Inbrunſt an ſein Herz. Nun hatte ſie keine Angſt mehr, daß er ſie erkennen werde.

Es wurde ein Feſtmahl bereitet; denn mit dem Fürſten waren viele Gäſte gekommen, die bei ihm ausruhen und einige Tage in heitrer Luft zubringen wollten. Zloboba, die an Dobromil's Seite ſaß, konnte ihn nicht genug betrachten; der ſtattliche Fürſt gefiel ihr, und ſie war froh, daß ihr der Streich mit der Schweſter ſo wohl gelungen.

Als das Feſt vorüber war, fragte Dobromil ſeine vermeintliche Gemahlin. „Wie haſt Du die Zeit zugebracht, meine Liebe? Gewiß haſt Du geſponnen?"

„Du haſt's errathen," antwortete Zloboba gleißneriſch. „Aber mein altes Spinnrad iſt verdorben. Es kam ein Knabe her, und bot ein wunderſchönes goldenes Spinnrad feil; das hab' ich mir ſtatt des frühern gekauft."

„Das mußt Du mir zeigen," ſprach der Fürſt, nahm ſie bei der

Hand und führte ſie aus dem Saal. Sie ging mit ihm in das Gemach, wo ſie das Spinnrad aufbewahrt hatte, und zeigte es ihm. Dobromil gefiel das Spinnrad ſehr. „Setz' Dich, Dobrunka," ſprach er, „und ſpinn darauf! Ich möchte Dich gern wieder einmal ſpinnen ſehen." Sie ließ ſich nicht lange nöthigen, und ſetzte ſich geſchwind zum Spinnrad. Sie drückt mit dem Fuße auf den Tritt, um das Rad in Schwung zu bringen; da ſchallt es aus dem Spinnrad heraus:

„Herr, miß ihr keinen Glauben bei,
Sie iſt voll Trug und Gleißnerei.
Dein wahres Weib, ſie war es nie,
Dein Weib iſt ermordet, gefallen durch ſie."

Zloboha war wie vom Donner gerührt. Der Fürſt fuhr zuſammen, und verwundert durchflog er mit ſeinen Blicken das ganze Gemach, um zu ſehen, woher das Lied komme; doch als er Niemand erblickte, befahl er, daß Zloboha weiter ſpinne. Zitternd gehorchte ſie. Kaum jedoch begann ſich das Rad zum zweiten Mal zu drehen, erſcholl es wieder:

„Herr, miß ihr keinen Glauben bei,
Sie iſt voll Trug und Gleißnerei.
Erſchlagen hat ſie ihr Schweſterlein,
Und ſchleppt' in den Wald hinein."

Ganz außer ſich wollte Zloboha vom Spinnrad hinwegeilen; doch der Fürſt, der plötzlich an ihren angſtentſtellten Zügen erkannte, daß dies nicht ſeine holde Dobrunka ſei, faßte ſie bei der Hand, zwang ſie, ſich niederzuſetzen, und gebot ihr mit ſtrenger Stimme, daß ſie weiter ſpinne. Noch einmal drehte ſich das Rad, und es erſcholl zum dritten Male:

„Herr ſchwinge auf Dein Roß Dich bald,
Und eil' hinaus zum grünen Wald!
Dein Weib ſitzt in der Höhle dort,
Und ſehnet nach Dir ſich fort und fort."

Jetzt verließ Dobromil die ſchändliche Zloboha, ſtürzte aus dem Gemache auf den Hof, und befahl, man ſolle ihm augenblicklich das ſchnellſte Roß ſatteln. Die Diener, erſchrocken über das fürchterliche Ausſehn ihres Herren, rannten, was ſie konnten, um ſeinen Befehl

zu erfüllen. Alsbald ſtand ein geſatteltes Roß vor Dobromil, und kaum fühlte es deſſen Sporen, ſo flog es über Berg und Thal, daß es mit ſeinen Hufen die Erde kaum berührte.

Als der Fürſt in den Wald gelangte, wußte er nicht, wo die Höhle zu ſuchen. Er ritt geraden Weges. Als er jedoch ein Stück geritten war, ſetzte plötzlich ein weißes Reh über den Weg; das Pferd erſchrickt, ſpringt rechtshin ab und rennt mit ſeinem Herrn durch Dick und Dünn, bis es an einem Felſen ſtehen bleibt. Dobromil ſteigt vom Roſſe, und bindet es an einen Baum, in der Abſicht, Dobrunka zu Fuß im Walde zu ſuchen. Er klettert zuerſt auf den Felſen; da ſieht er zwiſchen den Bäumen etwas blinken. Begierig zu erfahren, was es ſei, klettert er weiter, und ſteht auf einmal vor einer Höhle. Doch welche Freude für ihn, als er hineintritt, und ſeine Dobrunka erblickt! Er fällt ihr um den Hals, umarmt und küßt ſie, und nachdem er lange genug ihr liebreizendes Antlitz betrachtet hat, ruft er; „Wo hatt' ich nur meine Augen, daß ich Dich, Du Engel, von Deiner teufliſchen Schweſter nicht unterſchied!“

„Was weißt Du von meiner Schweſter? Wer ſagte Dir Etwas?“ fragte Dobrunka, die von dem Spinnrad nicht das Geringſte wußte. Da erzählte ihr der Fürſt alles, und ſie berichtete wieder ihm, was ſich nach ſeinem Abzug mit ihr zugetragen. „Von der Zeit an, wo mich der Greis verließ,“ ſchloß ſie, „bringt mir täglich ein kleiner Knabe zu eſſen.“

Hierauf ließen ſie ſich zuſammen auf dem Raſen nieder, und ſie brachte ihm auf einem Holzteller Obſt zur Labung. Nachdem ſie gegeſſen und ein wenig geplaudert, nahmen ſie den Holzteller und den Holzbecher zum Andenken mit ſich, und ſtiegen den Felſen hinab. Dobromil ſetzte ſein wahres Weib vor ſich aufs Pferd, und jagte mit ihr heim.

Seine Diener harrten ſchon auf ihn, um ihm zu melden, was ſich in ſeiner Abweſenheit begeben; aber ſie ſahen einander wie verwirrt an, als ſie gewahrten, daß ihr Herr dieſelbe Frau mit ſich bringe, die erſt kurz vorher ſammt deren Mutter der böſe Geiſt vor ihren Augen in der Luft davon getragen. Der Fürſt, der bemerkte, was ſie verwirre, erzählte ihnen kurz das Ereigniß mit ſeiner Gemahlin.

Da gönnten Alle einhellig der gottloſen Schweſter die wohlverdiente Strafe.

Das goldene Spinnrad war verſchwunden, Dobrunka ſuchte ihr altes hervor, und ſpann fleißig Hemden für ihren lieben Gatten. Niemand im ganzen Lande hatte ſo feine Hemden, und Niemand war ſo glücklich, als Fürſt Dobromil.

Der gebeſſerte Schuſter.

Es war einmal ein Schuſter, und der arbeitete gewöhnlich am Samstag bis über die Mitternacht, ja bis früh, wenn ſchon die Leute aus der heiligen Meſſe nach Hauſe gingen. Am Montag feierte er natürlich den blauen Montag, wie alle unordentliche Handwerker, und am Dienſtag ſaß er noch in der Schenke.

Spät Abends an einem Samstag kam ein Rauchfangkehrer zu ihm in die Stube, und bat ihn um ein Nachtlager. Der Schuſter ſchien ihn nicht zu hören und arbeitete feſt fort. „Ich bitt' Euch, Meiſter," ſagte der Rauchfangkehrer, „laßt mich bei Euch übernachten! Es iſt ſchon zu ſpät, als daß ich noch nach Hauſe käme." — „Kann nicht ſein, hab' eine kleine Stube!" erwiderte der Schuſter. „Ich werd Euch nicht viel Platz wegnehmen," meinte der Rauchfangkehrer. „Kann nicht ſein!" wiederholte der Schuſter. Der Rauchfangkehrer ging, aber nicht aus dem Hauſe, ſondern in die Küche, und kroch von dort in den Ofen, wo er glücklich einſchlief.

Der Schuſter arbeitete bis in den Tag hinein. Sein Weib ſtand auf und ſagte: „Peter, Peter! daß Du den lieben Herrgott nicht fürchteſt! Die Leute gehen ſchon haufenweiſe in die Kirche, und Du arbeiteſt noch immer, wie an einem Werktag." — „Halt' das Maul, Du Sonntagsweisheit!" verſetzte der Schuſter unwillig. „Hab' viel Arbeit und darum muß ich arbeiten."

Sein Weib ging zur Meſſe. Als ſie nach Hauſe kam, ſchuſterte Peter noch. Sie blieb zwiſchen der Thüre ſtehen und rief: „Um des

Himmels willen, Peter, laß es doch einmal sein!“ Der Schuster wetterte und nähte fest fort.

Sein Weib ging, um Feuer in den Ofen zu legen. Als sie in die Stube zurückkam, sah sie, daß ihr Mann noch arbeite. Da gerieth sie in Zorn und rief: „Du schusterst noch? O Du gottlose Haut, Dich wird gewiß einmal der Teufel holen, weil Du nicht folgen willst!“ In dem Augenblicke schlug der erwachte Rauchfangkehrer, den das Feuer zu brennen anfing, den Ofen durch, und sprang in die Stube. Der Schuster meinte, es komme der Teufel, schlug das Fenster durch und sprang auf die Gasse, der Rauchfangkehrer durch das Fenster ihm nach und das Weib, in der Meinung, der Teufel hole ihren Mann, hinter dem Rauchfangkehrer, indem sie aus vollem Halse schrie: „Teufel, ich bitt' Dich, nimm mir meinen Mann nicht! Mann, lauf' und bekreuzige Dich!“

So rannten alle Drei bis auf den offenen Platz, wo die Leute sie verwundert betrachteten. Dort erst machten sie Halt, es kam zur Erkennung, und der Schuster kehrte beschämt zurück. Von dem Tage an ging der Schuster in sich, schusterte nicht am Sonntag, feierte auch keinen blauen Montag mehr, und befand sich wohl dabei.

Wie der Wagner König ward.

Es war ein Wagner, der hatte drei Söhne. Als diese nach des Vaters Tode heranwuchsen, meinte der älteste zu dem jüngern, es dürfte wohl an der Zeit sein, daß er, der älteste, in die Welt ginge. Der jüngere stimmte ihm bei. Sie buken ihm Kuchen auf den Weg, damit er nicht Hunger leide. Als er bereit war, ging er, kam in einen Wald, und dachte, er sei ein Wagner, er habe nicht nöthig, zu Fuße zu gehen, er könne sich einen Wagen machen, der von selbst fahre. Als er den Wagen zu machen anfing, kam ein Greis zu ihm und sagte: „Gottes Segen, junger Mann!“ Er aber grüßte ihn nicht und arbeitete fort. Der Greis fragte: „Was machst Du da?“ Der Jüngling

verſetzte: „Ich bin ein Wagner, ich habe nicht nöthig, zu Fuße zu gehen, ich kann mir einen Wagen bauen, der von ſelbſt fährt.“ Der Greis ſprach zu ihm: „Dein Wagen wird nicht fahren!“ Er achtete nicht darauf und arbeitete fort. Der Greis entfernte ſich. Der Jüngling ſtellte nun den Wagen zuſammen, allein der Wagen wollte nicht fahren. Da der Wagen nicht fahren wollte, warf er die Stücke aus einander, aß ſeine Kuchen auf, und als er nichts mehr übrig hatte, kehrte er heim.

Nun ſagte der jüngere Bruder: „Du warſt ſchon in der Fremde, jetzt will ich in die Welt gehen.“ Was der älteſte auf den Weg mitbekommen hatte, bekam der jüngere auch, und ging. Als er an die Stelle kam, wo ſein Bruder geweſen, fand er die Stücke von dem Wagen. Er dachte, daß er ein Wagner ſei, und daß er ſich einen Wagen zuſammenſtellen könne, der von ſelbſt fahre. Es kam wieder jener Greis und ſagte zu ihm: „Gottes Segen, junger Mann!“ Er aber ſah nicht einmal auf, und arbeitete. Der Greis fragte ihn: „Was machſt Du da?“ Der Jüngling verſetzte: „Ich bin ein Wagner, ich habe nicht nöthig, zu Fuße zu gehen, ich kann mir einen Wagen zuſammenſtellen, der von ſelbſt fährt.“ Der Greis ſprach zu ihm: „Dein Wagen wird nicht fahren.“ Er achtete nicht darauf und arbeitete fort. Der Greis entfernte ſich. Der Jüngling ſtellte nun den Wagen zuſammen, allein der Wagen wollte nicht fahren. Da ward er böſe, warf die Stücke aus einander, aß auf, was er mithatte, und kehrte heim.

Nun ſagte der jüngſte Bruder: „Ihr waret Beide ſchon in der Fremde, jetzt will ich in die Welt gehen.“ Sie buken ihm gleichfalls Kuchen und er ging, und kam an die Stelle, wo die zwei Erſten die Stücke des Wagens auseinander geworfen, und dachte gleichfalls, daß er ein Wagner ſei, daß er nicht nöthig habe, zu Fuße zu gehen und ſich einen Wagen bauen könne, der von ſelbſt fahre. Als er mit der Arbeit beſchäftigt war, kam der Greis wieder und ſagte zu ihm: „Gottes Segen, junger Mann!“ Und er ſprach darauf: „Gott vergelt's! Seid mir gegrüßt!“ Der Greis fragte ihn: „Was machſt Du da?“ Der Jüngling erwiderte: „Ich mache mir einen Wagen, lieber Alter, der von ſelbſt fahre. Ich bin ein ausgelernter Wagner, und darum denk' ich, daß ich nicht nöthig habe, zu Fuße zu gehen, ſondern in einem

Wagen fahren kann.“ Der Greis ſprach zu ihm: „Du haſt Recht, junger Mann; allein er wird nicht von ſelbſt fahren.“ Der Jüngling bat ihn, er möchte ſo gut ſein, ihm den Wagen zuſammenſtellen zu helfen; er wolle ihm von dem geben, was er zum Eſſen mithabe. Als der Greis mit ihm den Wagen zuſammengeſtellt, aßen ſie; dann ſetzte ſich der Jüngling in den Wagen, und der Greis gab ihm eine Gerte und ſprach: „So ſchnell als Du die Gerte ſchwingen wirſt, ſo ſchnell wird der Wagen fahren; nur mußt Du alle in den Wagen aufnehmen, die Dir im Walde begegnen!“

Der Jüngling ſchwang die Gerte und fuhr. Es begegnete ihm ein Mann, der hatte lange Beine. Sogleich nahm er ihn auf und fuhr weiter. Dann begegnete ihm ein zweiter, der hatte zwei goldene Kugeln. Er nahm auch dieſen auf und fuhr weiter. Endlich begegnete ihm ein dritter, der hatte ein weit aufgeſperrtes Maul, und den nahm er gleichfalls auf. So fuhren ſie alle Vier, kamen des Abends in ein Wirthshaus und nachtmahlten. Während ſie nachtmahlten, beſchaute ſich die Hausmagd durch's Fenſter den Wagen und ſah die zwei goldenen Kugeln daran hangen. Sie lief hinaus und wollte die Kugeln ſtehlen; wie ſie aber nach ihnen griff, blieb ſie mit den Händen an den Kugeln kleben und konnte ſich nicht losreißen. Die Vier fuhren, nachdem ſie genachtmahlt, die ganze Nacht, und die Magd lief hinter ihnen. Des Morgens kamen ſie in ein anderes Wirthshaus zum Frühſtück. Während ſie frühſtückten, lief die dortige Hausmagd zufällig mit dem Beſen hinaus und ſah die erſte Magd bei den Kugeln ſtehen. Sie glaubte, ſie wolle ſtehlen und ſchlug ſie mit dem Beſen auf den Rücken, indem ſie rief: „Was machſt Du da bei dem Wagen?“ Allein ſie blieb mit dem Beſen am Rücken der Magd kleben und konnte ſich nicht losreißen. Die Vier hatten indeß gefrühſtückt, ſetzten ſich in den Wagen und fuhren weiter, und die zwei Mägde liefen hinter ihnen. Des Mittags kamen ſie in ein drittes Wirthshaus. Dort war die Hausmagd beſchäftigt, Miſt aus dem Stall zu ſchaffen, und als ſie die zwei anderen Mägde bei dem Wagen ſtehen ſah, lief ſie mit der Miſtgabel auf ſie los und rief: „Ihr nichtsnutzigen Dinger, was macht Ihr da? Die eine ſtiehlt goldene Kugeln, die andere hält ihr müßig den Beſen auf den Rücken!“ Sie ſtieß die zweite mit der Miſtgabel in die Lende,

blieb aber mit der Miſtgabel kleben und konnte ſich ebenfalls nicht losreißen. Die Vier hatten indeß gemittagmahlt, ſetzten ſich in den Wagen und fuhren in die Stadt. Dort war eine Prinzeſſin, die ſeit ihrer Geburt über nichts gelacht hatte, und der prophezeit worden, ſie werde Deſſen Gemahlin werden, über den ſie zuerſt lache. Es fuhren dort hohe Herren mit großem Geſchick herum, die froh geweſen wären, wenn ſie über ſie gelacht hätte, und auch Prinzen kamen gefahren; allein ſie lachte über Niemanden, bis der Wagner in der Stadt erſchien mit ſeiner Begleitung. Als er durch die Stadt fuhr, ſah die Prinzeſſin eben aus dem Fenſter; da lachte ſie auf, daß es gällte. Der König und die Königin hörten das Gelächter der Prinzeſſin, eilten in ihr Gemach und fragten ſie, worüber ſie ſo lache. Sie zeigte ihnen den Aufzug in der Stadt, und der König und die Königin mußten gleichfalls lachen, denn ſolch einen Spaß hatten ſie noch nie geſehen.

Der König, der ſehr ſtolz war, ſandte nun nach dem Wagner, und verhieß ihm ſpöttiſch, er ſolle ſein Schwiegerſohn werden, er ſolle das Königreich ſammt der Prinzeſſin erhalten, aber nur, wenn er ein Stück ausführe. Der Wagner fragte, welches. Der ſtolze König ſprach lächelnd: „Wenn Du Jemanden ſtellſt, der drei Schübe Brots auf ein Mal aufißt und vier Gebräue Biers dazu austrinkt, dann will ich Dir die Prinzeſſin geben.“ Der Wagner ging zu Dem, der das Maul weit aufgeſperrt hatte, und fragte ihn, ob er ſich getraue, die Aufgabe zu löſen. „Ich eſſ' und trinke noch mehr,“ antwortete dieſer. „Nur her damit!“ Sogleich buken die Bäcker drei Schübe Brots und die Brauer brauten vier Gebräue Biers. Als alles fertig war, brachten ſie es dem Wagner. Der ſtellte Den mit dem weit aufgeſperrten Maul vor ſich, nahm Laib für Laib und warf ihm ſo die Laibe in das Maul; dann ſchüttete er Bier in eine Kanne und aus der Kanne ihm in das Maul, bis er alles Bier ausgetrunken hatte. Hierauf ließ er dem König melden, daß er ſein Stück ausgeführt.

Der König wunderte ſich nicht wenig, ſagte jedoch dem Wagner, die Prinzeſſin ſei noch nicht ſein, er müſſe noch ein Stück ausführen. „Dreihundert Meilen von hier,“ ſprach er, „iſt eine Quelle und aus dieſer Quelle will ich noch in dieſer Stunde friſches Waſſer haben.“

Der Wagner ging zu Dem, der die langen Beine hatte und fragte ihn, ob er sich getraue, die Aufgabe zu lösen. „Will das Wasser noch früher bringen!“ antwortete dieser. Er ging um ein Uhr aus und kam sehr bequem um halb zwölf zur Quelle; da meinte er, es sei noch Zeit genug und legte sich hin und schlief ein. Bereits war's fast drei Viertel auf Zwölf, er kam mit dem Wasser noch immer nicht. Da ging der Wagner zu Dem, der die zwei goldenen Kugeln hatte und fragte ihn, ob er sich getraue, mit einer von ihnen Den, der das Wasser bringen sollte, zu treffen und ihm ein Zeichen zu geben. Er antwortete: „Freilich!“ Er warf die erste Kugel und traf den Andern nicht; er warf die zweite, mit der traf er ihn. Dieser erwachte, klaubte die Kugeln schnell auf, beschleunigte seine Schritte und war um Mittag mit den Kugeln und mit dem Wasser da.

Allein der König, der sehr stolz war, sagte nun dem Wagner, er müsse noch ein Stück ausführen, wenn er die Prinzessin erhalten wolle. „Ich habe,“ sprach er, „zwölf Hasen und eine Rehziege. Vermagst Du sie zu weiden, so will ich Dir die Prinzessin geben.“ Der Wagner war's zufrieden und trieb seine Heerde auf die Weide; doch kaum hatte er sie auf den Weideplatz getrieben, so lief sie auseinander. Da begann er mißmuthig zu klagen, bis ihm jener Greis erschien, der ihm den Wagen hatte zusammenstellen helfen, und ihn fragte: „Junger Mann, warum klagst Du?“ Der Wagner vertraute ihm sein Leid, daß er habe König werden können, und daß er jetzt nichts werde; daß ihm der König zwölf Hasen und eine Rehziege zu weiden gegeben und daß die Heerde auseinander gelaufen. Der Greis gab ihm eine Pfeife, er solle auf ihr pfeifen, die Heerde werde wiedergelaufen kommen. Als er zu pfeifen begann, kamen die Thiere wirklich alle gelaufen. Nun weidete er fröhlich und pfiff und sang; des Abends trieb er die Heerde nach Hause.

Der stolze König befahl ihm, die Heerde bis übermorgen zu weiden. Ueber Nacht beriethen sich der König und die Königin, wie sie ihn um einen Hasen prellen könnten; sie wollten des Morgens zu ihm auf die Weide schicken, um ihm einen abzukaufen, und ließen einen eisernen Kasten machen, damit der Hase nicht herausspringen könnte, wenn er hineingesteckt wäre. Die Prinzessin selbst verkleidete sich als

Lumpenſammlerin und ging, den Haſen zu kaufen. Der Wagner wollte ihr um keinen Preis einen verkaufen; als ſie aber inſtändig bat, verſprach er ihr einen zu ſchenken, wofern ſie eine Viertelſtunde lang tanze, wie er ihr pfeife. Die Prinzeſſin meinte, der Wagner habe ſie nicht erkannt, und willigte ein. Der Wagner pfiff bald langſam, bald geſchwind, die Prinzeſſin drehte ſich und ſprang, daß es zum Lachen war. Als ſie ſich recht abgemüdet, ſteckte er ihr einen Haſen in den Kaſten. Sobald die Prinzeſſin den Haſen hatte, lief ſie freudenvoll nach Hauſe. Als ſie ſich jedoch dem Schloſſe näherte, begann der Wagner zu pfeifen und der Haſe zerſprengte den eiſernen Kaſten und lief zurück. Da weinte die Prinzeſſin vor Zorn und beſchwerte ſich bei dem Könige bitter über das, was ihr geſchehen. — Des Nachmittags nahm die Königin einen ſtählernen Kaſten und verkleidete ſich als Bettlerin, ging zu dem Wagner auf die Weide und bat ihn, er möchte ihr einen Haſen verkaufen; in der Stadt werde ein Feſtmahl ſein und ſie müſſe dazu einen Haſen haben, möge ſie ihn nehmen, woher immer. Er wollte ihr keinen verkaufen; nach vielen Bitten verſprach er ihr einen umſonſt, wofern ſie nach dem Ton ſeiner Pfeife eine ganze Viertelſtunde auf einem Fuß um die Haſen herum tanze und ſich dabei Schnippchen ſchlage. Die Königin meinte gleichfalls, der Wagner habe ſie nicht erkannt, und willigte ein. Sie ſprang nach dem Ton der Pfeife auf einem Fuße und ſchlug ſich Schnippchen; ſchon war ſie faſt außer Athem und ſprang noch immer, bis der Wagner laut zu lachen anfing. Dann ſteckte er ihr einen Haſen in den ſtählernen Kaſten. Freudenvoll eilte ſie mit dem Haſen nach dem Schloſſe. Als ſie jedoch zum Schloſſe kam, begann der Wagner auf dem Weideplatz zu pfeifen und der Haſe ſchlug den Kaſten durch und rannte zurück. Da beſchwerte und beklagte ſich die Königin bitter, daß ihre Freude zu Ende ſei, allein es half ihr nichts. — Des andern Tages früh ging der König ſelbſt. Er verkleidete ſich als Bettler, nahm einen kupfernen Kaſten, kam zu dem Wagner auf die Weide und bat ihn, er möchte ihm einen Haſen verkaufen. Der wollte Anfangs nicht, dann aber ſprach er: „Wenn Du hier eine ganze Viertelſtunde Purzelbäume machſt, ſo ſchenk' ich Dir einen Haſen.“ Der König in der Meinung, der Wagner kenne ihn nicht, begann, um ihm den Haſen zu entlocken und ſeine Tochter nicht

geben zu müſſen, Purzelbäume zu machen, an die er natürlich nicht gewöhnt war. Er überpurzelte ſich häufig, und in einer Viertelſtunde war er ganz hin. Der Wagner ſteckte, als er ſich ſatt gelacht, ihm einen Haſen in den kupfernen Kaſten. Freudenvoll eilte der König nach Hauſe, und dachte, der Haſe werde ihm aus dem kupfernen Kaſten nicht entſpringen können. Als er ſich aber dem Schloſſe näherte, begann der Wagner zu pfeifen, und der Haſe ſprang mit Gewalt aus dem kupfernen Kaſten heraus, und lief zurück.

Die Prinzeſſin, die Königin und der König tröſteten ſich wenigſtens damit, daß ſie der Wagner auf der Weide nicht erkannt habe, da ſie verkleidet waren. Als nun der Wagner mit ſeiner Heerde glücklich nach Hauſe kam, ſprach der ſtolze König zu ihm: „Du haſt alle Aufgaben wohl gelöſt, ein Stück aber mußt Du noch ausführen. Du mußt drei Scheffel Wahrheit meſſen; miſſeſt Du die, dann erhältſt Du meine Tochter zur Gemahlin.“ Der Wagner willigte mit Freuden ein, und bat den König, er möchte öffentlich austrommeln laſſen, daß er auf dem Marktplatz Wahrheit meſſen werde. Das Volk ſtrömte zuſammen, und der König, die Königin und die Prinzeſſin kamen auch, und ſetzten ſich auf hohe Sitze. Der Wagner ließ drei Scheffel und ein Streichholz bringen. Als Alle verſammelt waren, that er, als ob er aus einem Sacke etwas in den einen Scheffel ſchüttete, und ſprach dabei: „Ich weidete Haſen und eine Rehziege. Da kam eine Lumpenſammlerin zu mir, und bot mir viel Geld für einen Haſen allein ich verkaufte ihr keinen, ſondern ſagte ihr, ich wolle ihr einen ſchenken, wenn ſie tanze, wie ich pfeifen würde. Die Lumpenſammlerin willigte ein, und ſprang ſo, wie ihr gleich ſehen werdet.“ Da trat Derjenige vor, der die langen Beine hatte, als Lumpenſammlerin verkleidet, und ſprang, wie ihm der Wagner pfiff, bald langſam, bald geſchwind, und dabei machte er poſſierliche Geberden, als ob er ſehr erſchöpft wäre, ſo daß Alle vor Lachen beinah barſten und ſelbſt der Wagner zuletzt nicht mehr pfeifen konnte; nur die Prinzeſſin lachte nicht, ſondern verbarg das Geſicht in ihr Tuch. Hierauf hieß er die falſche Lumpenſammlerin abtreten. — Als die Verſammlung ruhig geworden, nahm er einen zweiten Sack, und ging zu einem andern Scheffel. Er that wieder, als ob er aus dem Sacke etwas in ihn ſchüttete und ſprach dabei: „In den

zweiten Scheffel meſſ' ich folgende Wahrheit: Ich weidete Haſen und eine Rehziege. Da kam eine Bettlerin zu mir, und bot mir viel Geld für einen Haſen; allein ich verkaufte ihr keinen, ſondern ſagte ihr, ich wolle ihr einen umſonſt geben, wenn ſie nach dem Ton meiner Pfeife auf einem Fuße um die Heerde herum tanze und ſich dabei Schnippchen ſchlage. Die Bettlerin willigte ein, und ſprang auf einem Fuße und ſchlug ſich Schnippchen, wie Ihr gleich ſehen werdet." Nun trat Derjenige vor, der die zwei Kugeln hatte, als Bettlerin verkleidet, und ſprang nach dem Ton der Pfeife, auf welcher der Wagner pfiff, auf einem Fuße, und ſchlug ſich Schnippchen, und dabei warf er die goldenen Kugeln in die Höhe, und fing ſie wieder ſo poſſierlich-gewandt, daß Alle laut und gewaltig lachten; nur die Königin war ſtill und ſchämte ſich ſehr. — Als ſie ſich ſatt gelacht, hieß der Wagner die falſche Bettlerin abtreten, ging zu dem dritten Scheffel, und that, als ob er aus dem dritten Sacke etwas hinein ſchüttete. Dabei ſprach er: „Ich weidete Haſen und eine Rehziege. Da kam ein Bettler zu mir, und bot mir viel Geld für einen Haſen; allein ich verkaufte ihm keinen; ſondern ſagte ihm, ich wolle ihm einen ſchenken, wenn er auf dem Weideplatz eine ganze Viertelſtunde Purzelbäume mache. Der Bettler willigte ein, und machte Purzelbäume, wie Ihr gleich ſehen werdet." Nun trat Derjenige vor, der das Maul weit aufgeſperrt hatte, verkleidet als Bettler, und begann Purzelbäume zu machen, und dabei ſchnitt er ſolche Geſichter mit ſeinem ungeheuren Maul, und wälzte die Augen ſo heraus, daß vor unbändigem Lachen Niemand unter den Zuſchauern beſtehen konnte; nur der König ſah verdrießlich darein. Als Alle ausgelacht hatten, ließ er auch den Dritten abtreten. Nun ſtellte er alle Drei, die Lumpenſammlerin, die Bettlerin und den Bettler zu den drei Scheffeln und rief: „Damit Ihr wiſſet, daß ich in die drei Scheffel Wahrheit gemeſſen, ſo will ich Euch ſagen, daß ich der Lumpenſammlerin, als ſie vom Springen müde war, einen Haſen in einen eiſernen Kaſten ſteckte, und der Bettlerin, als ſie ſich außer Athem getanzt, einen in einen ſtählernen Kaſten, und dem Bettler, als er ſich mit den Purzelbäumen wund und lahm gepurzelt, einen Haſen in einen kupfernen Kaſten; allein dafür konnt' ich nicht, daß alle drei Haſen ihnen wieder davon und zu mir zurück liefen, als ich auf meiner Pfeife zu pfeifen

anfing. Aber ich will noch das Streichholz nehmen, um die Scheffel glatt zu ſtreichen, und Euch ſagen, wer die Lumpenſammlerin, wer die Bettlerin, und wer der Bettler geweſen.“ Und dabei blickte er ſo ſchelmiſch nach dem König, der Königin und der Prinzeſſin, daß dieſe nur zu gut merkten, er habe ſie erkannt. Sie wollten um keinen Preis verrathen ſein, und ſo ſprach der König, ſeinen Stolz endlich bezähmend: „Jüngling, glatt ſtreichen wirſt Du die drei Scheffel nicht, denn ich befahl Dir blos, in drei Scheffel Wahrheit zu meſſen. Das haſt Du gethan, und ſo geb' ich Dir die Prinzeſſin zur Gemahlin.“ Die Leute hätten gern gewußt wer die Lumpenſammlerin, die Bettlerin und der Bettler geweſen; allein der Wagner ſagte es ihnen wohlweislich nicht. Er wollte lieber Hochzeit machen und König werden, beſonders da er wußte, daß er im Beſitz einer Pfeife ſei, nach der Alles tanzen müſſe.

Der ſchwarze Knirps.

Es waren zwei Brüder; der eine war reich, der andere arm. Der arme Bruder ſollte mit dem reichen in den Wald gehen, um Holz zu ſchlagen. Er kam in der Frühe zu ihm; doch der reiche Bruder ſchlief noch und wollte nicht aufſtehen; er habe noch nicht ausgeſchlafen. Sein Weib gab dem armen Schwager ein Stückchen Brot, und ſo ging Dieſer allein in den Wald, und aß unterwegs davon. Als er davon gegeſſen, ſagte er ſeufzend zu ſich: „Ach Gott, wie wenig hab' ich da für den ganzen Tag!“ — Im Walde angekommen, legte er das Ueberbleibſel auf einen Baumſtamm, und ſchlug Holz. Endlich ward er müde, und ihn plagte großer Hunger. Er ging um das Reſtchen Brot, das er auf den Baumſtamm gelegt; allein es war nicht mehr zu finden. Gleichwohl fiel ihm nicht bei, zu fluchen, ſondern er ſagte: „Gott hat's gegeben, Gott hat's genommen!“

Da kam ein unbekannter ſchwarzer Knirps, brachte ihm das vermißte Reſtchen und ſprach: „Weil Du mit keinem Fluche an mich gedacht, ſo muß ich Dir's zurückgeben.“ Dann redete er ihm zu, er

möchte ihn doch in ſeinen Dienſt nehmen; allein der arme Mann erwiderte: „Wie kann ich Dich in meinen Dienſt nehmen, hab' ich doch ſelbſt nichts zu eſſen!“ Der ſchwarze Knirps aber ließ nicht ab zu bitten, und ſo willfahrte ihm zuletzt der Arme, und nahm ihn auf. Der kleine Burſche packte ſogleich einen ganzen Baum, ſo daß ſein Herr ſich höchlich verwunderte, und trug in kurzer Zeit eine Menge Holz zuſammen. Doch zu eſſen hatten ſie nichts. Da ſagte das Bürſchlein: „Herr, ich will dreſchen gehen.“ Sein Herr war damit zu frieden. Das Bürſchlein begab ſich zu einem Bauer, und trug ſich ihm zum Dreſchen an, indem es verſprach, ihm alles Getreide allein zu dreſchen. Der Bauer nahm es auf, und das Bürſchlein droſch ihm alles Korn, Gerſte und Weizen, warf aber alles auf einen Haufen. Der Bauer kam, um nachzuſehen; er wetterte nicht wenig. Das Bürſchlein jedoch entgegnete, er ſolle ſich gedulden, ſogleich werde alles in Ordnung ſein; und nun begann's zu blaſen, und jedes Körnlein begab ſich auf ſeinen Haufen. Der Bauer fragte das Bürſchlein hierauf, was es zum Lohne verlange; es antwortete: „Nur ein bischen Getreide!“ Der Bauer erlaubte ihm, ſich zu nehmen, ſoviel es ertragen könne. Das Bürſchlein ſagte, es wolle einen Sack holen gehen, um das Getreide hineinzuthun. Als es nach dem Sacke ging, ſah es eine Magd, die Leinwand bleichte, und die rief eben: „Hol' der Teufel die Leinwand, ich leg' ſie nicht zuſammen!“ — Das Bürſchlein war gleich dabei, nahm die Leinwand, und nähte ſich einen ungeheuer großen Sack. In den Sack füllte es das Getreide, das es gedroſchen, und da noch Raum im Sacke war, mußte ihm der Bauer auch noch das Getreide hineinſchütten, das er auf dem Schuttboden hatte; denn das Bürſchlein getraute ſich, dies alles zu tragen. Der Bauer lachte über den Knirps, bis der Knirps wirklich all das Getreide auf den Rücken lud und forttrug. Jetzt ließ der Bauer ſeinen Hengſt auf ihn los; der Hengſt biß furchtbar, und der Bauer meinte, er werde ihn zauſen, und der Knirps ſeine Laſt fallen laſſen. Allein dieſer packte den Hengſt, ſchleuderte ihn auf den Rücken, und trug ihn auch fort. Nun ließ der Bauer ſeinen Stier los; der ſtieß gewaltig und bohrte mit den Hörnern. Allein der Knirps packte auch den Stier, und im Nu hatte er ihn auf dem Rücken. Endlich ließ der Bauer ſeinen Eber los und der war entſetzlich ſchlimm;

er dachte, der Eber werde ihn zerfetzen und ſicherlich zwingen, Alles fallen zu laſſen. Allein der Knirps nahm auch den Eber und trug Alles ſeinem armen Herrn nach Hauſe. Nun hatten ſie Getreide, Vieh hatten ſie auch; aber Schmalz fehlte. Der kleine Burſche ging wieder aus; eben wog da eine Magd Butter. Es fiel ihr das Gewicht auf den Fuß und ſie rief: „Hol' der Teufel die Butter!“ Gleich war das Bürſchlein dabei, nahm alle Butter, und trug ſie ſeinem Herrn nach Hauſe, und ſo hatten ſie auch Schmalz.

Allein der Bauer ging nun mit den Mägden den armen Mann ſeines Knechtes wegen zu verklagen. Er verfügte ſich in's Schloß, ſtellte ſich gehörig vor, und die Herren dort beſchieden den Mann mit ſeinem Knechte, und fragten den Knecht, wie ſo er dem Bauer das Getreide, und den Mägden die Leinwand und die Butter habe nehmen können! Da verſetzte der ſchwarze Knirps: „Der Bauer hatte mir erlaubt ſoviel Getreide zu nehmen, als ich zu tragen im Stande wäre; daß ich Alles trug, was ich nahm, iſt klar, weil ich ihm ſeines böſen Willens wegen noch ſeinen Hengſt, ſeinen Stier und ſeinen Eber forttrug. Was die Mägde anlangt, ſo riefen ſie: „Hol' der Teufel die Leinwand! Hol' der Teufel die Butter! Der Teufel aber bin ich.“ Und bei dieſen Worten ſtreckte er ſich, und wurde immer größer und größer. Da liefen der Bauer und die Mägde davon, die Herren aber fielen vor Schrecken unter den Tiſch. Erſt als der ſchwarze Knirps verſchwunden war, kamen ſie wieder zur Beſinnung, und wollten mit der verteufelten Sache nichts weiter zu ſchaffen haben.

Die Taube mit den drei goldnen Federn.

Ein Kaufmann hinterließ bei ſeinem Tode einen Sohn, der neunzehn Jahre zählte. Dieſer ſagte zu ſeiner Mutter: „Lieb Mütterchen, ich will in die Welt hinaus, mein Glück zu verſuchen.“ Die Mutter ſprach: „So geh', mein lieber Sohn! Aber bleib, nicht zu lange weg, denn ich werde alt, und möchte gern, daß Du mich in meinem Alter unterſtützteſt!“

Der Sohn ging alſo in die Welt, und ging, bis er in einen groſſen Wald gelangte. Zwei Tage zog er durch den Wald, und noch immer ſah er kein Ende. Am dritten Tage kam er zu einem Gebäude, das von außen einem Jägerhauſe glich. Er trat in die Stube; doch wie erſchrak er, als er darin keinen Waidmann, ſondern einen Kerl gewahrte, der inmitten der Stube auf einem Stuhle ſaß, und ein fürchterliches Ausſehn hatte. Sein Haupt war borſtig wie ein Sprengwedel, ſein Bauch eimerdick, und ſeine Naſe hing ihm bis auf den Nabel herab; es war ein Zauberer. Der Jüngling zitterte an Händen und Füßen. „Fürchte nichts, mein Sohn!“ ſprach der Zauberer, „Du gefällſt mir, und ich mein' es gut mit Dir. Du biſt hinausgezogen in die Welt, Dein Glück zu verſuchen. Wohlan, Du kannſt durch mich Dein Glück finden, wenn Du ein Jahr treu und redlich bei mir dienſt. Willſt Du in meinen Dienſt treten?“ — Der Jüngling hatte nicht den Muth Nein zu ſagen. Er diente bei dem Zauberer ein volles Jahr. Dabei erging es ihm gut, und ſein Herr that ihm durchaus nichts zu Leide.

Als das Jahr vorüber war, ſagte der Zauberer: „Jetzt will ich Dir Deinen Lohn geben! Er führte ihn in einen unermeßlich groſſen Keller, der mit lauter Goldſtücken angefüllt war, und ſprach: „Nimm Dir von dieſen Schätzen, ſoviel Du vermagſt. Was Du erträgſt, ſoll Alles Dir gehören, und damit Du recht viel wegtragen könneſt, ſollſt Du an keinem Goldſtück ſchwerer tragen, als an einer Feder!“ — Der Jüngling füllte ſich einen ganzen Sack und dazu auch alle Taſchen voll. Der Zauberer hatte in der Nähe ſeiner Wohnung auch einen Teich, worin ſich drei Tauben zu baden pflegten, von denen jede drei goldne Federn am Leibe trug. Er führte nun den Jüngling zu dem Teiche, fing eine der Tauben, die ſich eben badeten, gab ſie ihm und ſprach: „Nimm dieſe Taube, Du haſt ein koſtbares Geſchenk an ihr. S'iſt keine Taube, s'iſt eine Prinzeſſin. Weil weder ſie, noch ihre zwei Schweſtern mich zum Gemahle haben wollten, obgleich ich ihren Feind in Feſſeln ſchlug, ſo hab' ich ſie alle Drei verwünſcht, ſammt ihren zwei Brüdern. Rupfſt Du ihr die drei goldnen Federn aus, die ſie am Leibe trägt, ſo wird der Zauber gelöſ't, und Du kannſt glücklich ſein mit ihr. Doch verwahre die drei Federn wohl, und entdecke

Niemandem, daß und wo Du ſie verwahrſt! Jetzt geh' und denk an mich!"

Wer war froher, als der Jüngling! Er ging mit ſeinem federleichten Goldſack und der Taube, und da er ſich indeß in dem Walde zurechtfinden gelernt, gelangte er bald zu ſeinem Mütterchen. Dort baute er ſich ein prächtiges Haus. In der Mauer ließ er eine geheime Stelle anbringen, um dort die drei goldnen Federn zu verwahren. Dann rupfte er der Taube die drei Federn aus — es ſtand die liebreizendſte Prinzeſſin vor ihm, welcher die Seelengüte aus den Augen leuchtete, und mit der er ſich ſogleich vermählte. Jetzt waren Alle glücklich: der Jüngling, die Prinzeſſin und die Mutter. Die Federn nahm er, und verwahrte ſie an der geheimen Stelle in der Mauer, und ſagte Niemandem etwas davon, nicht einmal ſeiner Braut, nur — ſeinem Mütterchen.

Einſt war der Jüngling ausgeritten. Die Mutter ſaß daheim bei ihrer Schwiegertochter, und konnte ſich an ihrer Schönheit gar nicht ſatt ſehen, auf die ſie ganz eitel geworden. „Wie Du doch ſchön biſt, mein Töchterchen!" ſagte ſie. „Aber mich däucht, wenn Du Dich mit einer der drei goldnen Federn ſchmückteſt, wärſt Du noch ſchöner. Zwar hat mir mein Sohn verboten, Dir etwas von dem Geheimniß zu entdecken; doch was kann eine Feder ſchaden, ſie wird Dich nur noch ſchöner machen." Auf dieſe Worte wollte die Prinzeſſin ihre gute Schwiegermutter zurückhalten, allein die ließ ſich nicht zurückhalten; ſie brachte eine der drei goldnen Federn, die Prinzeſſin mußte ſie anſtecken, und — war noch ſchöner als zuvor. „Siehſt Du, hab' ich es nicht geſagt?" rief voll Freude die alte Mutter. „Ich will noch die zwei andern Federn holen, Du mußt ſie gleichfalls anſtecken. Eh' Dein Mann kommt, legen wir ſie alle wieder an ihren Ort." — Die Prinzeſſin ſträubte ſich, als hätte ſie ein Vorgefühl ihres Schickſals; allein die Mutter ließ keine Ruhe, ſie brachte die zwei andern Federn, die Prinzeſſin mußte ſie anſtecken, und — war augenblicklich wieder eine Taube. Als Taube flog ſie zu dem offnen Fenſter hinaus, und rief: „Ich dank' Euch ſchlecht, lieb Mütterchen, daß Ihr mir die drei goldnen Federn gabt. Jetzt will ich nur noch meinen Gemahl erwarten,

um Abſchied von ihm zu nehmen.“ Dann ſetzte ſie ſich traurig auf das Dach, und wartete.

Die Alte ſtand wie verſteinert, und ſtand noch immer, als ihr Sohn in das Gemach trat. „Mit Gott, mein Gemahl!“ rief die Taube vom Dache. „Ich dank' Dir herzlich für Deine treue Liebe, aber ſehen werden wir uns nimmermehr!“ Und hierauf flog ſie davon. — „O Mutter, was habt Ihr gethan!“ wehklagte der Jüngling. „Ihr hab't mein Geheimniß verrathen, und mich um mein liebes, liebes Weib gebracht! Jetzt lebt wohl! Behaltet alle meine Schätze, mit ihnen ſeid Ihr hinlänglich geborgen bis zum Grabe! Ich geh', und ſuche mein verlornes Weib!“

Er ſtürzte fort. Doch wie er auch ſuchte, und Berg und Thal, Wald und Feld durchkreuzte, er fand ſein Weibchen, das Täubchen, nicht. Da wußt' er ſich keinen andern Rath mehr, als zu ſeinem geweſenen Herrn, dem mächtigen Zauberer mit der langen Naſe, zu gehen.

„Kommſt Du wieder?“ ſprach Dieſer, als er den Troſtloſen in die Stube treten ſah. „Ich weiß Alles; Du haſt meinen Rath ſchlecht befolgt! Doch weil Du bei alledem ein zärtlicher Sohn warſt, und das Geheimniß nur Deiner Mutter entdeckteſt, ſo will ich Dir diesmal verzeihen. Dein Weib iſt bei ihren Schweſtern, hundert Meilen von hier in dem Palaſt mit goldnem Dache; dorthin hab' ich ſie gebannt. Aber nur einige Stunden des Tages noch hat ſie menſchliche Geſtalt, in den übrigen iſt ſie eine Taube. Haſt Du Muth, die weite Fahrt zu wagen, ſo will ich Dich hinſchaffen laſſen.“

Des Jünglings Sehnſucht war zu groß, als daß er nicht freudig eingewilligt hätte. Da nahm der Zauberer eine Pfeife, und pfiff auf ihr. Im Augenblick wimmelte es in der Stube von lauter kleinwinzigen dienſtbaren Geiſtern. Der Zauberer winkte einem der hinterſten im Winkel. „Setz' Dich auf Dieſen da!“ ſprach er zu dem Jüngling. „Er wird Dich in den Palaſt mit goldnem Dache bringen!“ — Und das Kerlchen trat näher, hockte nieder, und ſo klein es war, nahm es den Jüngling auf den Rücken. „Wie ſchnell willſt Du fliegen?“ fragte er. „Etwa wie der Adler?“ — „Noch ſchneller, ſchneller!“ antwortete der Jüngling. — „Alſo wie der Pfeil, der den Adler ereilt?“ fragte das Kerlchen. — „Noch ſchneller, ſchneller!“ antwortete der Jüng-

ling. — „Alſo wie der Sturmwind, wenn er über die Länder und Meere brauſt?“ fragte das Kerlchen. — „So ſchnell will ich fliegen!“ verſetzte der Jüngling. Und die Decke der Stube öffnete ſich, und das Kerlchen mit dem Jüngling erhob ſich. Kaum hatte der Zauberer noch Zeit dem Jüngling nachzurufen: „Aber hüte Dich, wenn Du in den Palaſt kommſt, dort den Feind zu befreien, der Dein Weib verfolgt! Befreiſt Du ihn trotz den Bitten Deines Weibes, dann hilf Dir ſelbſt, dann will und kann ich Dir nicht mehr helfen!“ — Das Kerlchen flog ſo ſchnell, daß der Jüngling die letzten Worte kaum vernahm.

Eh' ſich's der Jüngling verſah, waren die hundert Meilen zurückgelegt, das Kerlchen ſetzte ihn im Garten des erſehnten Palaſtes ab, und verſchwand. Als er um ſich blickte, ſah er in einer Laube ſeine holde Gemahlin ſitzen, wie ſie Gold flocht, zwei Tauben, ihre Schweſtern, neben ſich. Er ſtürzte auf ſie zu, und ſie, als ſie ihn gewahrte, flog in ſeine Arme. „So ſehen wir uns dennoch wieder!“ jauchzten Beide freudetrunken zu gleicher Zeit. „Aber nur einige Stunden des Tages noch hab' ich menſchliche Geſtalt, in den übrigen bin ich eine Taube, wie meine Schweſtern hier,“ ſagte die Prinzeſſin. —„Wenn ich Dich nur wieder beſitze, mehr verlang' ich nicht, mein liebes, theures Weib!“ entgegnete der Jüngling. — Sie waren höchſt glücklich in dem Palaſte, und kümmerten ſich um die übrige Welt nicht. So verſtrichen mehrere Wochen.

Einſt nahm die Prinzeſſin die Schlüſſel, führte ihren Gemahl in den Sälen und Gemächern des Palaſtes umher, und zeigte ihm Alles, was es da zu ſehen gab. Nur ein Gemach wollte ſie nicht öffnen, und bat ihren Gemahl inbrünſtig, daß auch er es niemals öffne; ſonſt drohe ihnen Verderben. Als ſie dann wieder zur Taube geworden, und mit ihren Schweſtern ausgeflogen war, um im rothen Meere zu baden, dachte bei ſich der Jüngling: „Was mag wohl in dem Gemache ſein?“ Er ging, ſuchte die Schlüſſel, und öffnete es. In dem Gemache ſah er einen Drachen mit drei Köpfen, und der war ſo an der Decke angeſpießt, daß jeder Kopf an einem Haken hing. Unter dem Drachen ſtanden drei Gläſer mit Waſſer. Der Jüngling erſchrak und wollte zurück; er gedachte der Bitten ſeines Weibes, es ſchien ihm, der Zauberer habe ihm beim Scheiden irgend eine Warnung nachgerufen.

Aber der Drache bat ihn ſchmeichelnd: „Fürchte nichts, und reich' mir ein Glas mit Waſſer! Dafür ſoll Dir Dein Leben einmal geſchenkt ſein!" — Und der Jüngling ließ ſich bereden, und reichte ihm ein Glas. Als es der Drache geleert, fiel ihm ſogleich ein Kopf vom Haken, und er bat weiter: „Reich' mir das zweite Glas mit Waſſer! Es ſoll Dir Dein Leben noch einmal geſchenkt ſein!" — Und der Jüngling ließ ſich bereden, und reichte ihm das zweite Glas. Als es der Drache geleert, fiel ihm der zweite Kopf vom Haken. Da ſprach der Drache mit furchtbarer Stimme: „Jetzt mußt Du mir das dritte Glas reichen, ob Du wolleſt oder nicht!" — Von Angſt erfüllt, reicht' es ihm der Jüngling. Der Drache leert' es; auch ſein dritter Kopf fiel vom Haken, und jetzt war der Drache friſch und geſund, denn das Waſſer war das Waſſer des Lebens. Als ſich der Drache geſund fühlte, rafft' er ſich zuſammen, und ſtürmte durch das verſchloſſene Fenſter hinaus, das in tauſend Scherben zerſplitterte. Noch ſtand der Jüngling wie gelähmt, als ſchon die zwei Schweſtern geflogen kamen, und riefen: „Unglücklicher, was haſt Du gethan! Du haſt den ſchlimmſten Feind befreit, der Dein Weib verfolgt. Der Drache hat Dein Täubchen gehaſcht, und in ſein fernes Schloß geſchleppt, wo er es quälen wird bis zum Tage des Gerichtes!" — „O ich Elender!" rief der Jüngling, und brach in Thränen aus. „Meine Mutter ſchalt ich, daß ſie mein Geheimniß verrieth, und ich that aus ſträflicher Neugier Aegeres als das Aergſte, was ich thun konnte. O daß ſie mich nie geboren hätte!"

In ſeiner Verzweiflung ging er trübſelig in dem Palaſte umher, wo er das Täubchen, ſein Weibchen, nicht mehr fand. Von dem Zauberer mit der langen Naſe trennte ihn ein endloſer Weg; er wußte nicht, was anzufangen. Da kam er auch in den Stall, wo ein Roß ſtand, — einer der verwünſchten Brüder der drei Prinzeſſinnen. Das ſprach zu ihm, als es ihn ſo trauern ſah: „Mir thut es leid um Dich und meine Schweſter, weil Ihr Euch ſo lieb gehabt. Wohnt Heldenmuth in Deiner Bruſt, ſchwing' Dich auf mich! Ich will Dich zu des Drachen Schloſſe tragen, wie fern es auch von dieſer Stätte liegt; und Du geh' und entreiß' ihm ſeine Beute!" — „Und koſt' es mein Leben!" rief der Jüngling, und ſchwang ſich auf das Roß. Das flog mit ihm, wie der Adler fliegt.

Sie kamen zu des Drachen Schloſſe, der zum Glücke nicht daheim war. Der Jüngling bemächtigte ſich der Taube; doch kaum beſaß er ſie wieder, kaum hatte er ſich zur Rückkehr auf das Roß geſchwungen, da kam der Drache nach Hauſe. Schnell witterte er den Verluſt, jagte den Eilenden nach, und entriß dem Jüngling ſein Täubchen, als Dieſer den Palaſt beinahe ſchon erreicht. „Ich verſprach Dir," rief der Drache," für das eine Glas Waſſer ſolle Dir das Leben einmal geſchenkt ſein. Ich ſchenk' es Dir jetzt, doch komm zum zweiten Male nicht wieder!"

Nach einiger Zeit ſprach das Roß im Stalle wieder zu dem Trauernden: „Wohnt Heldenmuth in Deiner Bruſt, laß Dich nicht abſchrekken durch ein fehlgeſchlagnes Wagſtück! Schwing' Dich auf mich, wir wollen das Werk zum zweiten Mal verſuchen!" — „Und koſt' es mein Leben!" rief der Jüngling, und ſchwang ſich auf das Roß. Das flog mit ihm, wie der Pfeil dahin fliegt. Sie kamen zu des Drachen Schloſſe, der abermals nicht daheim war. Der Jüngling bemächtigte ſich der Taube; doch kaum beſaß er ſie, kaum hatte er ſich zur Rückkehr auf das Roß geſchwungen, da kam der Drache nach Hauſe, witterte bald, was geſchehen, jagte den Eilenden nach, und entriß dem Jüngling ſein Täubchen, eben als dieſer bereits in das Thor des Palaſtes ſprengen wollte. „Ich verſprach Dir," rief der Drache grimmig," für das zweite Glas Waſſer ſolle Dir das Leben noch einmal geſchenkt ſein. Ich ſchenk' es Dir noch einmal; doch kommſt Du wieder: biſt Du ohn' Erbarmen ein Kind des Todes!"

Des Jünglings Verzweiflung ſtieg immer höher; er wehklagte bei Tag und Nacht. Da ſprach das Roß im Stalle zu ihm: „Ich will Dir noch einen Rath ertheilen. Ich weiß, wo junge Raben ſind; komm und laß uns zu dem Neſte gehen, worin ſie ſtecken! Thu', als ob Du ſie aus dem Neſte herausnehmen wollteſt. Die Alten werden über Dich herfallen, Du aber ſag', Du werdeſt die Jungen durchaus nicht ſchonen, wenn ſie Dir nicht das Waſſer des Wachsthums und des Lebens brächten. Bringen ſie Dir's, ſo überzeug' Dich zuerſt. Nimm einen jungen Raben, reiß' ihm den Kopf ab, tauch' ihn in das Waſſer, und kleb' ihm den Kopf wieder an. Wächſt der Kopf mit dem Rumpf zuſammen, dann iſt es das wahrhafte Waſſer des Wachsthums. Gieß' hierauf dem Vogel

Waſſer in den Schnabel; wird er lebendig, ſo iſt es das wahrhafte Waſſer des Lebens." — Der Jüngling befolgte des Roſſes Rath. Als ſie nun das koſtbare Waſſer hatten, ſprach das Roß zu dem Jüngling. „Jetzt iſt Hülfe möglich, falls Dir ein Uebel wiederfahren ſollte. Aller guten Dinge ſind drei. Fühlſt Du Luſt und Muth, ſo laß uns den Ritt zum Drachen noch einmal wagen!"

„Wie ſollt' ich nicht Luſt und Muth fühlen, du treues Roß!" verſetzte der Jüngling. „Iſt es doch meine Pflicht, den begangenen Fehler wieder gutzumachen, und mein Weib aus der Haft zu erlöſen, die ich ihr ſelbſt bereitet! Auf zu dem Schloſſe des Drachen!" Und er ſchwang ſich auf das Roß, und das flog mit ihm, wie der Sturmwind über Länder und Meere brauſt. — Glücklich bemächtigte ſich der Jüngling der Taube, da der Drache wieder nicht daheim war; doch kaum beſaß er ſie, kaum hatte er ſich zur Rückkehr auf das Roß geſchwungen, da kam der Drache nach Hauſe, witterte ſchnell den Raub, jagte den Eilenden nach, und entriß dem Jüngling ſein Täubchen, eben als Dieſer ſchon halb im Thore des Palaſtes war, den Jüngling ſelbſt aber zerriß er in zwei Hälften. Dann kehrte er triumphirend in ſein Schloß zurück.

Da lag der Jüngling, ein Kind des Todes! Doch das treue Roß nahm das Waſſer, tauchte die zwei Hälften hinein, klebte ſie an einander, und ſie wuchſen zuſammen. Dann goß es dem Jüngling Waſſer in den Mund, und er kam wieder zum Leben. „Jetzt," ſprach das treue Roß zu ihm, „weiß ich keinen Rath mehr. Dreimal haben wir's verſucht, und dreimal iſt es uns mißlungen. Doch hab' ich noch einen Bruder jenſeit des rothen Meeres, der wie ich verwünſcht iſt, und Roſſesgeſtalt hat. Der beſitzt mehr Kraft, als ich und der Drache zugleich. Verbände ſich Der mit uns, dann würden wir den Drachen erlegen. Allein es wird ſchwer, wird ungemein ſchwer ſein, ihn zu bekommen, denn er dient bei dem Höllenſcheuſal Jezibaba.

„Verſuchen wir's!" rief der neugeſtärkte Jüngling, deſſen Herz von friſchem Muthe ſchwoll. „O, iſt nur noch ein ſchwacher Schein von Hoffnung, ſo verlaß mich nicht, Du mein Kampfgefährte, und bring' mich an's Ziel, daß ich ſiege oder verderbe!"

„Gern will ich Dir auch dieſen Dienſt erweiſen," verſetzte das Roß, „es ſoll Bruderliebe der Gattenliebe nicht nachſtehen. Aber merk' Dir,

was Du zu thun haſt! Verding' Dich Jeźibaba auf drei Tage, und als Lohn begehr das magre Roß, meinen Bruder. Du wirſt bei Jeźibaba zwölf Pferde weiden müſſen. Sei auf der Hut vor dem, was ſie Dir zu eſſen gibt! Was ſie Dir zu Hauſe reicht, das kannſt Du ſchadlos genießen; doch was ſie Dir auf die Weide mitgibt, das iß nicht! Aeßeſt Du's, ſo würdeſt Du einſchlafen, die Pferde würden Dir entlaufen, und Jeźibaba ſtrafte Dich dann, daß Du unrettbar verloren wäreſt."

So zogen ſie dahin, bis ſie zum rothen Meer gelangten. Als ſie ſich ihm näherten, ſah der Jüngling eine ungewöhnlich große Fliege, die in einem Spinnengewebe umherzappelte, und nicht heraus konnte. Er ſtieg vom Roſſe, trat zu ihr und ſagte: „Du arme Fliege, Du kannſt Dich aus dem Spinnengewebe nicht losmachen! Wart', ich will Dir helfen!" — Das Spinnengewebe glich einem großen Jagdnetz, er zerhieb es, und die Fliege kroch heraus und ſprach: „Dank Dir, Du gutherziger Kaufmannsſohn, daß Du mir geholfen! Reiß' Dir einen meiner Füße unter dem Bauche ab, und wenn es Dir ſchlimm ergeht, denke mein, ich will Dir gleichfalls helfen!" — Der Jüngling lachte bei ſich, und meinte: „Was kann mir eine Fliege nützen!" Indeß nahm er ſich einen Fliegenfuß, und ſteckte ihn zu ſich.

Sie zogen nun weiter, und der Jüngling ſah einen Wolf, der den Schweif unter einem Balken eingeklemmt hatte und ſich nicht helfen konnte; denn der Wolf hat einen ſteifen Rücken, und vermag ſich nicht zu drehen und zu wenden. Der Jüngling ſtieg wieder vom Roſſe, wälzte den Balken hinweg, und half dem Wolfe. Der Wolf ſprach zu ihm: „Dank Dir, Du gutherziger Kaufmannsſohn, daß Du mir beigeſtanden! Nimm Dir eine Klaue aus einem meiner Füße, und wenn es Dir ſchlimm ergeht, denke mein, ich will Dir gleichfalls beiſteh'n!" Er nahm ſich eine Klaue, und ſteckte ſie zu ſich.

Als ſie hierauf zum Ufer des Meeres gelangten, ſah der Jüngling einen rieſigen Krebs, der im Sande auf dem Rücken lag, und ſich nicht helfen konnte. Der Jüngling ſtieg wieder vom Roſſe, drehte den Krebs um, wie ſich's gehört und half ihm. Der Krebs ſprach. „Dank Dir, Du gutherziger Kaufmannsſohn! Wohin ziehſt Du?" — Der Jüngling entgegnete: „Zu Jeźibaba jenſeit des rothen Meeres." — „Wohl, mein Sohn," ſprach der Krebs, „ſo will ich Dir eine Brücke über das

Meer bauen, damit Dein Rößlein nicht hinüber zu ſchwimmen brauche und Gefahr laufe. Zuvor aber reiß' Dir einen meiner Füße unter dem Bauche ab, und wenn es Dir ſchlimm ergeht, denke mein, ich will Dir gleichfalls beiſteh'n." — Er nahm ſich einen Krebsfuß, und ſteckte ihn zu ſich. Der Krebs kroch nun in's Waſſer, legte ſich zurecht, und ſogleich krochen alle Krebſe aus dem ganzen Meere zuſammen, legten ſich nebeneinander zurecht, und bauten ſo dem Jüngling eine Brücke, daß er hinüberſchreiten konnte. Sein treues Roß entſandte er nach Hauſe.

Es währte nicht mehr lange, ſo gelangte er zu dem Höllenſcheuſal Jezibaba. Die ſtand eben vor ihrem Schloſſe und bewillkommnete ihn. Nachdem ſich ihr der Jüngling auf drei Tage verdungen, gab ſie ihm zwölf Pferde zu weiden und ſprach zu ihm: „Weide die Pferde gut, daß Du keines von ihnen verliereſt! Verlierſt Du eins, ſo pflanz' ich Deinen Kopf auf einen Pfahl!" — Sie ſchickte ihn hierauf mit den Pferden auf die Weide, und gab ihm ein Stück Brot mit, damit er nicht Hunger leide, und etwas zu eſſen habe. Der Jüngling erinnerte ſich an den Rath ſeines Roſſes, er warf das Brot hinweg; denn die vielen Trübſale, die er beſonders ſeit der Zeit zu erdulden hatte, wo er die Warnung ſeiner Gemahlin ſich nicht zu Herzen genommen, hatten ihn gelehrt, auf wohlgemeinten Rath zu achten. Doch was half's ihm! Ein unwiderſtehlicher Hunger befiel ihn, er mußte das Brot ſuchen und aß es. Da ſchlief er ein, und während er ſchlief, zerſtreuten ſich die Pferde. Als er erwachte, ſah er keines. Da begann er zu wehklagen: „O was hat mir mein feſter Vorſatz gefruchtet! Wohl hat Jezibaba recht prophezeit, daß ich meinen Kopf einbüßen würde!"

In ſeinem Kummer gedachte er der Fliege, und zog ihren Fuß hervor. Da kam die Fliege geflogen und fragte ihn: „Warum wehklagſt Du?" Er erzählte ihr den Vorfall. „Sorg' nicht, Dir ſoll geholfen werden!" ſprach die Fliege. Und die Fliege rief alle übrigen Fliegen zuſammen, und die flogen und ſuchten die Pferde ringsumher. Sie fanden ſie endlich, und umſumſten ſie und ſtachen ſie ſo lange, bis ſie wieder zu dem Hirten liefen. Der trieb ſie freudig heim. Als Jezibaba ihn kommen ſah, und die Pferde alle beiſammen erblickte, ſprach ſie: „Ei, Du haſt die Pferde gut gehütet, denn es fehlt kein einziges von ihnen!" Dann nahm ſie die Peitſche, und hieb die Pferde wüthend, beſonders

ſchlug ſie das magre Roß ſo, daß ihm das Fleiſch vom Leibe hing. Den Jüngling dauerte das Roß, weil es am meiſten geſchlagen wurde, und das magerſte war. Jeſibaba nahm dann eine Salbe, und ſalbte die Pferde damit, ſo daß bis zum folgenden Tage die Wunden alle heilten.

Des andern Tags gab Jeſibaba dem Jüngling abermals die zwölf Pferde zu weiden, gab ihm wieder ein Stück Brot mit, und gebot ihm, es zu eſſen. Er zerbrockte das Brot, ſobald er auf die Weide kam, und ſtampfte es mit den Füßen in die Erde. Doch das half ihm nichts: er mußte alles Brot herausſuchen, und aß es ſammt der Erde, — einen ſo gewaltigen Hunger ſchickte Jeſibaba über ihn. In einer kleinen Weile ſchlief er ein, die Pferde zerſtreuten ſich alle, und als er erwachte, ſah er, daß er kein einziges mehr habe. Da begann er wieder zu wehklagen, doch gedachte er des Wolfes, und zog deſſen Klaue hervor. Alsbald kam der Wolf gelaufen, und fragte: „Warum wehklagſt Du ſo? Sei ohne Sorgen, ich will Dir helfen!“ Er heulte nach allen übrigen Wölfen und die Wölfe rannten in Schaaren herbei, und liefen dann und ſuchten die Pferde. Als ſie ſie gefunden, ſtellten ſich je zwei Wölfe zu beiden Seiten eines Pferdes, und führten es bei den Ohren zu dem Hirten. Der freute ſich nicht wenig, und trieb die Pferde heim. — Als ihn Jeſibaba kommen ſah, ſprach ſie wieder: „Ei, Du haſt die Pferde gut gehütet, denn alle bringſt Du zurück!“ Aber die Pferde hieb ſie abermals mit der entſetzlichen Peitſche, und noch ſtärker als am vorigen Tage, und dann ſalbte ſie die Wunden, damit ſie bis zum folgenden Tage heilten.

Den dritten Tag ſchickte Jeſibaba den Jüngling zum letzten Mal auf die Weide, gab ihm auch diesmal ein Stück Brot mit, und gebot ihm, es ja nicht wegzuwerfen, ſondern zu eſſen. Er vergrub, ſobald er auf die Weide kam, das Brot ſo tief in den Sand, als er vermochte; doch überwältigte ihn abermals ein ſolcher Hunger, daß er es ſuchen mußte und gierig aufaß. Er ſchlief ein, und als er erwachte, waren alle Pferde verſchwunden; ſie hatten ſich diesmal in das Meer verborgen, aus Furcht, es möchte ſie Jeſibaba noch grimmiger ſchlagen, wenn ſie gefunden würden. Dies wußte der Jüngling nicht, darum hoffte er von des Krebſes Hülfe wenig, und wehklagte deſto lauter; doch gedachte er

des Krebſes und zog deſſen Fuß hervor. Und ſiehe, da begann ſich der Krebs im Meere zu regen, und alle übrigen Krebſe ſchaarten ſich zuſammen, und ſuchten die Pferde, und zwickten ſie ſo lange, bis ſie zu dem Hirten getrabt kamen. Der empfand unausſprechliche Freude, nahm die Pferde, und trieb ſie heim. — Jeźibaba erwartete ihn bereits. Der Pferde Züchtigung, weil ſie ſich hatten finden laſſen, war noch ſchrecklicher als in den beiden früheren Tagen, worauf ſie ihnen wieder die Wunden ſalbte.

Des nächſten Morgens fragte Jeźibaba den Jüngling, was er für ſeinen Dienſt zum Lohn begehre. Er antwortete nach dem Rathe, den er empfangen: „Ich verlange nichts, als das magre Roß aus Deiner Herde.“ — „Das wäre unedel,“ ſprach das Scheuſal argliſtig, „wenn ich Dir für Deinen guten Dienſt ſo ſchlechten Lohn geben wollte. Das ſchönſte Pferd ſoll Dir gehören!“ — Doch er entgegnete: „Ich verlange kein andres, als das magre Roß.“ — „Und warum willſt Du gerade dieſes?“ fragte das Scheuſal, um den Jüngling zu erforſchen. — „Weil es mir leid thut,“ erwiderte der Jüngling klug, „daß gerade dies arme Roß immer am meiſten geſchlagen wird.“ — „Wohl denn,“ ſprach Jeźibaba tückiſch, und hätte ihn trotz all ſeiner Klugheit dennoch bald überliſtet, „ſo ſollſt Du's haben, allein das feiſte Pferd dort ſchenk' ich Dir dazu; das magre würde Dich kaum nach Hauſe ſchleppen.“ Und er ſetzte ſich auf das feiſte Pferd, und führte das magre neben her.

Als ſie aber zum Thore kamen, flüſterte das magre Roß ihm zu: „Schwing' dich geſchwind auf mich herüber, ſonſt biſt Du verloren.“ Der Jüngling that's und da rief das feiſte Pferd: „Das hat Dir der Teufel eingegeben!“ riß ſich zornig los, und trabte in ſeinen Stall zurück. — „Siehſt Du,“ ſprach nun das magre Roß zum Jüngling, „wärſt Du auf dem feiſten Pferde ſitzen geblieben, ſo hätt' es Dich im Thore in die Höhe geſchleudert, Du hätteſt Dir das Haupt zerſchmettert, und lägſt jetzt todt, ein Opfer Jeźibaba's!“

Glücklich gelangten ſie zu dem Palaſt mit goldnem Dache. Als die zwei Tauben, die Schweſtern, von ferne ihrer anſichtig wurden, flogen ſie ihnen entgegen, begrüßten ſie, und umflatterten ſie fröhlich in weiten Kreiſen. Als ſie in den Stall kamen, ſprach das Roß im Stalle zu ihnen: „Willkommen, jetzt ſind wir Sieger! Gönnt Euch drei

Tage Raſt, und dann zieht aus, dem Drachen ſeine Beute zu entreißen!“ Dies geſchah. Am vierten Tage ſchwang ſich der Jüngling auf das magre Roß, das ſich ganz erholt hatte, und Funken aus Augen und Nüſtern ſprühte. Das flog mit ihm noch ſchneller als Adler, Pfeil und Sturmwind. Bald waren ſie bei dem Schloſſe des Drachen, der ſich nicht daheim befand, und der Jüngling bemächtigte ſich der Taube. Zwar kam der Drache gleich darauf nach Hauſe, witterte den Verluſt, jagte den Eilenden aus allen Kräften nach, und wollte den Jüngling eben erfaſſen, als er ſchon in das Thor des Palaſtes hinein geſprengt war; doch da ſchlug das Roß, noch keineswegs erſchöpft, ſo gewaltig mit den Hinterfüßen aus, daß der Drache betäubt zu Boden ſtürzte. Hurtig ſprang der Jüngling von dem Roſſe, zückte das Schwert, und hieb dem Drachen mit Blitzesſchnelle einen Kopf nach dem andern ab. Der wälzte ſich in ſeinem Blute, und erwachte nimmer zum Leben. Jetzt knieten das magre Roß und das Roß aus dem Stalle, das herbeigeeilt war, vor dem Jüngling nieder, und flehten ihn an, er möchte auch ihnen das Haupt abſchlagen. Der Jüngling erſchrak. „Wie könnt' ich das vollbringen!“ rief er, „wie Euch, meinen Wohlthätern, mit ſolchem Undank lohnen! Nie und nimmer will ich die Schuld auf mein Gewiſſen laden!“ Allein ſie hörten nicht auf, zu flehen, und verſicherten ihn, es würde ihnen nur zum Heil gereichen. Da entſchloß er ſich, und hieb auch ihnen die Köpfe ab. In dem Augenblick ſtanden zwei ſtattliche Prinzen vor ihm. Und die Prinzen nahmen die zwei Tauben, die ſich ihnen auf die Schultern geſetzt hatten, und ſtreichelten und küßten ſie, und der Jüngling folgte ihrem Beiſpiel, und nahm ſein Täubchen, das ſich ihm gleichfalls auf die Schulter geſetzt hatte, und ſtreichelte und küßte es, und plötzlich erhielten die Tauben ihre Menſchengeſtalt für immer wieder, und da ſtanden drei der holdeſten Prinzeſſinnen, die holdeſte des Jünglings Gemahlin. Da war des Jubels kein Ende! Die zwei Prinzen nahmen hierauf Abſchied, um auf Abenteuer in die Welt zu ziehen, und ſich Ruhm und Ehre zu erwerben. Die zwei Schweſtern aber verſprachen, bei ihrer vermählten Schweſter zu bleiben, und ihr in allem beizuſtehen, was ſie brauchen würde. So blieb dem Kaufmannsſohn in ſeinem Glücke nichts zu wünſchen übrig, als daß er noch ſein liebes Mütterchen bei ſich hätte. Auch dieſer Wunſch ward ihm er-

füllt. An einem Tage kam sein Mütterchen in einem von vier schneeweißen Rossen gezogenen Wagen unverhofft herangefahren. Dies hatte der Zauberer mit der langen Nase bewerkstelligt, der von der Standhaftigkeit und Ausdauer des hartgeprüften Kaufmannssohns gerührt worden war, als er durch seine dienstbaren Geister Kunde davon erhielt, und der eigentlich kein böses Herz hatte, wenn er gleich fürchterlich war in seinem Zorn. Wer sein Glück sucht, der findet's. Seh' nur Jeder, daß er's nicht verscherze!

Der verrätherische Diener.

Es war ein sehr reicher und dabei höchst gütiger Herr, ein wahrer Wohlthäter der Menschen. Wer bei ihm Hilfe suchte, wurde nie abgewiesen; seine Freude bestand darin, den Nothdürftigen und Unglücklichen zu helfen. Er hatte keinen Erben, für den er hätte Reichthümer sammeln können, und so verwendete er all sein Geld zu guten Werken. Ein solches gutes Werk, und zwar nicht das letzte, war auch dies, daß er über den breiten und reißenden Strom, der unweit von seinem Schlosse dahinfloß, und den menschlichen Verkehr hinderte, mit großen Kosten eine feste, schöne Brücke bauen ließ. Er freute sich über den Bau, und ging oft hin, um nachzusehen und die Arbeiter zum Fleiße zu ermuntern. Als die Brücke fertig war, sandte er einen seiner Diener ab damit er horche, was die Reisenden von ihm urtheilen würden, und es ihm berichte.

Der Diener stellte sich auf die Brücke und lauschte auf die Reden der Vorüberziehenden. Einige schalten seinen Herren einen Thoren daß er so viel Geld auf eine Sache verwendet habe, die ihm selbst keinen Nutzen bringe; die meisten aber priesen ihn, daß er durch die Erbauung der Brücke der ganzen Umgegend eine so große Wohlthat erwiesen. Endlich kamen zwei ehrwürdige Greise daher mit langen weißen Bärten, in Pilgerkleidern. Von diesen sagte der eine: „Was muß

daß für ein edler Mann sein der einen so bedeutenden Theil seines Vermögens geopfert, um seinen Nebenmenschen einen Dienst zu thun!" — „Fürwahr" sagte der andere, „der Erbauer dieser Brücke verdient eine große Belohnung für sein Werk!" — „Wie könnten wir ihn wohl nach Verdienst belohnen?" fragte der erste. „Seine Gattin möge einen Sohn gebären, dem alle Mächte untergeben sein, und dessen Wünsche alle erfüllt werden sollen!" versetzte der zweite und mit diesen Worten gingen sie vorüber.

Der Diener, der das Zwiegespräch vernommen, wunderte sich nicht wenig und da er ein schlechtes Herz hatte, dachte er sogleich nach, wie er daraus, zum Schaden seines Herrn, einen Vortheil für sich ziehen könnte. Als er nach Hause kam, berichtete er seinem Herren die verschiedenen Urtheile der Reisenden; hinsichtlich der Pilger aber erlaubte er sich eine abscheuliche Lüge. Er erzählte nämlich, wie die zwei ehrwürdigen Greise bedauert hätten, daß ein so edler Wohlthäter der Menschen ein so unerhörtes Unglück erleben solle; denn seine Gemahlin werde einen Sohn zur Welt bringen, den sie bald nach der Geburt tödten und auffressen werde. Darüber betrübte sich der gute Herr außerordentlich, und zeigte gar keine Freude, als ihm seine holde Gemahlin eröffnete, sie hoffe zu Gott, ihr beiderseitiger Wunsch werde in Erfüllung gehen, sie würden einen Erben bekommen.

Die holde Frau gebar wirklich ein Söhnlein und obwohl der Vater jubelte, so trübte ihm die unglückliche Prophezeiung doch stets seine Freude, denn wie sich ein Theil derselben, nämlich daß ihm ein Erbe geboren ward, erfüllt hatte so mußte er auch mit Sicherheit die Erfüllung des andern Theils erwarten. Indessen paßte der verrätherische Diener auf Gelegenheit, um seinen elenden Vorsatz auszuführen. Eines Tages, die günstige Zeit ersehend, stahl er sich Abends in das Gemach der Frau indem er wußte, daß sie bereits fest schlafen werde. Hier nahm er das Kind das neben der Mutter in einer Wiege lag, und trug es zu seinem Weibe, dem er befahl, auf der Straße seiner zu harren. Dann kehrte er zurück, fing im Hofe einen Hahn, schnitt ihm mit dem Küchenmesser den Kopf ab und bestrich mit seinem Blute die leere Wiege und das Bett der Mutter: das Messer legte er in die Wiege.

Nachdem er dies vollbracht, eilte er zu seinem Weibe, und beide zogen mit dem gestohlenen Kinde in die weite Welt.

Des Morgens, als der Herr in das Gemach seiner Gemahlin trat, die noch schlief, sah er mit Entsetzen die Wiege leer, und die Blutspuren der vermeintlichen Schreckensthat. Er glaubte, der zweite Theil der unglücklichen Prophezeiung sei in Erfüllung gegangen, ward wüthend vor Schmerz, und da er seine Gemahlin für die Schuldige hielt, durchbohrte er die Schlafende mit seinem Schwerte, so daß sie auf der Stelle todt blieb. Kaum jedoch, daß er die That vollbracht, da kühlte sein Blut sich ab, er begann Alles zu überlegen, und empfand Reue; denn er hatte seine Gattin sehr geliebt, und ohne sie blühte ihm kein Glück auf Erden. Da begann er sein Schicksal zu beweinen; plötzlich aber erfaßte ihn Verzweiflung, er stürzte wie ein Wahnsinniger aus dem Schlosse, und es war nichts weiter von ihm zu hören. Als hierauf die Diener die Herrin todt fanden, und der Herr sich nirgend zeigte, rafften sie alles Gut im Schlosse zusammen und zerstreuten sich; das Schloß stand öd und ward allmählich zur Ruine.

Inzwischen hatte der treulose Diener mit seinem Weibe das gestohlene Kind in ferne Lande getragen, und als es heranwuchs und allmählich zu Verstand kam, wußte er als vermeintlicher Vater den Knaben anzuleiten, ja zwang ihn gewaltsam, daß er sich dies und jenes wünschte, was stets erfüllt wurde. So häufte der Verräther große Reichthümer und lebte in Fülle und Pracht; seine Frau jedoch, die von dem Geheimniß nichts wußte, konnte sich nicht genug wundern, woher ihr Mann alles das nehme, und drang oftmals in ihn, es ihr zu entdecken. Lange weigerte er sich, bis er endlich ihren Bitten nicht zu widerstehen vermochte, und ihr Alles vertraute.

Dies hörte zufällig der an der Thür lauschende Knabe, der schon zwölf Jahre zählte, und erfuhr so, welcher Abkunft er sei, und welche Wundergabe er besitze. Groß war sein Vergnügen, daß ein Anderer sein Vater sei, als Der, der ihn oft so unbarmherzig gequält, und er beschloß, ihn nach Verdienst zu strafen. Mittelst seiner Gabe, vermöge der ein jeder seiner Wünsche zur Wirklichkeit ward, verwandelte er den treulosen Diener in einen schwarzen Hund, und machte sich mit ihm auf den Weg, um sein väterliches Schloß zu suchen.

Lange zog er in der Welt umher, ohne seine Geburtsstätte erfragen zu können. Es fiel ihm nicht bei, daß er ja nur zu wünschen brauche, am Ziele zu sein; denn wo hat ein Knabe in seinem Alter hinreichenden Verstand! Doch ersann er dies Mittel, daß er in jeder Herberge, wo er aß oder übernachtete, seinem Hunde anstatt des Essens Spähne zu reichen befahl, und wenn sich die Wirthsleute wunderten, daß der Hund Spähne essen solle, zur Antwort gab:

„Konnte die Mutter ihr Kind auffessen,
Kann der Hund auch Spähne fressen."

Nach langem Hinundherwandern gelangte er endlich zu einem breiten und reißenden Strome, über den eine herrliche Brücke führte. Am Ende der Brücke stand eine neu erbaute Herberge, worin der Knabe, erschöpft vom Wege, anhielt. Da ließ er sich ein reiches Mahl bereiten, seinem Hunde jedoch befahl er Spähne vorzuwerfen, und als sich der Wirth wunderte, daß der Hund Spähne essen solle, gab er wie gewöhnlich, zur Antwort:

„Konnte die Mutter ihr Kind auffessen,
Kann der Hund auch Spähne fressen!"

„Ei," sagte der Wirth, „das geschah vor zwölf Jahren unweit von hier in einem Schlosse, daß eine Mutter ihr Kind aufaß, worauf ihr Mann sie im Zorne ermordete, und dann verschwand, ohne daß jemand weiß wohin. Ich diente damals in dem Schlosse, und Alles war erstaunt über den Vorfall. Die Mutter begrub man ihrer That wegen an einem ungeweihten Ort; doch was konnte die Unglückliche dafür, es war ihr vor des Kindes Geburt prophezeit worden!"

Freudig hörte der Knabe diese Worte; denn sie entdeckten ihm, daß hier sein väterlicher Sitz sei. Er ließ sich zu dem Grabe der Mutter führen, kniete dort nieder, und vergoß bittre Thränen. „O wärest Du doch am Leben, unglückliche Mutter, die ich nicht kannte, und die so unschuldig litt!" rief er mit überwallendem Gefühl. Und sieh! da öffnete sich die Erde, und aus dem Grabe stieg eine holde Frauengestalt, drückte den Knaben an ihre Brust, und nannte ihn Sohn. Der Knabe hatte, ohne es zu wissen, durch den ausgesprochenen Wunsch seine Mutter zum Leben erweckt, und war jetzt wie von Sinnen, und konnte nicht fassen was sich begebe. Bald aber besann er sich, umschlang die

Mütter zärtlich, und verſank in ſeine Glückſeligkeit. „Wäre doch auch der Vater hier, und theilte unſere Wonne mit uns!“ rief er hierauf und alsbald ſtand ein Mann da von ſtattlichem Wuchs und freudlichem Ausſehn, nur daß Schwermuth wie eine Wolke ſein Antlitz beſchattete. Es war des Knaben Vater, der ſein Kind für todt gehalten, und aus Schmerz über den verübten Mord in der Welt umhergeirrt, ohne Ruhe zu finden. Jetzt klärte ſich ihm Alles auf, und unausſprechlich war die Luſt der Ueberglücklichem. Sie kehrten in ihr Schloß zurück, das die Wünſche des Sohnes ſchnell in ſeinen vorigen Zuſtand verſetzten, und fingen an, ein neues Leben zu leben. Den verrätheriſchen Diener verwandelte der Sohn wieder in einen Menſchen, worauf er kraft gerichtlichen Urtheils lebendig durch Pferde zerriſſen ward.

Der Vater wurde wieder ein Wohlthäter ſeiner Nebenmenſchen, bis ihn nach vielen Jahren ein natürlicher Tod abrief; der Sohn aber gebrauchte nach dem Beiſpiele des edlen Vaters die ihm verliehene Macht nur zum Nutzen Anderer, und hinterließ ſo ein geſegnetes Andenken.

Der gute Rath!

Es war ein Vater, der zwei Töchter hatte. Als er beide verheirathete, ſagte er zu ſeinem Weibe: „Mutter, geben wir den Töchtern, was unſer iſt!“ Sein Weib erwiederte: „Alter, thu' das nicht! Thu's nicht früher, als bis wir einmal ſterben!“ — „Bah,“ verſetzte er drauf, „geben wir's ihnen!“ — Sie gaben den Töchtern Alles. Die Töchter hielten ſie etwa zwei Monate lang in Ehren; dann ehrten ſie die Eltern immer weniger und weniger bis ſie Vater und Mutter gar nicht mehr beſuchten. Das nagte dem Vater am Herzen. Einſt machte er einen Spaziergang durch's Feld, und begegnete ſeinem alten Freunde. Der ſprach zu ihm: „Bruder, was gehſt Du ſo betrübt? Du warſt ja ſonſt immer ſo frohen Muthes.“ Er zuckte mit den Achſeln, und ſagte: „Ich habe nicht gut gethan. Alle haben mich verlaſſen!“ — „Sorg' nicht!“ entgegnete ſein Freund. Da haſt Du Geld, richt' ein Eſſen her und lad'

Deine Töchter und Schwiegersöhne, mich gleichfalls dazu ein!" Sie trennten sich und er richtete ein Essen her und lud seine Töchter und Schwiegersöhne sammt dem Freunde ein. Beim Mahle sagte sein Freund zu ihm: „Bruder, da hast Du diese Truhe mit Geld! Ich bedarf ihrer nicht, und Du hast nichts. Sie kann Dir gute Dienste leisten, eh' Du stirbst." Er nahm die Truhe und verwahrte sie in seiner Kammer. Beide alte Freunde hatten sich schon verabredet, und wußten, was in der Truhe sei. Da wisperte gleich beim Mahle die eine Tochter ihrem Manne zu: „Ei der Vater hat noch so viel Geld die ganze Truhe voll! Das ist zu beachten: Wir müssen sehen, daß wir's nach seinem Tod bekommen, daß er's uns vermache!" Und die andere Tochter sprach leise zu ihrem Manne: „Lieber Mann, wir haben volle Ursache, unsren Vater in Ehren zu halten!" — Das Mahl war zu Ende, sie schieden von einander. Von diesem Tage an erging's dem Vater vortrefflich bis zu seinem Tode. Er starb ohne ein Testament zu machen. Da suchten sie hastig die Truhe, zogen sie hervor, rissen sie auf und fanden — zerbrochene Töpfe, zerschlagene Gläser, lauter Scherben. Denen ist doch wahrlich recht geschehen!

Der Heiland unterwegs.

Zu jener Zeit als der Herr mit den heiligen Petrus auf Erden wandelte, begegnete ihnen allerlei auf ihren Wegen. Einst zu später Stunde kamen sie in ein Dorf, wo ihnen lange Niemand ein Nachtlager geben wollte, bis sie einen Bauer trafen, der sie aufnahm. Er befahl, Stroh für sie in der Scheuer zurechtzumachen, und eh' sie schlafen gingen ließ er ihnen ein gutes Nachtmahl auftragen. Das gefiel Petrus, der sich ärgerte, daß sie Niemand hatte aufnehmen wollen, und er fand kein Ende, den Bauer zu preisen. „Wenn Du lobst, lob nicht zu sehr!" sprach der Herr — Kaum daß es dämmerte, kamen die Dreſcher in die Scheuer Petrus erwachte aus dem süßen Schlaf und es verdroß ihn.

daß ihn der Bauer so zeitig störe. „He, ihr Beiden," rief der Bauer. „auf, kommt uns helfen! Wer essen will, muß auch arbeiten." Aber Petrus rührte sich nicht, um so weniger, als ihm schien, daß der Herr noch fest schlafe. Die Drescher machten sich an die Arbeit. Als sie dreimal in die Runde gedroschen, sagte der Bauer: „Sollen wir die Faulenzer schlafen lassen? Haben sie sich satt gegessen, sollen sie uns auch arbeiten helfen. He, streich' einer Den vorn mit dem Dreschflegel!" Petrus lag am Rande, und bekam eins auf den Rücken. Aber er muckste nicht, um so weniger, da ihm der Herr noch fest zu schlafen schien. „Nun, Die haben einen festen Schlaf!" meinte der Bauer, und drosch weiter. Da flüsterte der Herr zu Petrus: „Petre, rück' still an meine Stelle herüber, sonst könntest Du zum zweiten Mal eins bekommen." Petrus that es sehr gern, denn ihn schmerzte noch der Rücken von dem Schlage. „Ei das sind ja Stöcke!" schrie der Bauer. „Wenn der Donner neben ihnen in die Erde führe, würden sie noch nicht hören. Wartet, ich will mit meinem Dreschflegel Den hinten dort streichen!" Wie gesagt, so gethan. Da Petrus an des Herrn Stelle lag, bekam er wieder eins, und zwar ein Derbes. Er sagte nichts, aber er dachte bei sich: „Es wär' doch eine schöne Sache, wenn der Mensch Alles voraus wüßte; er könnte Manches vermeiden." Hierauf erhob sich der Herr vom Lager, und Petrus mit ihm, und der Herr segnete den Bauer, daß dieser doppelt so viel Körner drosch. Unterwegs tadelte Petrus den Herrn, daß er ihn gesegnet, und schalt heftig auf den Bauer der zwei Schläge wegen. Da sprach der Herr: „Petre, Du hast die Schläge wohl verdient: einen um den Wirth, weil Du undienstfertig warst, und den andern um mich, weil Du selbstsüchtig warst. Wenn Du schiltst, schilt nicht zu sehr!"

2.

Als sie in ein andres Dorf kamen, hungerte sie, und der Herr sprach: „Petre, geh' und kauf' Milch!" — „Keine Milch, Herr, lieber Käslein," bat Petrus, der die Käslein gern aß. — „Es geschehe nach Deinem Willen. Hier hast Du Geld, kauf' drei Käslein!"

Petrus ging in ein Haus, und kaufte drei Käslein. Eins verzehrte er sogleich, kehrte dann nach einer Weile zurück und brachte

nur zwei. „Wo iſt das dritte Käslein?“ fragte der Herr. Petrus that, als ob er es nicht hörte, und ſie gingen weiter.

Sie kamen in einen Wald, wo ſie ausruhten. Da ſprach der Herr zu Petrus: „Petre, ich habe kein Geld mehr, und wir werden deſſen bedürfen. Hier unter dem Baume, auf dem wir ſitzen, liegt ein Schatz. Nimm eine Stange, ſchaff' den Baumſtock heraus, und heb' den Schatz.“

Petrus war ſogleich an der Arbeit, und als er den Baumſtock herausgeſchafft, fand er in der That einen Schatz von lauter Goldmünzen. Er nahm die Goldmünzen und legte ſie auf einen Haufen vor den Herrn. Der Herr zählte die Goldmünzen, und machte drei gleich große Häuflein; eins gab er Petrus, eins behielt er für ſich, und eins ließ er liegen.

„Wem gehört denn das dritte Häuflein, Herr?“ fragte Petrus. — „Das gehört Dem, der das dritte Käslein gegeſſen.“ Schnell war Petrus mit dem Geſtändniß heraus: „Herr, das dritte Käslein hab ich gegeſſen.“ Aber der Herr ſah ihn mit ernſtem Blicke an und ſprach: „Petre, Du bekennſt Dich nicht zu dem Käslein, ſondern zu dem Gelde. Im Gelde ſteckt der Satan. Geh', nimm all das Geld, und vertheil' es unter die Armen!“

Petrus erröthete über und über; er nahm das Geld, und that, wie ihm der Herr befohlen.

3.

Einſt ging Petrus, ganz in Gedanken vertieft, neben dem Herrn einher, bis er plötzlich zu ihm ſagte: „Es muß doch eine ſchöne Sache ſein, Herrgott zu ſein! Wenn ich nur einen halben Tag Herrgott wär', dann wollt' ich wieder Peter ſein!“ — Der Herr lächelte und ſprach: „Es geſcheh' nach Deinem Willen. Sei Herrgott von jetzt an bis zum Abend!“

Eben näherten ſie ſich einem Dorfe, aus welchem ein Bauermädchen eine Heerde Gänſe trieb. Als es ſie auf die Wieſe getrieben, ließ es ſie dort, und eilte in das Dorf zurück.

„He, willſt Du die Gänſe allein laſſen?“ fragte Petrus das Mädchen.

„Was, ich ſoll heut die Gänſe hüten? Wir haben heut Kirchweih',“ verſetzte das Mädchen.

„Und wer soll denn die Gänse hüten?“ fragte Petrus weiter.

„I, heut muß sie der liebe Herrgott hüten!“ entgegnete das Mädchen, und eilte fort.

„Peter,“ sprach der Herr: Du hast's vernommen, Gern wär' ich mit Dir in das Dorf zur Kirchweih' gegangen; allein die Gänse könnten verunglücken, und Du bist Herrgott bis zum Abend, Du mußt sie hüten.“ Was blieb Petrus übrig? Er machte zwar ein verdrießliches Gesicht, gleichwohl mußte er die Gänse hüten; aber er verschwor sich, niemals wieder Herrgott sein zu wollen.

Einst kamen sie spät Abends in ein Dorf. Der Herr wollte in einer armseligen Hütte um ein Nachtlager ersuchen; allein Petrus bat, sie möchten doch in eines der stattlichen Häuser gehen, wo Ueberfluß wäre. Der Herr hielt ihn nicht ab und ließ ihn gehen; er selbst blieb vor der armseligen Hütte sitzen. Petrus ging in das Haus das von allen das stattlichste war. „Hier ist Ueberfluß, hier werden wir ein gutes Nachtmahl und ein gutes Nachtlager bekommen!“ dachte Petrus; allein er irrte sich. Die Bäuerin fertigte ihn barsch ab: sie koche nicht für Landstreicher und habe für solche kein Nachtlager! Petrus ärgerte sich, doch ließ er sich nicht abschrecken, er ging in das zweite Haus, wurde aber dort gleichfalls weggewiesen, und ebenso im dritten. Voll Verdruß kehrte er endlich zu dem Herrn zurück.

„Komm, versuchen wir's in dieser Hütte,“ sprach der Herr und Beide traten ein. Sie fanden ein Weib mit ihren Kindern eben beim Essen. Ueberall war die Armuth sichtbar. „Da werden wir gut ankommen, das Weib hat ja selbst nichts!“ dachte Petrus, allein er irrte sich. Als der Herr um Nachtmahl und Nachtlager bat, erwiderte das Weib, eine Wittwe: „Wenn Ihr mit dem vorlieb nehmet, was ich habe will ich Euch gern bewirthen.“

Der Herr war mit allem zufrieden, und die Wittwe stand auf und ging hinaus, und es währte nicht lange, so brachte sie ihnen in einer Schüssel Suppe. Sie entschuldigte sich, daß die Suppe nicht fett genug sei sie würde sie gern fetter gemacht haben, allein sie habe kein Oel. „Peter, zähl' die Augen, die auf der Suppe schwimmen!“

ſprach der Herr. Petrus zählte die Augen; es waren ihrer mehr, als ſechzig, nur oberflächlich gezählt. Als ſie gegeſſen hatten und ſich auf den Boden begeben ſollten, wo ihnen die Wittwe ein Lager zurechtgemacht, zählte der Herr ſo viel Goldmünzen auf den Tiſch, als Augen auf der Suppe geſchwommen, und ſchenkte ſie der Wittwe. Die Wittwe wußte nicht, was vor Freuden anzufangen.

Zeitig Morgens ging ſie in das benachbarte ſtattliche Haus, um Milch zu hölen, damit ſie den Reiſenden ein gutes Frühſtück bereiten konnte, und erzählte da der Bäuerin, wie reich ſie die Reiſenden für eine ſchlechte Suppe belohnt hätten; daß ſie ihr ſo viel Goldmünzen gegeben, als Augen auf der Suppe geſchwommen. Die Bäuerin war geldgierig. Sie ſagte daher der Wittwe, ſie möchte für die Reiſenden nichts kochen; ſie ſelbſt wolle die Reiſenden laden, ſie habe Alles im Ueberfluß, und könne ihnen eine beſſere Suppe bereiten. Als dies die Wittwe Petrus und dem Herrn ſagte, ſprach der Herr: „Peter, komm!“ Sie gingen in das Haus der Bäuerin von den Dankſagungen der Wittwe begleitet.

Die reiche Bäuerin bereitete ihnen eine recht fette Suppe. „Haben ſie die ſchlechte Suppe ſo gut bezahlt wie werden ſie erſt die gute Suppe bezahlen!“ dachte ſie. — „Peter, zähl die Augen, die auf der Suppe ſchwimmen!“ ſprach der Herr. — „O Herr“ rief Petrus dem die Suppe überaus ſchmeckte, „die Suppe iſt ſo gut, daß all das Fett auf ihr in ein einzig Auge zuſammenfließt. Die Bäuerin verdient, daß Du ſie doppelt ſo reich belohnſt.“ Als ſie gingen, ſchenkte der Herr der Bäuerin nur eine Goldmünze. Die Bäuerin war unzufrieden, allein der Herr gab ihr nicht mehr. „Wie viel Augen, ſo viel Goldmünzen.“

Unterwegs tadelte Petrus den Herrn, aber der Herr ſprach: „Peter, nicht die Größe der Gabe macht ihren Werth, ſondern die Abſicht, die der Geber hat. Wahrlich, die ſchlechte Suppe der armen Wittwe war ſechzigmal mehr werth, als die gute Suppe der reichen Bäuerin.“

und ſie meinte, falls eine Sünde dabei ſei ſich mit Gott zu verſöhnen, wenn ſie einen Theil des Lohns der Kirche opfere. Sie willigte alſo ein, doch nicht ohne langes Zögern, kniete vor dem Bilde des Gekreuzigten nieder, und geſtärkt durch inbrünſtiges Gebet, begab ſie ſich auf den gefahrvollen Weg.

Von jenem Todtengerippe gingen in der Umgegend wunderliche Gerüchte. Es ſollte einſt ein Ritter geweſen ſein, durch die Wildheit ſeines Weſens weit und breit bekannt. Er betrog ein edles Fräulein um Ehr' und Tugend, und verließ es dann, ſo daß es aus Gram darüber ſtarb, eben als es die Frucht der Sünde unter dem Herzen trug. Das Fräulein lud ihn ſterbend binnen Jahresfriſt vor Gottes Gericht. Man begrub ſie in der Kirche zu Hoſtonic, in ihrer Familiengruft, zu welcher der Eingang ſich gleich vor der Kirchenpforte befand. In einem Jahre ſtarb der wilde Ritter und wurde auf dem Hoſtonicer Kirchhof beſtattet. Zum Entſetzen der Gemeinde verließ er über Nacht ſein Grab und wurde ſtehend mit gefaltenen Händen beim Eingang zu der Gruft des Fräuleins gefunden. Es ging das Gerücht, daß auch das Fräulein keine Ruh' im Grabe habe, ſondern im Sarge ſitze, bei einer Lampe in einem großen Buche leſend. Der Todte ſtand bei der Gruft, bis alles Fleiſch von ihm abfiel, und er ein bloßes Gerippe war. Man begrub ihn einige Male von neuem mit allen kirchlichen Ceremonien, denn die Leute in der Umgebung ſcheuten ſich vor ſeinem Anblick; allein des andern Tages war er immer wieder auf ſeinem alten Platze mit gefaltenen Händen vor der Gruft ſtehend. Es hieß, er flehe nach dem Tode das Fräulein um Verzeihung, und wenn er keine erhalte, müſſe er ſo ſtehen bis zum jüngſten Tag. Die Leute gewöhnten ſich ſpäter, an dem geſpenſterhaften Gerippe vorbei zur Kirche zu gehen und als Jahrhunderte verfloſſen waren, wurde der Vorfall in der Umgegend als eine bloße Sage erzählt, die Mancher, beſonders aus dem jungen Volke, ungläubig belachte. Zu dieſen Ungläubigen gehörten auch jene drei luſtigen Geſellen, die in ihrem Uebermuth die Magd aus dem Wirthshauſe nach dem Todtengerippe geſchickt hatten.

Als ſie aus dem Hauſe trat ward es bereits ſehr dunkel; mit

ängstlichen Schritte ging sie über den Dorfplatz zu der Kirche, die auf einer Anhöhe lag und je näher sie kam, je stärker klopfte ihr das Herz. Als sie den Hügel erstiegen und zum Kirchhofe schritt, ertönte vom Kirchthurm das Abendglöcklein, die frommen Christen zum Gebete labend. Die Magd bekreuzigte sich und sprach mit Andacht das Ave Maria. Als sie in den Kirchhof trat, war es schon finster geworden, und der bleiche Schimmer des aufgehenden Mondes beleuchtete geheimnißvoll die hölzernen Kreuze auf den Gräbern, von denen einige mit frischen Kränzen behängt waren. Die Schatten dieser Denkmäler irdischer Vergänglichkeit vereinigten sich an der Kirchenmauer zu sonderbaren Gestalten und die Schatten des Wölkchen, die an dem Mond vorbei jagten, zogen über die Gräber wie Geister, die das Abendgeläut herbeigerufen. Die Magd überlief ein Schauer, aber der trieb sie vorwärts, und schnell war sie über den Kirchhof weg bei der Hauptpforte der Kirche. Da stand das furchtbare Gerippe, zu dem großen Stein gekehrt, der den Eingang zur Gruft bedeckte, die Knochenhände gefalten, und die Mondstrahlen spielten um sein Antlitz, so daß es der armen Magd schien, als ob sich die fleischlosen Kinnbacken murmelnd im Gebete bewegten. Die Magd begann vor Entsetzen zu zittern, und bald wäre sie zu Boden gestürzt, der Gedanke jedoch an den reichen Lohn verlieh ihr Muth; sie raffte alle Kraft zu der entscheidenden That zusammen, faßte das Todtengerippe, nahm es auf den Rücken, und eilte, was sie konnte, zu der Schenke. Das Gerippe rasselte bei jedem Schritte, und eh' es die Magd an Ort und Stelle brachte, war sie von Furcht und Angst so betäubt, daß sich ihr der Kopf drehte, und sie nur unwillkürlich lief, indem sie das Gerippe krampfhaft mit den Händen hielt. Endlich gelangte sie glücklich nach Hause, und in die Stube tretend, warf sie das Gerippe auf den Tisch, und sank selbst halbtodt auf die Bank.

Mit stillem Schaudern betrachteten Alle das Todtengerippe, zugleich die kühne That der Magd bewundernd. Auch die drei Zecher, welche die Urheber gewesen, stutzten, als sie die Knochen des Gerippes vor sich ausgebreitet sahen; der Muth der Magd überraschte sie, denn sie hatten erwartet, sie werde unverrichteter Sache

zurückkehren, und ſchon hatten ſie ſich bereit gemacht, ſie derb zu verſpotten. Jener, von dem der Vorſchlag ausgegangen, unterbrach das Schweigen zuerſt und ſprach: „In der That, das Mädchen hat ſich ihren Lohn ehrlich verdient! Sie ſoll ſich ihn nehmen, und ſich zu uns ſetzen.“ Indeß hatte man die Magd zu ſich gebracht, und die drei Zecher riefen ſie zu ihrem Tiſch, lobten ihre Entſchloſſenheit und übergaben ihr den verſprochenen Lohn. Es fragte ſie der kecke Geſell, der ſie zu der That aufgefordert, wie es ihr ergangen ſei, und ob ſich der Knochenmann geſträubt habe. Die Magd, noch blaß von der ausgeſtandenen Furcht, entgegnete: „Gott ließ nichts Schlimmes über mich kommen, außer daß es mir, als ich das Gerippe trug, ſchien, es verfolge mich Jemand. Nicht um theures Geld wollt' ich Gott den Herrn zum zweiten Mal verſuchen!“ — „Aber was jetzt mit dem Knochenmann thun?“ rief einer der luſtigen Brüder. „Mag ſie ihn wieder hintragen, woher ſie ihn genommen,“ ſagte der Erſte, und ihn auf ſeinen früheren Platz ſtellen!“ Und die Magd, erbebend bei dem Gedanken, daß ſie den gräßlichen Gang noch einmal machen ſolle, verſetzte: „Das war nicht unſere Abrede, Herr! Ich hab' gehalten, was ich verſprochen, und Ihr ſelbſt habt geſagt, daß ich meinen Lohn treulich verdient.“ — „Das haſt Du,“ entgegnete der Leichtſinnige, „aber was ſoll das Todtengeripp' bei unſerem fröhlichen Gelag? Wir haben keine Zeit an den Tod zu denken, und Muße genug, unſere Sünden abzubüßen. Du kannſt Dir noch mehr Geld erwerben, wenn Du den ſcheußlichen Gaſt hinwegträgſt.“ — Da ſprach die Magd: „O Herr, erwägt, daß es eine Sünde iſt, Andere in Verſuchung zu führen. Ich hab' geſchworen, um eitles Geld Gott niemehr zu verſuchen.“ — „So verſprech' ich Dir denn, mich Deines Kindes anzunehmen, bis daß es ganz verſorgt iſt, und ſterb' ich früher, ſo will ich's in meinem Teſtament bedenken, damit auch nach meinem Tode meine Zuſage ſich erfülle. Die Anweſenden hier ſind Zeugen meines Verſprechens.“ Die Magd betrachtete den Redenden mit Schaudern, und als er geendet, zeigte ſich auf ihrem Antlitz ein Kampf widerſtreitender Gefühle. Die Augen zum Himmel erhebend, ſprach ſie für ſich mit leiſer Stimme: „Herr dort oben, gieb mir ein, was ich thun ſoll!“ Dann faltete ſie die Hände, und

ſchien fortzubeten, bis ſie ſich plötzlich erhob. „Es ſei," ſagte ſie zu dem Verſucher, „es geſcheh' mit mir nach Gottes Willen! Aber Euer iſt meine Sünde, Ihr verantwortet ſie!" Und entſchloſſen trat ſie zum Tiſche, wo das Gerippe ausgebreitet lag, faßte das klappernde Gebein, lud es auf den Rücken, und ſchritt aus der Schenke. Die Blicke aller Anweſenden begleiteten ſie, Niemand jedoch ging hinter ihr aus dem Hauſe.

Was der Magd friſchen Muth gab, etwas ſo Gewagtes von Neuem zu unternehmen, war ein Gelübde, das ſie, Gott in ihrer Angſt um Rath flehend bei ſich gethan. Sie gelobte nämlich, falls ſie den gefährlichen Weg glücklich zurücklege, ihr Kind der Kirche zu weihen. Dieſer Gedanke, der ihr in dem Augenblicke kam, als ſie ſich entſcheiden ſollte, ſchien eine Eingebung Gottes, daher ſie auch einwilligte, und ſich mit dem Todtengerippe auf den Weg machte. Sie ſchritt durch das Dorf, und das Gerippe raſſelte ſchauerlich auf ihrem Rücken; doch daran hatte ſie ſich bereits gewöhnt, und beachtete es nicht. Als ſie ſich aber dem Hügel nahete, auf dem die Kirche ſtand, wurde die Laſt immer ſchwerer und ſchwerer. Anfangs kehrte ſie ſich nicht daran, denn ihre Sinne waren in einer Art von Betäubung, und ſie eilte faſt gedankenlos vorwärts. Jetzt jedoch, als ſie zum Thore des Kirchhofs kam, riß ſie das wachſende Gewicht aus ihrer Gleichgültigkeit; es war ihr, als ob ſie einen Centner auf dem Rücken trüge, und bei jedem Schritt nahm die Schwere zu. Schauder ergriff die Magd, unermeßliche Angſt beklemmte ihren Buſen, faſt ſank ſie nieder unter der Bürde, die ihr den Rücken beugte; noch ein Schritt, und die Magd ſteht beim Thore, noch ein zweiter, ſie iſt auf dem Kirchhof. Das Todtengerippe drückt ſie zu Boden; doch ſie ſchleppt ſich mit ihren letzten Kräften bis zur Kirchenpforte, wo es rechts vor der Gruft mit gefaltenen Händen zu ſtehen pflegte, und ſchon will ſie es abwerfen und an den gewöhnlichen Platz zur Mauer ſtellen, da fühlt ſie mit Entſetzen, daß ſich die Knochenhände regen, ſie umſchlingen und feſt am Halſe faſſen. Zugleich vernimmt ſie hinter ſich eine Grabesſtimme: „Ich laſſe Dich nicht früher, als bis Du für mich Verzeihung erfleht bei dem Fräulein im Grabe. Geh' in die Gruft und bitt' für mich!" Der

armen Magd ſträubten ſich die Haare, kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, ſie zitterte am ganzen Leibe, als ſie die furchtbaren Worte hörte, und vor Angſt vermochte ſie keine Sylbe hervorzubringen. „Willſt Du thun nach meinem Willen?“ tönt die Stimme des Knochenmanns wieder. „Ich will,“ verſetzt die Magd in ihrer Todesangſt. Die kalten Glieder ließen ſie los, die Bürde fiel von ihrem Rücken; halbverwirrt ſah ſie ſich um, und vor ihr ſtand das Gerippe. Auf ſein Antlitz blickend, gewahrt ſie, daß das fleiſchloſe Geſicht neues Leben gewonnen hat, die Kinnbacken bewegen ſich und die vorige Stimme tönt wieder zu ihr: „Heb' den Stein von der Gruft, und geh' auf den Stufen hinab! Dort wirſt Du eine Frau finden in ſchwarzem Gewand, die im Grabe ſitzt und beim Lampenlicht in einem Buche lieſ't. Wende Dich an ſie, mit der Bitte, daß ſie mir verzeihe, denn nicht eher kann ich Gnade bei Gott erlangen.“

Die Magd that nach den Worten des Knochenmanns, und faßte den Gruftſtein bei ſeinem Ringe; wie ein leichtes Bret hob ſie ihn auf, und legte ihn bei Seite. Unter ihr öffnete ſich ein langer, finſterer Gang; nur an ſeinem Ende war ein ſchwacher Lichtſchein zu gewahren. Die Magd ſtieg auf den ſteinernen Stufen hinab, ein leiſer Windhauch wehte ihr entgegen; doch war's nicht Grabesluft, ſondern friſche Luft, die ihre brennenden Wangen kühlte. Als ſie von der letzten Stufe geſtiegen war, befand ſie ſich in einem weiten, nur matt erleuchteten Gewölbe. Ringsumher auf marmornen Unterlagen ruhte eine Menge von Särgen, in der Mitte aber, woher der Lichtſchein kam, war ein Sarg geöffnet. In ihm ſaß eine bleiche Frau in ſchwarzem Gewand; das Haupt hatte ſie auf die Hand geſtützt. auf dem Haupte trug ſie einen Kranz von dunkelfarbigen Roſen, und in ihrem Schooße lag ein großes Buch aufgeſchlagen, worin ſie vertieft zu leſen ſchien beim Licht der von der Decke hängenden Lampe. Die Magd naht der Frau mit unſicherm Schritte, und ſich vor ihr auf die Knie werfend, bittet ſie um Gnade für den Ritter. Die bleiche Frau erhebt nicht einmal die Augen vom Buche, ſondern ſchüttelt nur das Haupt. Die Magd bittet und fleht lange, die Frau antwortet nicht, und ſchüttelt nur das Haupt. Die Magd beſchwört ſie bei allen Heiligen und Gottes Barmherzigkeit: die Frau

blickt nicht empor und ſchüttelt das Haupt. In Verzweiflung erhebt ſich die Magd und geht mit ſchwerem Herzen über die dunkeln Stufen aus der Gruft.

Da ſteht der Knochenmann; auf dem fleiſchloſen Antlitz liegt der Ausdruck ängſtlicher Erwartung, und er fragt die Magd: „Hat ſie mir verziehen?“ — „Sie hat Dir nicht verziehen,“ entgegnet die Magd mit halb vernehmlicher Stimme. „So kehr' zurück und hör' nicht auf zu bitten, bis daß Du ſie erweicheſt!“ Die Magd will reden, der Knochenmann weiſ't ſtreuge mit der Hand auf die Gruft, und die Magd muß dem Befehle ſich unterziehen. Von neuem ſteigt ſie hinab — derſelbe Auftritt; die bleiche Frau im ſchwarzen Gewand ſitzt da und lieſ't im Buche, der Kranz jedoch auf ihrem Haupte beginnt von weißen Roſen zu erblühen. Die Magd wirft ſich vor der Frau auf die Knie, fleht und ringt die Hände; die Frau blickt nicht vom Buch empor, und ſchüttelt das Haupt. Die Magd hört nicht auf zu bitten, und beſchwört ſie bei den Wunden des Erlöſers, doch vermag ſie die bleiche Frau nicht zu erweichen. Die Arme windet ſich auf dem Boden, und läßt nicht ab zu flehen; eine Stunde verrinnt, ſie kniet noch immer vor der Unerbittlichen, die ihre Augen nicht vom Buche wendet, und blos mit dem Haupte zu erkennen gibt, daß ſie nicht verſöhnt ſei. Mit gebrochenem Muthe ſteigt die Magd aus der Gruft, und der Knochenmann fragt ſie, wie zuvor, ob ihm verziehen ſei. „Die Frau iſt unerbittlich,“ verſetzte die Magd mit leiſer Stimme. — „So kehr' noch einmal zurück!“ ertönte die Grabesſtimme des Knochengeſpenſtes. „Ohne Dich kann ich nicht Verzeihung erhalten. Erwirkſt nicht Du mir Gnade, ſo bleib' ich verwünſcht bis zum jüngſten Tag. Geh' ſchnell, und kehr' vor dem Hahnenruf wieder; denn Mitternacht iſt längſt vorbei.“ Die Magd darf ſich nicht weigern, und wankt noch einmal auf den dunkeln Stufen in die Gruft.

Unten war's noch wie zuvor; rings auf marmornen Unterlagen Särge, und in der Mitte die bleiche Frau, die im Buche las; allein der Kranz auf ihrem Haupt erglänzte ſchon von lauter weißen Roſen. Die Magd kniet nieder vor der bleichen Frau und fleht inſtändig; die Frau antwortet nicht, und ſchüttelt nur das Haupt. Da beſchwört

ſie die Magd in der Angſt ihres Herzens, und fleht zu ihr im Namen des unſchuldigen Kindes, das ſie geboren; und die Frau blickt empor, ihr Antlitz ſtrahlt wie im Himmelsglanz und ihr Mund ſpricht mit lieblichem Ton die Worte: „Um Deines Kindes willen ſei verziehen!“ Hierauf ſchließt ſie das große Buch und ſinkt in den Sarg zurück; der Deckel ſchließt ſich, die Lampe liſcht aus und das weite Gewölb' erfüllt ein ſüßer Duft, wie von friſchen Roſen. Die Magd blickt umher in dem finſtern Gewölbe, und von oben wirft der Mond ſeine blaſſen Strahlen herein. Mit freudigem Herzen eilt die Magd von dannen dem Lichte nach, und gelangt glücklich aus der Gruft.

Der Knochenmann fragt wie früher, ob ihm die Frau verziehen, und es ſpricht die Magd: „Sie hat Dir verziehen um des unſchuldigen Kindes willen, das ich geboren.“ Da ſpricht der Knochenmann, deſſen ſcheußliche Züge ihre Fruchtbarkeit verlieren, mit ſanfter Stimme: „Geprieſen ſei der Herr in ſeiner Barmherzigkeit! Ruhm und Ehre Gott in den Höhen! Du haſt wohlgethan, daß Du im Namen Deines Kindes bateſt; denn weil ich im Leben mit einem Kinde kein Erbarmen fühlte, that der Richter im Himmel den Ausſpruch, daß nur ein ſolches mir Verzeihung erflehen könne. Geh' ungefährdet nach Hauſe und preiſe den Herrn!“ Da erſcholl im nahen Hofe der Hahnenruf, und die Magd, von keiner Furcht mehr gequält, erreichte glücklich das Haus.

Des andern Tags fand man vor der Gruft anſtatt des Todtengerippes ein Häuflein Staub; denn der Knochenmann zerfiel beim erſten Hahnenruf, als das über ihn gefällte Urtheil erfüllt war. Man ſtieg in die Gruft, und auf dem Sarge, der ſich von ſelbſt über der bleichen Frau geſchloſſen, fand man einen Kranz von weißen Roſen. Die drei Zechbrüder beſſerten ſich von dieſer Zeit an, glaubend an Gottes Macht, und beſchenkten die Magd reichlich, ſowie ihr Kind, das, ein liebliches Knäblein, in der Furcht Gottes aufwuchs, ſpäter in den geiſtlichen Stand trat, und ſich durch einen frommen Lebenswandel auszeichnete.

Die bekehrten Faulenzer.

Christel und Steffel waren zwei gute Freunde. Sie hatten Beide geheirathet; aber das Arbeiten behagte ihnen nicht, sie wollten ein bequemes Leben führen. „Bruder," sagte einst Christel zu Steffel, „da draußen in der Welt muß es doch besser sein, als bei uns daheim; die Welt ist so weit und schön. Laß uns hinaus ziehen, und einen Dienst suchen, der nicht hart wäre, und wobei wir doch genug zu leben hätten!" — „Das wär' schon recht," meinte Steffel, der etwas gewissenhafter und überlegter war, „aber unsre Weiber und Kinder!" — „I nu," sagte Christel, „die Kinder müssen den Weibern folgen, und um das Uebrige werden sich die Weiber schon bekümmern. Ersparen wir was, so können wir's ihnen ja schicken." Steffel ließ sich überreden. Die Weiber waren untröstlich, als sie den Entschluß ihrer Männer erfuhren; allein es half nichts, sie vermochten die Männer nicht zurück zu halten. „So geht denn," riefen ihnen die Weiber beim Abschied ärgerlich nach, obwohl sie sonst herzensgute Weiber waren, „so geht denn, Euer Glück zu versuchen! Aber hütet Euch, daß Ihr keiner Hexe in die Hände gerathet, die Euch was anthue, damit Ihr lernt, es sei daheim doch besser, als in der Fremde!"

Als sie so in's Blaue hineingingen, da fühlte sich Christel wohl, wie der Vogel in der Luft. „Nun, Bruder," rief er, „ist das nicht eine Lust, die ganze Welt sein zu nennen, und sorgenfrei dahin zu ziehen?" — „Das wär' schon recht," meinte Steffel, „wenn uns nur die Weiber nicht mit der Hexe gedroht hätten! Man weiß nicht, was dahinter steckt. Die Hexen sind auch Weiber, und ein Weib hilft dem andern." — „Bah," versetzte Christel, „haben wir nur erst einen guten Dienst, das Uebrige macht mir nicht bange!"

Sie suchten mehrere Tage, ohne einen Dienst zu finden nach ihrem Wunsch. Eines Abends ziemlich spät gelangten sie zu einer Hütte, wo noch Licht brannte. Sie pochten an die Thür. In der Hütte war nur ein altes Mütterchen, das sie, als es ihnen öffnete, baten, es möchte sie übernachten lassen. Das Mütterchen gestattete es, brachte eine Schüssel, brockte Brot ein, goß warme Milch darauf, und sagte, sie sollten essen. Nach dem Essen erzählten sie, daß sie einen Dienst

[illegible]. „Wenn Ihr Lust hättet," [illegible] das Mütterchen, „könntet Ihr bei mir dienen. Ich hab' blos eine Kuh, die kann Einer von Euch auf die Weide führen, und der Andere könnte ihren Stall ausmisten. Ich will Euch gut halten, und Euch ehrlichen Lohn zahlen." Christel und Steffel berathen sich mit einander. Der Arbeit, meinten sie, werde nicht viel sein, die Kost nicht schlecht, dazu noch Lohn. Sie willigten ein, und blieben bei dem Mütterchen im Dienst.

Des andern Tags führte Christel die Kuh auf die Weide, Steffel blieb zu Hause, den Stall auszumisten. „Bis ich die Kuh auf der Weide habe," dachte Christel bei sich, „will ich mich hinlegen, und mir's recht bequem machen." Christel führte die Kuh langsam, wie er selbst war, die Kuh wollte schneller gehen; er zerrte sie, da wurde sie unruhig, und sie wurde desto unruhiger, je mehr er sie zerrte, bis sie endlich auf dem Weideplatz selbst wie wüthend herumstieß und herumrannte, und Christel über Felder und Raine schleppte. Er war bereits halb lahm; gern hätte er sie losgelassen, allein er fürchtete, sie könnte ihm davonlaufen. Da strengte er seine letzten Kräfte an, und betete, die Sonne möchte bald untergehen, und dachte bei sich: „Steffel hat gut den Stall ausmisten. In einer kleinen Weile ist er fertig, und dann streckt er sich hin, so lang und breit er ist. Aber wart', morgen soll er die Kuh ausführen, und ich will den Stall ausmisten!" Wie erging es indeß Steffel? Als Christel die Kuh ausgeführt, dachte Steffel bei sich: „Bis ich den Stall ausgemistet, will ich mich hinstrecken, und mir recht gütlich thun." Er fing an auszumisten, allein weil er langsam zugriff, ging die Arbeit nicht vorwärts. Es war schon nach der Mittagszeit, und noch war des Mistes nicht viel weniger. Steffel schwitzte vor lauter Faulheit, und dachte bei sich: „Christel hat gut weiden. Der liegt gewiß wo im Schatten, und schaut in den Himmel hinein, wenn er nicht gar die Augen zu hat und schnarcht. Aber wart', morgen soll er den Stall ausmisten, und ich will die Kuh weiden!" Er war mit der Arbeit noch nicht ganz zu Ende, als er Christel mit der Kuh heranrennen hörte. Schnell warf er die Mistgabel weg, und that, als ob nichts wäre. „Nun, Bruder," fragte Christel, „wie ist Dir's ergangen?" — „O vortrefflich, Brüderchen!" erwiederte Steffel. „Die Arbeit ist

nicht der Rede werth, hab' dazwiſchen zweimal ausgeſchlafen. Doch morgen, zur Abwechſelung, will ich die Kuh ausführen, und Du kannſt zu Hauſe bleiben." Chriſtel willigte mit Freude ein. Des Abends fühlten ſich Beide ſo erſchöpft, daß ſie kaum eſſen konnten. „Nun, Bruder," ſagte Chriſtel, „warum läſſeſt Du Dir's nicht ſchmecken? Iß zu, um mich brauchſt Du Dich nicht zu kümmern; ich bin ſatt, ich habe die Fülle zu eſſen mit mir gehabt, und noch von den Andern auf der Weide bekommen." In Wahrheit jedoch hatte Chriſtel ſeit früh keinen Biſſen in den Mund gethan, denn auch ſein Eſſen hatte er verloren, als ihn die Kuh ſo unbarmherzig herumſchleppte. — Des folgenden Tags blieb Chriſtel zu Hauſe, und Steffel führte die Kuh auf die Weide. Allein Steffel erging es aus demſelben Grunde mit der Kuh ebenſo, wie Chriſtel, und Chriſtel, dem ohnehin die Glieder wie zerſchlagen waren, mit dem Ausmiſten ebenſo, wie Steffel. Als Steffel Abends mit der Kuh nach Hauſe kam, ſah er ſich nicht ähnlich, und Chriſtel nach dem Ausmiſten ſich gleichfalls nicht. Beide konnten vor Müdigkeit nicht reden. Endlich, da ſie ſchlafen gingen, geſtanden ſie ſich gegenſeitig ihre Leiden. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," behauptete Steffel, „die Alte iſt eine Hexe, und die Kuh iſt verhext." — „Und der Miſt auch," pflichtete Chriſtel ihm bei. „Sagt ich Dir's nicht," fuhr Steffel fort, „als uns unſre Weiber mit der Hexe drohten? Die Weiber ſind mit der Hexe unter einer Decke, ein Weib hilft dem andern." — „Potz," rief Chriſtel, „Du magſt Recht haben!" — „Drum mein' ich, Bruder," fuhr Steffel noch weiter fort, „wir kündigen der Alten den Dienſt, nehmen unſern Lohn, und gehen zu unſern Weibern heim. Wer weiß, was uns noch Aergeres begegnen könnte!" Chriſtel willigte ein. Des nächſten Morgens kündigten ſie den Dienſt, nahmen ihren Lohn, und ſchieden von dem Mütterchen. „Iſt mir leid, daß Ihr ſchon geht," ſprach das Mütterchen; „Ihr wär't mir bei meinem Alter gut zu Handen geweſen. Es zieht Euch wohl zu Euren Weibern. Nun, ſo grüßt ſie von mir, und geht in Gottes Namen!" Der aufgetragene Gruß beſtärkte die Beiden in der Meinung, daß ihre Weiber mit der Alten im Bunde ſeien.

Nach einigen Tagen näherten ſich Chriſtel und Steffel dem

heimatlichen Dorfe, und ſahen ihre Weiber von fern auf dem Felde arbeiten. Als Chriſtel wieder heim ſollte, bereute er's faſt, daß er nicht in der weiten, ſchönen Welt geblieben, und er ſagte zu Steffel: „Ob's nur doch ſeine Richtigkeit hat, daß unſre Weiber mit der Hexe unter einer Decke ſind?“ — „Das wird ſich bald zeigen,“ meinte Steffel. Sobald die Weiber die Kommenden erblickten, riefen ſie zugleich mit einer Stimme: „I was Tauſend! Seid Ihr ſchon wieder da? Das war eine kurze Fahrt, Euer Glück zu verſuchen!“ — „Sind ſo lang' ausgeblieben, als es uns eben gefallen hat,“ verſetzte Chriſtel kurz. „Lirum, larum,“ meinten die Weiber, „Euch iſt's gewiß nicht gut ergangen, daß Ihr ſo ſchnell wiederkehrt!“ — „Merkſt Du's?“ wisperte Steffel dem Chriſtel zu, indem er ihn mit dem Ellbogen ſtieß. „Ei was, nicht gut ergangen!“ ſagte Chriſtel ärgerlich. „Warum ſollt' es uns denn nicht gut ergangen ſein?“ Die Weiber waren geſcheidt, und kochen den Braten. „Nun,“ riefen die Weiber lachend, „weil Euch eine Hexe was angethan, um Euch zu lehren, daß es nirgend ſo gut iſt als daheim, und daß Ihr künftig hübſch bei Euren Weibern bleiben ſollt.“ Und die Weiber lachten fort, daß ſie gar kein Ende fanden zu lachen. Jetzt waren Chriſtel und Steffel überzeugt, daß ihre Weiber mit der Alten unter einer Decke ſteckten, und Dieſe brauchten nicht viel Mühe, ihren Männern die Erzählung des Abenteuers zu entlocken. Die Weiber verſtanden ſich auf ihren Vortheil, ſie ließen die Männer vorläufig bei dem Glauben, den ſie hatten, und die beiden Faulenzer blieben hübſch daheim, arbeiteten fleißig mit ihren Weibern, und wurden ganz zufriedene Hausväter.

Die zwei Gevattern.

Es waren zwei Schuſter, und die waren Gevattern. Der eine war reich, der andere arm. Der reiche hatte keine Kinder, der arme hatte ihrer vier. Der reiche ſchlachtete eine Kuh. Da ging der arme zu ihm, und ſagte: „Ich bitt' Euch, Gevatter, ſchenkt mir ein Stück von dem Fleiſche! Die Kinder möchten eſſen, und ich hab' ihnen nichts zu geben.“ Der reiche weigerte ſich. Der arme bat: „Ich bitt' Euch

um Gottes willen! Ihr habt ja eine Kuh geschlachtet, die ganz Euer ist. Schenkt mir nur etwas davon!" Da hieb der reiche Gevatter verdrießlich ein Stück Fleisch ab, reichte es ihm, und sagte: „Nun da, und geht zum Teufel!"

Der arme Schuster ärgerte sich darüber, nahm das Fleisch, und ging gerade zur Hölle. Als er zum Höllenthore kam, sah er einen kleinen Teufel, der Wache stand. Der rief ihn an: „Was willst Du da?" Der Schuster erwiederte „Ich komm' zur Hölle mit einem Stück Fleisch, das mir mein Gevatter geschenkt hat." — „Zu wem trägst Du's?" fragte das Teufelchen. „Zu wem sollt' ich's tragen, als zu Euch Teufeln!" entgegnete der Schuster. Da sprach das Teufelchen: „Weißt Du was, ich will Dir rathen. Geh' mit dem Fleisch zu Lucifer, und verlang' dafür von ihm den rothen Hahn, den er bei sich sitzen hat." — Als der Schuster zu Lucifer kam, fragte ihn dieser: „Was willst Du hier?" Der Schuster erwiederte: „Ich bring' Dir das Stück Fleisch, das mir mein Gevatter geschenkt hat, und verlang' dafür den rothen Hahn, den Du bei Dir sitzen hast." Lucifer nahm das Fleisch, und gab ihm den Hahn. Als der Schuster wieder bei dem kleinen Teufel vorbeikam, fragte ihn dieser: „Was wirst Du nun anfangen mit dem Hahn?" Der Schuster sagte: „Das weiß ich nicht." Da sprach das Teufelchen: „Weißt Du was, ich will Dir rathen. Setz' ihn zu Hause auf den Tisch, und befiehl ihm zu krähen! So oft er kräht, so oft fällt ihm ein Ducaten aus dem Schnabel."

Wer war froher, als der Schuster! Als er nach Hause kam, fand er Weib und Kinder vor Hunger halb todt. „Ach Mann, mein Mann," rief sein Weib, „wo kommst Du her? Ich und die Kinder warten auf Dich mit Schmerzen." Der Schuster sprach: „Seid außer Sorgen, meine Lieben! Wir werden bald zu leben haben." Er setzte den Hahn auf den Tisch, und gebot: „Hahn kräh'!" Und der Hahn krähte, und sogleich fiel ihm ein Ducaten aus dem Schnabel, und er krähte auf des Schusters Geheiß so lange, bis er eine solche Menge Ducaten heraus gekräht, daß sie von dem Tische niederrollten. „Nun, Weib, werden wir nicht zu leben haben?" fragte der Schuster. Er schickte seine Tochter zum Gevatter, dieser möchte ihm ein Viertelmaaß leihen: denn er wollte die Ducaten messen, die ihm der Hahn heraus gekräht.

Die Tochter brachte das Viertelmaaß, ſie maßen die Ducaten und maßen ihrer ſechs Viertel. Hierauf ſchickte der Schuſter das Maaß dem Gevatter zurück. Das Viertel war alt, es krochen hier und da Nietnägel durch. Hinter einem Nietnagel war ein Ducaten ſtecken geblieben. Das Mädchen brachte ihn dem Gevatter ohne davon zu wiſſen. Der Gevatter nahm das Viertel, fand den Ducaten hinter dem Nietnagel, und fragte: „Was habt Ihr da gemeſſen?“ Das Mädchen verſetzte: „Der Vater brachte Geld, das maßen wir.“ Da verfügte ſich der Gevatter in aller Eile zu dem Schuſter. „Ei Gevatter,“ hub er an, „wie mich däucht, habt Ihr tüchtig Geld gebracht.“— „Nicht doch,“ entgegnete der Schuſter. „Geſteht es nur, geſteht es nur!“ ſagte der Gevatter. „Ich werd' Euch von dem Eurigen nichts nehmen.“ Der Schuſter leugnete, allein der böſe Gevatter ſprach: „Geſteht Ihr's nicht, ſo klag' ich Euch an, daß Ihr Jemanden beraubt habt. Ihr ſeid ja verrathen! Eure Tochter hat in dem Viertel einen Ducaten überſehen, und mir vertraut, daß Ihr Geld gemeſſen.“ Der Schuſter konnte nicht länger leugnen, und ſprach: „Lieber Gevatter, ich will's Euch bekennen. Ich war in der Hölle bei Lucifer. Ich bracht' ihm das Stück Fleiſch, das Ihr mir geſchenkt, und womit Ihr mich zum Teufel geſchickt, und er gab mir einen rothen Hahn. So oft der Hahn kräht, ſo oft fällt ihm ein Ducaten aus dem Schnabel, und er kräht ſo lang', als ich's ihm befehle.“ Auf des Gevatters Verlangen und Dringen mußte der Schuſter den Weg zur Hölle genau beſchreiben.

Freudenvoll lief der Gevatter nach Hauſe zu ſeinem Weibe. „O höre, Weib, höre!“ ſprach er. „Unſer Gevatter war bettelarm, wie Du weißt; jetzt iſt er der reichſte Mann. Er ging in die Hölle zu Lucifer, und bekam von ihm einen rothen Hahn. So oft er kräht, ſo oft fällt ihm ein Ducaten aus dem Schnabel, und er kräht ſo lang', als es ihm der Gevatter befiehlt. Und den Hahn bekam der Gevatter für ein Stückchen Fleiſch, das er Lucifer brachte. Weißt Du was, nehmen wir alles Fleiſch, was wir haben, und bringen wir's ihm! Wer weiß, was er uns giebt!“ Wie geſagt, ſo gethan. Mit Fleiſch beladen gingen Beide zur Hölle. Als ſie zum Thore kamen, fanden ſie den kleinen Teufel auf der Wache. Der begrüßte ſie mit folgenden

Worten: „Gut, daß Ihr kommt; wir warten lang' auf Euch. Und gut, daß Ihr das Fleiſch mit Euch genommen; Ihr habt in Eurem Leben Niemandem ein ſo reiches Geſchenk gemacht, als uns. Dafür ſollt Ihr den verdienten Lohn erhalten! Tretet nur ein!“ Der kleine Teufel verzerrte kichernd ſein Geſicht, öffnete das Höllenthor und ließ ſie ein; und niemehr hat Jemand etwas von ihnen vernommen, ſie blieben ſammt dem Fleiſch in der Hölle.

Die zwei Knäuel.

Es war eine Wittwe und hatte zwei Töchter. Die eine hieß Fränzchen, die andere Tonchen. Die Mutter ſprach: „Liebe Töchter, es geht nicht an, daß Ihr länger zu Hauſe bleibet, die Noth iſt groß, Ihr müßt dienen gehen.“ Da ſagten die Töchter: „Mutter, wir wollen gehen. Da wir aber noch nirgend in der Fremde waren, ſo wiſſen wir nicht, wohin wir uns wenden ſollen.“ Tonchen ſagte: „Liebe Mutter, heut wollen wir noch nicht gehen, ſondern erſt morgen früh, bis ich zu Gott gebetet, daß er uns Glück verleihe.“ Tonchen betete lange, und ging dann ſchlafen. Des Nachts erwachte ſie und ſagte: „Mutter, mir träumte, wir ſollten Knäuel winden, einen rothen und einen weißen; die ſollten wir auf die Erde laſſen, und wohin ſie kugeln würden, dorthin ſollten wir gehen.“ Früh kauften die Schweſtern Seide, und wanden die Knäuel. Als ſie ſie gewunden, nahmen ſie Abſchied von der Mutter, ließen die Knäuel auf die Erde, und ſprachen: „Kugelt, wir wollen Euch nachgehen!“ Die Knäuel kugelten bis zu einem großen Garten. Als die Schweſtern zu dem Garten kamen, ſahen ſie darin viele ſchöne Roſen, rothe und weiße; ſogleich öffnete ſich die Thür vor ihnen, und die Knäuel kugelten bis in die Mitte des Gartens. In dem Garten war ein Tiſch, und an dem Tiſche ſaß ein hochbejahrter Greis. Sie baten den Greis, er möchte nicht ſchelten, daß ſie ohne Erlaubniß gekommen; ſie hätten den Knäueln nachgehen müſſen, die bis hierher gekugelt wären. Der Greis fragte ſie, was ſie begehrten. Sie ſagten, ſie möchten gern in Dienſte treten, und wüßten nicht, wo und bei wem. Der Greis erwiederte, er brauche

armen Magd ſträubten ſich die Haare, kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn, ſie zitterte am ganzen Leibe, als ſie die furchtbaren Worte hörte, und vor Angſt vermochte ſie keine Sylbe hervorzubringen. „Willſt Du thun nach meinem Willen?“ tönt die Stimme des Knochenmanns wieder. „Ich will,“ verſetzt die Magd in ihrer Todesangſt. Die kalten Glieder ließen ſie los, die Bürde fiel von ihrem Rücken; halbverwirrt ſah ſie ſich um, und vor ihr ſtand das Gerippe. Auf ſein Antlitz blickend, gewahrt ſie, daß das fleiſchloſe Geſicht neues Leben gewonnen hat, die Kinnbacken bewegen ſich und die vorige Stimme tönt wieder zu ihr: „Heb' den Stein von der Gruft, und geh' auf den Stufen hinab! Dort wirſt Du eine Frau finden in ſchwarzem Gewand, die im Grabe ſitzt und beim Lampenlicht in einem Buche lieſ't. Wende Dich an ſie, mit der Bitte, daß ſie mir verzeihe, denn nicht eher kann ich Gnade bei Gott erlangen.“

Die Magd that nach den Worten des Knochenmanns, und faßte den Gruftſtein bei ſeinem Ringe; wie ein leichtes Bret hob ſie ihn auf, und legte ihn bei Seite. Unter ihr öffnete ſich ein langer, finſterer Gang; nur an ſeinem Ende war ein ſchwacher Lichtſchein zu gewahren. Die Magd ſtieg auf den ſteinernen Stufen hinab, ein leiſer Windhauch wehte ihr entgegen; doch war's nicht Grabesluft, ſondern friſche Luft, die ihre brennenden Wangen kühlte. Als ſie von der letzten Stufe geſtiegen war, befand ſie ſich in einem weiten, nur matt erleuchteten Gewölbe. Ringsumher auf marmornen Unterlagen ruhte eine Menge von Särgen, in der Mitte aber, woher der Lichtſchein kam, war ein Sarg geöffnet. In ihm ſaß eine bleiche Frau in ſchwarzem Gewand; das Haupt hatte ſie auf die Hand geſtützt. auf dem Haupte trug ſie einen Kranz von dunkelfarbigen Roſen, und in ihrem Schooße lag ein großes Buch aufgeſchlagen, worin ſie vertieft zu leſen ſchien beim Licht der von der Decke hängenden Lampe. Die Magd naht der Frau mit unſicherm Schritte, und ſich vor ihr auf die Knie werfend, bittet ſie um Gnade für den Ritter. Die bleiche Frau erhebt nicht einmal die Augen vom Buche, ſondern ſchüttelt nur das Haupt. Die Magd bittet und fleht lange, die Frau antwortet nicht, und ſchüttelt nur das Haupt. Die Magd beſchwört ſie bei allen Heiligen und Gottes Barmherzigkeit: die Frau

blickt nicht empor und ſchüttelt das Haupt. In Verzweiflung erhebt ſich die Magd und geht mit ſchwerem Herzen über die dunkeln Stufen aus der Gruft.

Da ſteht der Knochenmann; auf dem fleiſchloſen Antlitz liegt der Ausdruck ängſtlicher Erwartung, und er fragt die Magd: „Hat ſie mir verziehen?“ — „Sie hat Dir nicht verziehen,“ entgegnet die Magd mit halb vernehmlicher Stimme. „So kehr' zurück und hör' nicht auf zu bitten, bis daß Du ſie erweicheſt!“ Die Magd will reden, der Knochenmann weiſ't ſtrenge mit der Hand auf die Gruft, und die Magd muß dem Befehle ſich unterziehen. Von neuem ſteigt ſie hinab — derſelbe Auftritt; die bleiche Frau im ſchwarzen Gewand ſitzt da und lieſ't im Buche, der Kranz jedoch auf ihrem Haupte beginnt von weißen Roſen zu erblühen. Die Magd wirft ſich vor der Frau auf die Knie, fleht und ringt die Hände; die Frau blickt nicht vom Buch empor, und ſchüttelt das Haupt. Die Magd hört nicht auf zu bitten, und beſchwört ſie bei den Wunden des Erlöſers, doch vermag ſie die bleiche Frau nicht zu erweichen. Die Arme windet ſich auf dem Boden, und läßt nicht ab zu flehen; eine Stunde verrinnt, ſie kniet noch immer vor der Unerbittlichen, die ihre Augen nicht vom Buche wendet, und blos mit dem Haupte zu erkennen gibt, daß ſie nicht verſöhnt ſei. Mit gebrochenem Muthe ſteigt die Magd aus der Gruft, und der Knochenmann fragt ſie, wie zuvor, ob ihm verziehen ſei. „Die Frau iſt unerbittlich,“ verſetzte die Magd mit leiſer Stimme. — „So kehr' noch einmal zurück!“ ertönte die Grabesſtimme des Knochengeſpenſtes. „Ohne Dich kann ich nicht Verzeihung erhalten. Erwirkſt nicht Du mir Gnade, ſo bleib' ich verwünſcht bis zum jüngſten Tag. Geh' ſchnell, und kehr' vor dem Hahnenruf wieder; denn Mitternacht iſt längſt vorbei.“ Die Magd darf ſich nicht weigern, und wankt noch einmal auf den dunkeln Stufen in die Gruft.

Unten war's noch, wie zuvor; rings auf marmornen Unterlagen Särge, und in der Mitte die bleiche Frau, die im Buche las; allein der Kranz auf ihrem Haupt erglänzte ſchon von lauter weißen Roſen. Die Magd kniet nieder vor der bleichen Frau und fleht inſtändig; die Frau antwortet nicht, und ſchüttelt nur das Haupt. Da beſchwört

ſie die Magd in der Angſt ihres Herzens, und fleht zu ihr im Namen des unſchuldigen Kindes, das ſie geboren; und die Frau blickt empor, ihr Antlitz ſtrahlt wie im Himmelsglanz und ihr Mund ſpricht mit lieblichem Ton die Worte: „Um Deines Kindes willen ſei verziehen!“ Hierauf ſchließt ſie das große Buch und ſinkt in den Sarg zurück; der Deckel ſchließt ſich, die Lampe liſcht aus und das weite Gewölb' erfüllt ein ſüßer Duft, wie von friſchen Roſen. Die Magd blickt umher in dem finſtern Gewölbe, und von oben wirft der Mond ſeine blaſſen Strahlen herein. Mit freudigem Herzen eilt die Magd von dannen dem Lichte nach, und gelangt glücklich aus der Gruft.

Der Knochenmann fragt wie früher, ob ihm die Frau verziehen, und es ſpricht die Magd: „Sie hat Dir verziehen um des unſchuldigen Kindes willen, das ich geboren.“ Da ſpricht der Knochenmann, deſſen ſcheußliche Züge ihre Fruchtbarkeit verlieren, mit ſanfter Stimme: „Geprieſen ſei der Herr in ſeiner Barmherzigkeit! Ruhm und Ehre Gott in den Höhen! Du haſt wohlgethan, daß Du im Namen Deines Kindes bateſt; denn weil ich im Leben mit einem Kinde kein Erbarmen fühlte, that der Richter im Himmel den Ausſpruch, daß nur ein ſolches mir Verzeihung erflehen könne. Geh' ungefährdet nach Hauſe und preiſe den Herrn!“ Da erſcholl im nahen Hofe der Hahnenruf, und die Magd, von keiner Furcht mehr gequält, erreichte glücklich das Haus.

Des andern Tags fand man vor der Gruft anſtatt des Todtengerippes ein Häuflein Staub; denn der Knochenmann zerfiel beim erſten Hahnenruf, als das über ihn gefällte Urtheil erfüllt war. Man ſtieg in die Gruft, und auf dem Sarge, der ſich von ſelbſt über der bleichen Frau geſchloſſen, fand man einen Kranz von weißen Roſen. Die drei Zechbrüder beſſerten ſich von dieſer Zeit an, glaubend an Gottes Macht, und beſchenkten die Magd reichlich, ſowie ihr Kind, das, ein liebliches Knäblein, in der Furcht Gottes aufwuchs, ſpäter in den geiſtlichen Stand trat, und ſich durch einen frommen Lebenswandel auszeichnete.

Die bekehrten Faulenzer.

Christel und Steffel waren zwei gute Freunde. Sie hatten Beide geheirathet; aber das Arbeiten behagte ihnen nicht, sie wollten ein bequemes Leben führen. „Bruder," sagte einst Christel zu Steffel, „da draußen in der Welt muß es doch besser sein, als bei uns daheim; die Welt ist so weit und schön. Laß uns hinaus ziehen, und einen Dienst suchen, der nicht hart wäre, und wobei wir doch genug zu leben hätten!" — „Das wär' schon recht," meinte Steffel, der etwas gewissenhafter und überlegter war, „aber unsre Weiber und Kinder!" — „I nu," sagte Christel, „die Kinder müssen den Weibern folgen, und um das Uebrige werden sich die Weiber schon bekümmern. Ersparen wir was, so können wir's ihnen ja schicken." Steffel ließ sich überreden. Die Weiber waren untröstlich, als sie den Entschluß ihrer Männer erfuhren; allein es half nichts, sie vermochten die Männer nicht zurück zu halten. „So geht denn," riefen ihnen die Weiber beim Abschied ärgerlich nach, obwohl sie sonst herzensgute Weiber waren, „so geht denn, Euer Glück zu versuchen! Aber hütet Euch, daß Ihr keiner Hexe in die Hände gerathet, die Euch was anthue, damit Ihr lernt, es sei daheim doch besser, als in der Fremde!"

Als sie so in's Blaue hineingingen, da fühlte sich Christel wohl, wie der Vogel in der Luft. „Nun, Bruder," rief er, „ist das nicht eine Lust, die ganze Welt sein zu nennen, und sorgenfrei dahin zu ziehen?" — „Das wär' schon recht," meinte Steffel, „wenn uns nur die Weiber nicht mit der Hexe gedroht hätten! Man weiß nicht, was dahinter steckt. Die Hexen sind auch Weiber, und ein Weib hilft dem andern." — „Pah," versetzte Christel, „haben wir nur erst einen guten Dienst, das Uebrige macht mir nicht bange!"

Sie suchten mehrere Tage, ohne einen Dienst zu finden nach ihrem Wunsch. Eines Abends ziemlich spät gelangten sie zu einer Hütte, wo noch Licht brannte. Sie pochten an die Thür. In der Hütte war nur ein altes Mütterchen, das sie, als es ihnen öffnete, baten, es möchte sie übernachten lassen. Das Mütterchen gestattete es, brachte eine Schüssel, brockte Brot ein, goß warme Milch darauf, und sagte, sie sollten essen. Nach dem Essen erzählten sie, daß sie einen Dienst

ſuchten. „Wenn Ihr Luſt hättet,“ ſprach das Mütterchen, „könntet Ihr bei mir dienen. Ich hab' blos eine Kuh, die könnte Einer von Euch auf die Weide führen, und der Andere könnte ihren Stall ausmiſten. Ich will Euch gut halten, und Euch ehrlichen Lohn zahlen.“ Chriſtel und Steffel beriethen ſich mit einander. Der Arbeit, meinten ſie, werde nicht viel ſein, die Koſt nicht ſchlecht, dazu noch Lohn. Sie willigten ein, und blieben bei dem Mütterchen im Dienſt.

Des andern Tags führte Chriſtel die Kuh auf die Weide, Steffel blieb zu Hauſe, den Stall auszumiſten. „Bis ich die Kuh auf der Weide habe,“ dachte Chriſtel bei ſich, „will ich mich hinlegen, und mir's recht bequem machen.“ Chriſtel führte die Kuh langſam, wie er ſelbſt war. die Kuh wollte ſchneller gehen; er zerrte ſie. da wurde ſie unruhig, und ſie wurde deſto unruhiger, je mehr er ſie zerrte, bis ſie endlich auf dem Weideplatz ſelbſt wie wüthend herumſtieß und herumrannte, und Chriſtel über Felder und Raine ſchleppte. Er war bereits halb lahm; gern hätte er ſie losgelaſſen, allein er fürchtete, ſie könnte ihm davonlaufen. Da ſtrengte er ſeine letzten Kräfte an, und betete, die Sonne möchte bald untergehen, und dachte bei ſich: „Steffel hat gut den Stall ausmiſten. In einer kleinen Weile iſt er fertig, und dann ſtreckt er ſich hin, ſo lang und breit er iſt. Aber wart', morgen ſoll er die Kuh ausführen, und ich will den Stall ausmiſten!“ Wie erging es indeß Steffel? Als Chriſtel die Kuh ausgeführt, dachte Steffel bei ſich: „Bis ich den Stall ausgemiſtet, will ich mich hinſtrecken, und mir recht gütlich thun.“ Er fing an auszumiſten, allein weil er langſam zugriff, ging die Arbeit nicht vorwärts. Es war ſchon nach der Mittagszeit, und noch war des Miſtes nicht viel weniger. Steffel ſchwitzte vor lauter Faulheit, und dachte bei ſich: „Chriſtel hat gut weiden. Der liegt gewiß wo im Schatten, und ſchaut in den Himmel hinein, wenn er nicht gar die Augen zu hat und ſchnarcht. Aber wart', morgen ſoll er den Stall ausmiſten, und ich will die Kuh weiden!“ Er war mit der Arbeit noch nicht ganz zu Ende, als er Chriſtel mit der Kuh herannennen hörte. Schnell warf er die Miſtgabel weg, und that, als ob nichts wäre. „Nun, Bruder,“ fragte Chriſtel, „wie iſt Dir's ergangen?“— „O vortrefflich, Brüderchen!“ erwiederte Steffel. „Die Arbeit iſt

nicht der Rede werth, hab' dazwiſchen zweimal ausgeſchlafen. Doch morgen, zur Abwechſelung, will ich die Kuh ausführen, und Du kannſt zu Hauſe bleiben." Chriſtel willigte mit Freude ein. Des Abends fühlten ſich Beide ſo erſchöpft, daß ſie kaum eſſen konnten. „Nun, Bruder," ſagte Chriſtel, „warum läſſeſt Du Dir's nicht ſchmecken? Iß zu, um mich brauchſt Du Dich nicht zu kümmern; ich bin ſatt, ich habe die Fülle zu eſſen mit mir gehabt, und noch von den Andern auf der Weide bekommen." In Wahrheit jedoch hatte Chriſtel ſeit früh keinen Biſſen in den Mund gethan, denn auch ſein Eſſen hatte er verloren, als ihn die Kuh ſo unbarmherzig herumſchleppte. — Des folgenden Tags blieb Chriſtel zu Hauſe, und Steffel führte die Kuh auf die Weide. Allein Steffel erging es aus demſelben Grunde mit der Kuh ebenſo, wie Chriſtel, und Chriſtel, dem ohnehin die Glieder wie zerſchlagen waren, mit dem Ausmiſten ebenſo, wie Steffel. Als Steffel Abends mit der Kuh nach Hauſe kam, ſah er ſich nicht ähnlich, und Chriſtel nach dem Ausmiſten ſich gleichfalls nicht. Beide konnten vor Müdigkeit nicht reden. Endlich, da ſie ſchlafen gingen, geſtanden ſie ſich gegenſeitig ihre Leiden. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu," behauptete Steffel, „die Alte iſt eine Hexe, und die Kuh iſt verhext." — „Und der Miſt auch," pflichtete Chriſtel ihm bei. „Sagt ich Dir's nicht," fuhr Steffel fort, „als uns unſre Weiber mit der Hexe drohten? Die Weiber ſind mit der Hexe unter einer Decke, ein Weib hilft dem andern." — „Potz," rief Chriſtel, „Du magſt Recht haben!" — „Drum mein' ich, Bruder," fuhr Steffel noch weiter fort, „wir kündigen der Alten den Dienſt, nehmen unſern Lohn, und gehen zu unſern Weibern heim. Wer weiß, was uns noch Aergeres begegnen könnte!" Chriſtel willigte ein. Des nächſten Morgens kündigten ſie den Dienſt, nahmen ihren Lohn, und ſchieden von dem Mütterchen. „Iſt mir leid, daß Ihr ſchon geht," ſprach das Mütterchen; „Ihr wär't mir bei meinem Alter gut zu Handen geweſen. Es zieht Euch wohl zu Euren Weibern. Nun, ſo grüßt ſie von mir, und geht in Gottes Namen!" Der aufgetragene Gruß beſtärkte die Beiden in der Meinung, daß ihre Weiber mit der Alten im Bunde ſeien.

Nach einigen Tagen näherten ſich Chriſtel und Steffel dem

heimatlichen Dorfe, und sahen ihre Weiber von fern auf dem Felde arbeiten. Als Christel wieder heim sollte, bereute er's fast, daß er nicht in der weiten, schönen Welt geblieben, und er sagte zu Steffel: „Ob's nur doch seine Richtigkeit hat, daß unsre Weiber mit der Hexe unter einer Decke sind?" — „Das wird sich bald zeigen," meinte Steffel. Sobald die Weiber die Kommenden erblickten, riefen sie zugleich mit einer Stimme: „I was Tausend! Seid Ihr schon wieder da? Das war eine kurze Fahrt, Euer Glück zu versuchen!" — „Sind so lang' ausgeblieben, als es uns eben gefallen hat," versetzte Christel kurz. „Lirum, larum," meinten die Weiber, „Euch ist's gewiß nicht gut ergangen, daß Ihr so schnell wiederkehrt!" — „Merkst Du's?" wisperte Steffel dem Christel zu, indem er ihn mit dem Ellbogen stieß. „Ei was, nicht gut ergangen!" sagte Christel ärgerlich. „Warum sollt' es uns denn nicht gut ergangen sein?" Die Weiber waren geschieden, und rochen den Braten. „Nun," riefen die Weiber lachend, „weil Euch eine Hexe was angethan, um Euch zu lehren, daß es nirgend so gut ist als daheim, und daß Ihr künftig hübsch bei Euren Weibern bleiben sollt." Und die Weiber lachten fort, daß sie gar kein Ende fanden zu lachen. Jetzt waren Christel und Steffel überzeugt, daß ihre Weiber mit der Alten unter einer Decke steckten, und Diese brauchten nicht viel Mühe, ihren Männern die Erzählung des Abenteuers zu entlocken. Die Weiber verstanden sich auf ihren Vortheil, sie ließen die Männer vorläufig bei dem Glauben, den sie hatten, und die beiden Faulenzer blieben hübsch daheim, arbeiteten fleißig mit ihren Weibern, und wurden ganz zufriedene Hausväter.

Die zwei Gevattern.

Es waren zwei Schuster, und die waren Gevattern. Der eine war reich, der andere arm. Der reiche hatte keine Kinder, der arme hatte ihrer vier. Der reiche schlachtete eine Kuh. Da ging der arme zu ihm, und sagte: „Ich bitt' Euch, Gevatter, schenkt mir ein Stück von dem Fleische! Die Kinder möchten essen, und ich hab' ihnen nichts zu geben." Der reiche weigerte sich. Der arme bat: „Ich bitt' Euch

um Gottes willen! Ihr habt ja eine Kuh geschlachtet, die ganz Euer ist. Schenkt mir nur etwas davon!" Da hieb der reiche Gevatter verdrießlich ein Stück Fleisch ab, reichte es ihm, und sagte: „Nun da, und geht zum Teufel!"

Der arme Schuster ärgerte sich darüber, nahm das Fleisch, und ging gerade zur Hölle. Als er zum Höllenthore kam, sah er einen kleinen Teufel, der Wache stand. Der rief ihn an: „Was willst Du da?" Der Schuster erwiederte „Ich komm' zur Hölle mit einem Stück Fleisch, das mir mein Gevatter geschenkt hat." — „Zu wem trägst Du's?" fragte das Teufelchen. „Zu wem sollt' ich's tragen, als zu Euch Teufeln!" entgegnete der Schuster. Da sprach das Teufelchen: „Weißt Du was, ich will Dir rathen. Geh' mit dem Fleisch zu Lucifer, und verlang' dafür von ihm den rothen Hahn, den er bei sich sitzen hat." — Als der Schuster zu Lucifer kam, fragte ihn dieser: „Was willst Du hier?" Der Schuster erwiederte: „Ich bring' Dir das Stück Fleisch, das mir mein Gevatter geschenkt hat, und verlang' dafür den rothen Hahn, den Du bei Dir sitzen hast." Lucifer nahm das Fleisch, und gab ihm den Hahn. Als der Schuster wieder bei dem kleinen Teufel vorbeikam, fragte ihn dieser: „Was wirst Du nun anfangen mit dem Hahn?" Der Schuster sagte: „Das weiß ich nicht." Da sprach das Teufelchen: „Weißt Du was, ich will Dir rathen. Setz' ihn zu Hause auf den Tisch, und befiehl ihm zu krähen! So oft er kräht, so oft fällt ihm ein Ducaten aus dem Schnabel."

Wer war froher, als der Schuster! Als er nach Hause kam, fand er Weib und Kinder vor Hunger halb todt. „Ach Mann, mein Mann," rief sein Weib, „wo kommst Du her? Ich und die Kinder warten auf Dich mit Schmerzen." Der Schuster sprach: „Seid außer Sorgen, meine Lieben! Wir werden bald zu leben haben." Er setzte den Hahn auf den Tisch, und gebot: „Hahn kräh'!" Und der Hahn krähte, und sogleich fiel ihm ein Ducaten aus dem Schnabel, und er krähte auf des Schusters Geheiß so lange, bis er eine solche Menge Ducaten heraus gekräht, daß sie von dem Tische niederrollten. „Nun, Weib, werden wir nicht zu leben haben?" fragte der Schuster. Er schickte seine Tochter zum Gevatter, dieser möchte ihm ein Viertelmaaß leihen: denn er wollte die Ducaten messen, die ihm der Hahn heraus gekräht.

Die Tochter brachte das Viertelmaaß, ſie maßen die Ducaten und maßen ihrer ſechs Viertel. Hierauf ſchickte der Schuſter das Maaß dem Gevatter zurück. Das Viertel war alt, es krochen hier und da Nietnägel durch. Hinter einem Nietnagel war ein Ducaten ſtecken geblieben. Das Mädchen brachte ihn dem Gevatter ohne davon zu wiſſen. Der Gevatter nahm das Viertel, fand den Ducaten hinter dem Nietnagel, und fragte: „Was habt Ihr da gemeſſen?“ Das Mädchen verſetzte: „Der Vater brachte Geld, das maßen wir.“ Da verfügte ſich der Gevatter in aller Eile zu dem Schuſter. „Ei Gevatter,“ hub er an, „wie mich däucht, habt Ihr tüchtig Geld gebracht.“— „Nicht doch,“ entgegnete der Schuſter. „Geſteht es nur, geſteht es nur!“ ſagte der Gevatter. „Ich werd' Euch von dem Eurigen nichts nehmen.“ Der Schuſter leugnete, allein der böſe Gevatter ſprach: „Geſteht Ihr's nicht, ſo klag' ich Euch an, daß Ihr Jemanden beraubt habt. Ihr ſeid ja verrathen! Eure Tochter hat in dem Viertel einen Ducaten überſehen, und mir vertraut, daß Ihr Geld gemeſſen.“ Der Schuſter konnte nicht länger leugnen, und ſprach: „Lieber Gevatter, ich will's Euch bekennen. Ich war in der Hölle bei Lucifer. Ich bracht' ihm das Stück Fleiſch, das Ihr mir geſchenkt, und womit Ihr mich zum Teufel geſchickt, und er gab mir einen rothen Hahn. So oft der Hahn kräht, ſo oft fällt ihm ein Ducaten aus dem Schnabel, und er kräht ſo lang', als ich's ihm befehle.“ Auf des Gevatters Verlangen und Dringen mußte der Schuſter den Weg zur Hölle genau beſchreiben.

Freudenvoll lief der Gevatter nach Hauſe zu ſeinem Weibe. „O höre, Weib, höre!“ ſprach er. „Unſer Gevatter war bettelarm, wie Du weißt; jetzt iſt er der reichſte Mann. Er ging in die Hölle zu Lucifer, und bekam von ihm einen rothen Hahn. So oft er kräht, ſo oft fällt ihm ein Ducaten aus dem Schnabel, und er kräht ſo lang', als es ihm der Gevatter befiehlt. Und den Hahn bekam der Gevatter für ein Stückchen Fleiſch, das er Lucifer brachte. Weißt Du was, nehmen wir alles Fleiſch, was wir haben, und bringen wir's ihm! Wer weiß, was er uns giebt!“ Wie geſagt, ſo gethan. Mit Fleiſch beladen gingen Beide zur Hölle. Als ſie zum Thore kamen, fanden ſie den kleinen Teufel auf der Wache. Der begrüßte ſie mit folgenden

Worten: „Gut, daß Ihr kommt; wir warten lang' auf Euch. Und gut, daß Ihr das Fleisch mit Euch genommen; Ihr habt in Eurem Leben Niemandem ein so reiches Geschenk gemacht, als uns. Dafür sollt Ihr den verdienten Lohn erhalten! Tretet nur ein!" Der kleine Teufel verzerrte kichernd sein Gesicht, öffnete das Höllenthor und ließ sie ein; und niemehr hat Jemand etwas von ihnen vernommen, sie blieben sammt dem Fleisch in der Hölle.

Die zwei Knäuel.

Es war eine Wittwe und hatte zwei Töchter. Die eine hieß Fränzchen, die andere Tonchen. Die Mutter sprach: „Liebe Töchter, es geht nicht an, daß Ihr länger zu Hause bleibet, die Noth ist groß, Ihr müßt dienen gehen." Da sagten die Töchter: „Mutter, wir wollen gehen. Da wir aber noch nirgend in der Fremde waren, so wissen wir nicht, wohin wir uns wenden sollen." Tonchen sagte: „Liebe Mutter, heut wollen wir noch nicht gehen, sondern erst morgen früh, bis ich zu Gott gebetet, daß er uns Glück verleihe." Tonchen betete lange, und ging dann schlafen. Des Nachts erwachte sie und sagte: „Mutter, mir träumte, wir sollten Knäuel winden, einen rothen und einen weißen; die sollten wir auf die Erde lassen, und wohin sie kugeln würden, dorthin sollten wir gehen." Früh kauften die Schwestern Seide, und wanden die Knäuel. Als sie sie gewunden, nahmen sie Abschied von der Mutter, ließen die Knäuel auf die Erde, und sprachen: „Kugelt, wir wollen Euch nachgehen!" Die Knäuel kugelten bis zu einem großen Garten. Als die Schwestern zu dem Garten kamen, sahen sie darin viele schöne Rosen, rothe und weiße; sogleich öffnete sich die Thür vor ihnen, und die Knäuel kugelten bis in die Mitte des Gartens. In dem Garten war ein Tisch, und an dem Tische saß ein hochbejahrter Greis. Sie baten den Greis, er möchte nicht schelten, daß sie ohne Erlaubniß gekommen; sie hätten den Knäueln nachgehen müssen, die bis hierher gekugelt wären. Der Greis fragte sie, was sie begehrten. Sie sagten, sie möchten gern in Dienste treten, und wüßten nicht, wo und bei wem. Der Greis erwiederte, er brauche

gerade zwei Dienerinnen; er wolle die eine als Köchin aufnehmen, und die andere als Gärtnerin. „Wollt Ihr bleiben?“ fragte er ſie, „O recht gern!“ antworteten ſie. Dann fragte er ſie, ob ſie Schweſtern ſeien. Sie ſagten, ſie ſeien Schweſtern. Auch fragte er ſie, wie ſie hießen. Die Aeltere ſagte, daß ſie Tonchen, die Jüngere, daß ſie Fränzchen heiße. Der Greis ſprach: „Du Tonchen wirſt in der Küche, und Du Fränzchen wirſt im Garten ſein. Jetzt kommt, ich will Euch etwas zur Labung geben!“ Da gingen ſie, und der Greis gab ihnen Aepfel, und mancherlei gute Dinge aus dem Garten, Feigen und Datteln, Mandeln und Roſinen. Als ſie ſich gelabt, zeigte er Tonchen den Speiſevorrath, und befahl ihr, ſie ſolle Alles wohl beſorgen, als ob es das Ihrige wäre. „Kommt ein Bettler, gieb ihm ein Almoſen. Aber käm' Einer, der's nicht verdiente, ſpar' und gieb ihm nichts!“ Fränzchen gab er Spaten und Gießkanne, und ſprach: „Du wirſt hier im Garten arbeiten, daß die Bäume nicht verderben. Beſorge ſie wohl!“

Nach einiger Zeit kam der Greis zur Köchin in die Küche nachſehen. Er ging und muſterte, was er ihr übergeben, wie viel ſie noch davon habe. Deſſen war nicht viel weniger geworden, und doch erzählten die Bettler, daß ſie ihnen reichlich ſchenke, und daß der Alte noch nie eine Hauswirthin gehabt, die gar ſo gut geweſen wäre. Der Greis fragte ſie, wie das käme, daß ſie die Bettler ſo prieſen, da doch des Vorraths nicht viel weniger geworden. Sie ſprach zu ihm: „Nun, wenn ich etwas in den Topf gebe, ſo mach' ich immer das Kreuz, damit es Gott ſegne. Meine Mutter lehrte mich, ich möge was immer in den Topf geben, ſolle ich ſtets das Kreuz machen, und ſo thu' ich's denn.“ — „Daran thuſt Du gut, meine Tochter!“ entgegnete der Greis. „Thu's auch künftig ſo, alles in Gottes Namen!“

Der Greis ging nun in den Garten zu Fränzchen, um zu ſehen, wie es da ſtehe. Es ſtand Alles ſchön. Der Greis ſprach: „Fahr' ſo fort, meine Tochter, damit Alles immer ſo ſei, wie es jetzt iſt. Ihr ſollt Beide guten Lohn bekommen für Eure Arbeit.“

So verſtrich ein Jahr. Der Greis fragte die Schweſtern, ob ſie noch ein Jahr bleiben wollten. Es blieben Beide. Der Greis ſprach: „Nun wird Tonchen aus der Küche in den Garten, und

Fränzchen aus dem Garten in die Küche gehen, damit Eure Arbeit gleich ſei, denn ich will Euch gleichen Lohn geben." So wechſelten denn die Schweſtern ihr Geſchäft. Tonchen war im Garten gar fleißig, und bemühte ſich noch mehr, als Fränzchen, von dem Greiſe belobt zu werden, daß ſie ſich das Ihrige angelegen ſein laſſe. Sie grub, und wenn die Zeit kam, begoß ſie, damit der Greis Alles ſchön hätte. Sie ſchlief wenig, und war ſtets nur mit ihrer Arbeit beſchäftigt. Als der Greis kam, um nachzuſehen, ſagte er: „Du machſt es noch ſchöner, als Deine Schweſter. Gieb nur Acht, daß Alles ſo bleibe, wie es iſt!" Tonchen erwiederte: „Ja wohl! Ich will gern Alles recht ſchön und ordentlich halten."

Der Greis ging ein ander Mal zu Fränzchen hin. „Nun, wie geht es, Hauswirthin?" fragte er. Fränzchen antwortete: „Ich weiß nicht, wie Ihr zufrieden ſein werdet. Es kommen fortwährend Bettler, die ich beſchenken ſoll. Ich fürchte, Ihr werdet böſe ſein, daß der Vorrath ſtark abnimmt." Der Greis ſprach: „Ich ſagte Dir, Du ſolleſt nur jenen Bettlern geben, denen Du anſiehſt, daß ſie's bedürfen." Dann ſah er nach, wie viel fehle. Sie hatte nur noch wenig von Dem, was er ihr übergeben. „Fränzchen," ſprach er, „Du wirthſchafteſt ſchlecht. Du haſt deſſen weniger als Tonchen, und doch beklagen ſich die Bettler, daß Du ihnen wenig gebeſt, und manche fortſchickeſt, ohne ſie zu beſchenken. Giebſt Du nicht den Armen und Dürftigen, ſo wird Dir Gott auch nicht geben, und ich befehle Dir, daß Du ihnen gebeſt, und ſie nicht ausſcheltеſt, ſonſt bliebe weder mir etwas, noch Dir ſelbſt." Fränzchen ſagte: „Ich gebe wohl, doch hab' ich Angſt." Der Greis fragte ſie: „Seid Ihr nicht einer Mutter Töchter?" Sie entgegnete: „Freilich ſind wir's." Der Greis ſprach: „Hat Dich die Mutter nicht auch gelehrt, was ſie Tonchen lehrte?" Fränzchen entgegnete: „Das hat ſie wohl gethan; aber ich gab nicht Acht, und kümmerte mich nicht darum, was ſie ſagte." Der Greis fragte ſie: „Machſt Du denn auch das Kreuz über den Topf, wenn Du etwas hineingiebſt?" Sie ſagte: „Ich mache kein's." Der Greis tadelte ſie: „Da fehlſt Du." Fränzchen verſprach, künftig eins zu machen, ſobald der Greis aber aus der Küche war, murrte und ſchalt ſie. Den Greis, der's noch hörte, betrübte das, und er ging zu Tonchen in den

Garten. Tonchen kam ihm ſchon entgegen, und faltete bittend die Hände, und ſagte: „Ach wo ſeid Ihr ſo lange? Ich habe Angſt. Ein Bäumlein iſt mir verdorrt, obwohl ich Alles that, was ich vermochte. Ich bitt' Euch, ſeid nicht böſe auf mich!“ Der Greis hatte große Freude daran, daß ſie ihn ſo ſchön bat. Er trat zu dem Bäumlein und ſchaute, was ihm geſchehen ſein möchte. Da fand er, daß es der Wurm angefreſſen, und daß ſie keine Schuld trage.

Das zweite Jahr war zu Ende. Der Greis ſprach: „Töchterchen, die Mutter wird Euer harren. Ich entlaſſ' Euch und will Euch den Lohn geben für die zwei Jahre, die Ihr bei mir waret.“ Er führte ſie in ein Gemach, wo er den Lohn für ſie ſchon bereit hatte, und ſtellte ihnen frei, ſich zu wählen, was ſie wollten. Tonchen bat ihn noch einmal um Verzeihung, daß ſie ihm Schaden gemacht, und ſuchte ſich das Schlechteſte aus, das aber nützlich war. Fränzchen nahm ſich das Schönſte, was auswendig gleißte. Nachdem ſich Beide nach Gefallen ausgewählt, ließ er jeder, was ſie genommen. Dann ging er mit ihnen in den Stall, und ſagte, es ſolle ſich jede zwei Pferde, zwei Kühe, vier Schafe, ein Hündchen und ein Kätzchen nehmen. Er gab ihnen auch einen Wagen, aber einen Fuhrmann, der ſie gefahren hätte, konnte er ihnen nicht geben. Tonchen ſagte: „Ich will ſchon ſelbſt fahren.“ Der Greis ſprach: „Da wirſt Du gut fahren, meine Tochter!“ Sie wuſch nun und reinigte ihr Hündchen und ihr Kätzchen, und gab ihnen zu eſſen. Fränzchen gab ihrem Hündchen und ihrem Kätzchen nichts zu eſſen, wuſch und reinigte ſie auch nicht, ſondern war ganz mit den ſchönen Sachen beſchäftigt, die ſie ſich ausgeſucht.

Als ſie zur Abfahrt bereit waren, bedankten ſie ſich bei dem Greiſe. Fränzchen dankte ihm ohne Liebe, Tonchen voll Liebe, küßte ihm die Hand, und wünſchte ihm alles Gute. Sie gingen und ſetzten ſich in den Wagen die Aeltere, Tonchen, ſetzte ſich vorn, und nahm das Hündchen und das Kätzchen in ihren Schooß. Fränzchen nahm Hündchen und Kätzchen, und warf ſie in den Wagenkorb. Als ſie fuhren, riefen Tonchens Hündchen und Kätzchen in einem fort: „Unſere Frau fährt lauter Silber und Gold! Alles Garſtige nahm ſie, alles Schöne fährt ſie!“ Fränzchen wollte beſtändig, ihr Hündchen und ihr Kätzchen ſollten auch ſo rufen, die aber waren ſtumm. Sie ſagte zu

ihnen: „Warum ruft Ihr nicht, wie das Hündchen und das Kätzchen der Schwester rufen?“ Sie antworteten; „Hast selbst gegessen, kannst selbst Dir rathen!“ Fränzchen gerieth in Zorn und schlug sie. Als sie geschlagen wurden, riefen Hündchen und Kätzchen: „Unsere Frau fährt lauter Skorpione, Schlangen und Kröten! Alles Schöne nahm sie, alles Garstige fährt sie!“ Fränzchen schlug die Thiere desto mehr, und befahl ihnen: „Ruft, wie die dort: Unsere Frau fährt lauter Silber und Gold! Hört Ihr, wie sie rufen?“ Die Thiere antworteten, sie könnten nicht so rufen, da sie Skorpione, Schlangen und Kröten fahre. Da ward sie betrübt, und begriff nicht, warum ihr Hündchen und ihr Kätzchen so riefen, da sie sich doch das Schönste genommen, während die andern fortwährend riefen: „Unsere Frau fährt lauter Silber und Gold!“

Als die beiden Töchter zur Mutter nach Hause kamen, ging die Mutter zuerst zu Fränzchen, und nahm ihr Alles ab, Pferde, Kühe, und Schafe, und was sie mitgebracht. Sie schloß das Vieh in den Stall; als sie aber mit Fränzchen in einer Weile nachsehen ging, sah es mager und elend aus. Fränzchen ward noch mehr betrübt. Sie ging nun mit Fränzchen und öffnete die eine Truhe. Dort waren nur wenige Kleider, und unter ihnen nur ein kleines Klümpchen Gold, ein Klümpchen Silber und einige Thaler. Sie ging zu der andern Truhe und öffnete. In der hatte Fränzchen lauter Skorpione, Schlangen und Kröten, wie das Hündchen und das Kätzchen prophezeit hatten. Die Mutter sprach: „Tochter, Du warst ungehorsam! Das ist an dem Lohne zu erkennen, der so garstig ist.“ Die Mutter war betrübt darüber, ging zu der Aelteren, und nahm ihr gleichfalls Pferde, Kühe und Schafe ab; bei der jedoch war Alles schön. Dann ging die Mutter mit Tonchen in der Truhe nachsehen. Tonchen hatte dort viele Gewänder, und die glänzten wie pures Gold. Unter den Gewändern hatte sie einen großen Klumpen Gold, einen Klumpen Silber, und hundert Stück Ducaten. Auch goldne Schuhe hatte sie dort. Der Mutter war leid, daß Tonchen so viel hatte, und sie fragte die Tochter: „Habt Ihr Beide an einem Ort gedient?“ — „Ja wohl,“ antworteten sie. Die Mutter begann auf den Alten zu schelten. Tonchen aber sagte, es habe ihnen freigestanden zu wählen. Fränzchen habe sich

alles Schöne ausgeſucht, und habe übel gethan; ſie ſelbſt habe das Schlechtere genommen, denn ſie ſei in Furcht geweſen, weil ſie dem Alten Schaden gemacht und ihr ein Bäumlein verdorrt ſei; da es jedoch ſo gut mit ihr ausgefallen, ſo ſei ſie herzlich froh. Die Mutter ſprach zu Fränzchen: „Das iſt nicht recht von Dir, Tochter, daß Du nichts ſagſt von Deinem Ungehorſam, und von dem Schaden, den Du angerichtet!“ Fränzchen ſah ihre Schuld ein, und ſagte: „Mich däucht, Mutter, ich habe darin gefehlt, daß ich immer ſelbſt bei Seite aß, und wenn ich kochte, kein Kreuz über den Topf machte, und den Bettlern nicht gab; darum nahm mein Vorrath ſo ab. Die Bettler beklagten ſich über mich bei dem Alten, und er kam nnd machte mir Vorwürfe; doch als er fortging, murrte ich über ihn. Er hörte das hinter der Thür, und ward noch böſer auf mich. Er war ſo gut, und darum, däucht mich, hat mich Gott geſtraft, und mir ſo garſtige Sachen beſcheert, damit ich meinen Fehler erkenne, und damit ich mich beſſere.“

Der gläſerne Berg.

Es war ein Vater, der drei Kinder hatte; zwei waren Knaben, eins ein Mädchen. Nach dem Tode ihrer rechten Mutter bekamen ſie eine Stiefmutter. Die Stiefmutter hatte die Kinder nicht lieb, beſonders die zwei Knaben nicht. So oft ſie die Knaben anſah, gab ſie ihnen Schimpfnamen, und verwünſchte ſie, indem ſie zu ſagen pflegte: „Daß Ihr doch zu Raben würdet!“ Der Mann ermahnte ſie oft: „Weib, verwünſche meine Kinder nicht! Es könnte ihnen oder Dir ſelbſt etwas Böſes widerfahren.“ Allein ſie achtete nicht darauf, und als ſie die Knaben wieder einmal anſah, rief ſie wieder: „Daß Ihr doch zu Raben würdet!“ Kaum hatte ſie's gerufen, ſo wurden ſie wirklich zu Raben. Sie ſetzten ſich auf einen Baum vor dem Hauſe, und harrten, bis die Schweſter heimkäme. Als ſie kam, krächzten ſie traurig, und nahmen Abſchied von ihr.

Die Schweſter wußte ſogleich, daß ſie auf den gläſernen Berg verwünſcht ſeien, nur wußte ſie nicht, wo der gläſerne Berg wäre. Sie

machte ſich auf den Weg, um die Brüder zu ſuchen. Lange ging ſie. Endlich kam ſie zum Sonnenherrn, und fragte ihn, ob er nicht von dem gläſernen Berg wiſſe, auf den eine Zauberin ihre zwei Brüder verwünſcht habe. Der Sonnenherr antwortete: „Ich leuchte den ganzen Tag, allein auf den gläſernen Berg hab' ich noch nie geleuchtet. Weißt Du was, geh' zu meinem Bruder, dem Mondherrn, und frag' ihn! Hier aber geb' ich Dir zum Andenken ein Kleid. Verwahr's in einer Nußſchale!" Sie nahm das Kleid, verwahrte es in einer Nußſchale, bedankte ſich und ging zum Mondherrn. Als ſie hinkam, ſprach ſie: „Mich ſchickt Dein lichter Bruder, der Sonnenherr, damit ich Dich, den Mondherrn, frage, ob Du nicht von dem gläſernen Berg wiſſeſt, auf den eine Zauberin meine zwei Brüder verwünſcht hat." Der Mondherr antwortete: „Ich leuchte des Nachts auf häßliche und auf liebliche Orte, auf hohe Felſen und in tiefe Schlünde; allein von dem Berge weiß ich nicht. Ich will Dir aber rathen. Geh' zu meinem Vetter, dem Windherrn, und frag' ihn! Hier geb' ich Dir zum Andenken ein Kleid. Verwahr's in einer Nußſchale!" Sie nahm das Kleid, verwahrte es in einer Nußſchale, bedankte ſich und ging zum Windherrn. Der Mondherr leuchtete ihr in der Dunkelheit. Als ſie hinkam, ſprach ſie: „Mich ſendet Dein Vetter, der Mondherr, damit ich Dich, den Windherrn frage, ob Du nicht wiſſeſt, wo der gläſerne Berg iſt, auf den eine Zauberin meine zwei Brüder verwünſcht hat. Gern ging' ich hin; o ſei ſo gut mir zu rathen!" Der Windherr antwortete: „Ich blaſe ſchon Jahrhunderte, allein ſo weit hab' ich noch nie geblaſen. Wart' ein wenig, ich will gehen und blaſen. Blaſ ich hin, ſo ſei gewiß, daß ich Dir helfe!" In einer Weile kam er wieder und ſagte: „Ich habe bis hin geblaſen. Deine Brüder ſind am Leben und befinden ſich wohl. Du kannſt zu ihnen kommen; doch mußt Du thun, wie ich Dir rathe. Hier haſt Du einen Windſattel; ſetz' Dich auf ihn, und ich werde blaſen. Hier haſt Du auch runde Steinlein. Vermag ich nicht mehr zu blaſen, leg' ein Steinlein auf den gläſernen Berg, es wird kleben bleiben; tritt darauf, ſonſt glitſcht Dir der Fuß aus. Hab' ich ausgeruht, ſo reiten wir weiter. Und hier haſt Du auch ein Kleid; es wird Dir gute Dienſte leiſten. Verwahr's in einer Nußſchale!" Sie verwahrte das Kleid in einer Nußſchale, ſetzte ſich auf den

Sattel und ritt. Zuletzt begann der Windherr zu ermatten. Sie legte ein rundes Steinlein auf den gläſernen Berg, und ſtand darauf, bis der Windherr ausgeruht. So raſtete ſie einige Male, ſo daß am Ende kein Steinlein mehr übrig war. Da klagte der Windherr, er vermöge nicht weiter zu blaſen; allein in dem Augenblicke trat ſie auf den Gipfel des gläſernen Berges. Sie dankte dem Windherrn, und er kehrte zurück. Die beiden Brüder, die Raben, erkannten die Schweſter ſogleich, und riefen: „Herzgeliebte Schweſter, wie haſt Du uns hier gefunden?“ Die Schweſter entgegnete: „Ich war bei dem Sonnenherrn, dem Mondherrn und dem Windherrn, und der Letzte blies mich her. Ich bin gekommen, Euch zu fragen, wie ich Euch helfen könnte.“ — „O das biſt Du nicht im Stande!“ meinten die Brüder. „Was uns retten könnte, iſt ein zu ſchweres Werk!“ — „Ich gelob' Euch, daß ich's vollbringe!“ rief die Schweſter. Da gaben ſie ihr einen Pelz aus Mäuſefellen, und ſagten zu ihr: „Wohlan! Du darfſt drei Jahre kein Wörtlein ſprechen, ſtumm mußt Du leiden, und Dein Schickſal tragen, ſelbſt wenn Du an den Galgen kämſt. Und nun geh' als Bettlerin in die Welt!“ Sie ſchritt vom Berge hinab, indem ihr die Brüder beiſtanden.

Nun ging ſie, bis ſie zu einem Schloſſe gelangte, wo viele Diener waren, und ein großes Feſt gefeiert wurde. Der König des Schloſſes wollte ſich eine Gemahlin wählen. Eben verſammelten ſich die Gäſte, als auch ſie in das Schloß kam, die Bettlerin in ihrem Pelz aus Mäuſefellen. Man ließ ſie in dem Schloſſe, und gab ihr das Federvieh zu beſorgen. Als ſie gefragt wurde, ob ſie den Dienſt annehmen wolle, nickte ſie blos mit dem Kopfe. Es kam der Abend, wo der König wählen wollte. Sie fühlte Luſt, das Feſt zu ſehen, zog das Kleid des Sonnenherrn an und ging in den Saal. Da ſprach der König zu ſeiner Schweſter: „Traun, die Prinzeſſin gefällt mir! Welches Königs Tochter mag ſie ſein?“ Doch ſie verlor ſich bald, hüllte ſich wieder in den Mäuſepelz, und ging zu ihren Hühnern. Alles wunderte ſich, wohin ſie gerathen ſei; der König aber befahl, man möchte des nächſten Abends Acht haben, wem er zu trinken reichen würde. Des andern Abends zog ſie das Kleid des Mondherrn an, und begab ſich ſo in den Saal. Der König erkannte ſie ſogleich, reichte ihr zu trinken, und ließ ſeinen Ring in den Becher fallen,

Doch ſie verlor ſich, hüllte ſich wieder in den Mäuſepelz und ging zu ihren Hühnern. Man konnte ſie nicht finden. Da befahl der König: „Habt Acht, ob ſie des dritten Abends kommt! Ich wähle keine andre zur Gemahlin.“ — „Wir wollen ſie kennzeichnen,“ ſagte einer der Diener. „Sie ſoll uns nicht verloren gehen!“ Des dritten Abends zog ſie das ſchönſte Kleid, das des Windherrn, an, und begab ſich in den Saal. Der Diener tupfte ſie, ohne daß ſie es merkte, mit einer Farbe auf die Hand. Als ſie ſich nun verloren hatte, ſuchte man überall, bis man zu der Hühnermagd kam, die im Mäuſepelz bei ihren Hühnern ſchlief, und die war's, die das Kennzeichen an der Hand trug. Alles murrte, daß der König ein ſolches Weſen zur Gemahlin nehmen wolle; allein der König beſtand darauf. Er vermählte ſich mit ihr. Drei Vierteljahre verſtrichen, ohne daß ſie ein Wörtlein ſprach. Da mußte der König in den Krieg ziehen; ſie aber blieb daheim, und gebar von ihm einen Knaben. Die Hebamme nahm den Knaben, ging mit ihm zum Fluſſe, und wollte ihn ertränken. Auf einem Strauche beim Fluſſe ſaß ein Rabe und krächzte. „Du biſt mir lieber, als das Waſſer,“ rief die Hebamme, „Du wirſt mich nicht verrathen. Da nimm Dir das Kind!“ Dieſer Rabe war einer von den verwünſchten Brüdern der Königin; er nahm das Kind in ſeine Krallen und flog davon. Ihr, der Mutter, ſagte man, daß ſie eine Mißgeburt zur Welt gebracht, die man ihr gar nicht zeigen könne, und verſpottete ſie. Und als der König aus dem Kriege zurückkehrte, erzählte man ihm daſſelbe. Sie aber ſprach kein Wörtlein. Nach einiger Zeit mußte der König abermals in den Krieg. Die Königin weinte, denn ſie fürchtete, man würde ſie aus dem Leben tilgen, bevor der König käme. Sie gebar wieder einen Knaben, und die Hebamme nahm den Knaben wieder, und trug ihn zum Fluſſe, um ihn zu ertränken. Auf dem Strauche beim Fluſſe ſaß ein anderer Rabe, der zweite Bruder der Königin und krächzte. „Vortrefflich!“ rief die Hebamme. „Den Erſten hat der erſte gefreſſen, den Zweiten frißt der zweite, ohne daß es wer erfährt.“ Und ſie gab ihm das Kind, und der Rabe nahm's, und flog mit ihm davon. Der Mutter ſagte man, und dem König ſchrieb man, daß ſie wieder eine Mißgeburt zur Welt gebracht. Traurig kehrte der König aus dem Kriege zurück; er blickte düſter und unzufrieden, und da man ihm vorwarf, ſein häus-

liches Unglück sei die Strafe dafür, daß er eine stumme, verworfene Bettlerin genommen, verurtheilte er sie zum Galgen. Sie aber sprach kein Wörtlein. Geduldig bereitete sie sich zum Tode. Schon wurde sie zum Galgen geführt, schon ward ihr der Strick um den Hals gelegt. Da kamen plötzlich ihre zwei Brüder zu Rosse gesprengt, ein jeder hatte vor sich einen Knaben mit einem strahlenden Sterne, und mit lauter Stimme riefen sie: „Haltet ein! Schont die Unschuld! Gerechtigkeit!“ Und sie sprachen zu ihrer Schwester: „Die drei Jahre sind verflossen, unsere Befreiung ist durch Dich vollbracht. Hier hast Du Deine Kinder; in Rabengestalt haben wir sie aus den Händen der Hebamme gerettet und erzogen. Und nun, herzliebste Schwester, rede!“ Und die Königin dankte den Brüdern, und dann warf sie sich dem König zu Füßen und redete. Da enthüllte sich dem König die Wahrheit. Gerührt hob er die Königin vom Boden, und drückte sie mit Wonne an seine Brust. Die Hebamme aber befahl er auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen, und ließ auch über die Andern Gericht halten, die ihr gerathen hatten. Und nun lebten der König und die Königin glücklich mit einander, und die beiden Knaben mit den Sternen wuchsen zu stattlichen Jünglingen empor, und machten ihren Eltern Freude und Ehre, bis diese eines seligen Todes starben.

Vom Schafhirten und dem Drachen.

Es war ein Schafhirt, und als Schafhirt weidete er Schafe. Wenn er die Schafe weidete, blies er sich gewöhnlich eins auf seiner Hirtenpfeife, oder lag auf dem Boden, und sah nach dem Himmel, nach den Bergen, auf die Schafe und auf den grünen Rasen.

Eines Tags — es war im Herbst, zu der Zeit, wo die Schlangen in die Erde schlafen gehen — lag der liebe Schafhirt auf dem Boden, den Kopf auf den Ellnbogen gestützt, und schaute vor sich hin den Berg hinab.

Da sah er sein Wunder. Eine große Menge Schlangen kroch von allen Seiten zu dem Felsen heran, der gerade vor ihm stand; als

ſie bei dem Felſen angekommen, nahm jede Schlange ein Kraut, das dort wuchs, auf die Zunge und berührte mit dem Kraut den Felſen; dieſer öffnete ſich, und eine Schlange nach der andern verſchwand im Felſen.

Der Schafhirt erhob ſich vom Boden, befahl ſeinem Hunde Dunaj die Schafe zu weiden, und ging zu dem Felſen, indem er bei ſich dachte: „Muß doch ſehen, was das für ein Kraut iſt, und wohin die Schlangen kriechen!“ Es war ein Kraut, er kannt' es nicht; als er's aber abriß, und den Felſen damit berührte, öffnete ſich der Felſen auch ihm.

Er ging hinein und befand ſich in einer Höhle, deren Wände von Gold und Silber ſtrahlten. In der Mitte der Höhle ſtand ein goldner Tiſch; auf dem Tiſche lag, kreisförmig in ſich gewunden, eine ungeheure alte Schlange. Um den Tiſch herum lagen lauter Schlangen; alle ſchliefen ſo feſt, daß ſie ſich nicht rührten, als der Schafhirt eintrat.

Dem Schafhirten gefiel die Höhle, ſo lang' er in ihr herum ging; dann bekam er lange Weile, erinnerte ſich an die Schafe, und wollte zurück, indem er bei ſich dachte: „Hab' geſeh'n, was ich wollte, will jetzt geh'n.“ Es war leicht zu ſagen: „Will jetzt geh'n!“ — aber wie hinaus? Der Felſen hatte ſich hinter dem Schafhirten geſchloſſen, als er in die Höhle trat; der Schafhirt wußte nicht, was zu thun, was zu ſprechen, damit ſich ihm der Felſen öffne, und ſo mußte er in der Höhle bleiben.

„Ei, wenn ich nicht hinaus kann, will ich ſchlafen,“ ſagte er, hüllte ſich in ſeine Kotze, legte ſich auf den Boden und ſchlief ein.

Es ſchien ihm, daß er nicht lange geſchlafen, als ihn ein Rauſchen und Flüſtern weckte. Er blickt um ſich und meint, daß er in ſeiner Hütte ſchlafe; da ſieht er über ſich, um ſich die ſtrahlenden Wände, den goldnen Tiſch, auf dem Tiſche die alte Schlange, und um den Tiſch eine Menge Schlangen, die den goldnen Tiſch lecken, indem ſie dazwiſchen fragen: „Iſt's ſchon Zeit?“

Die alte Schlange läßt ſie reden, bis ſie langſam den Kopf erhebt und ſagt: „S' iſt Zeit!“

Als ſie dies geſprochen, ſtreckte ſie ſich vom Kopf bis zum

Schwanze wie eine Ruthe, kroch vom Tiſch auf den Boden, und begab ſich zum Eingang der Höhle. Alle Schlangen krochen ihr nach.

Der Schafhirt ſtreckte ſich gleichfalls, wie ſich's gehört, gähnte, ſtand auf, und ging den Schlangen nach, indem er bei ſich dachte: „Wo ſie gehen, will ich auch gehen.“ Es war leicht zu ſagen: „Will ich auch geh'n“ — aber wie?

Die alte Schlange berührte den Felſen: der öffnete ſich, und die Schlangen, eine nach der andern, ſchlüpften hinaus. Als die letzte Schlange draußen war, wollte auch der Schafhirt hinaus, allein, der Felſen ſchloß ſich ihm vor der Naſe, und die alte Schlange ziſchte ihm mit pfeifendem Tone zu: „Du, Menſchlein, mußt da bleiben!“

„Ei, was ſollt ich da bei Euch machen? Geſellſchaft habt Ihr keine, und ſchlafen werd' ich nicht in einem fort. Laßt mich hinaus, hab' die Schafe auf der Weide und zu Hauſe ein ſchlimmes Weib, das mich auszanken würde, käm' ich nicht zur Zeit nach Hauſe,“ ſagte der Schafhirt.

„Du darfſt nicht von hier, bevor Du nicht einen dreifachen Eid ablegſt, daß Du Niemandem ſagſt, wo Du geweſen, und wie Du zu uns gekommen,' pfiff die Schlange.

Was ſollte der Schafhirt thun? Gern ſchwor er einen dreifachen Eid, nur um hinaus zu kommen.

„Hältſt Du aber den Eid nicht, wird's Dir ſchlimm ergehen!“ drohte die alte Schlange, als ſie den Schafhirten hinaus ließ. —

Doch welche Verwandlung draußen! Dem Schafhirten begannen vor Schrecken die Knie zu zittern, als er ſah, wie ſich die Jahreszeit verändert habe, daß anſtatt Herbſtes Frühling ſei.

„O ich Aermſter, was hab' ich gethan, daß ich den Winter im Felſen verſchlief! Je, je, wo ſind' ich meine Schafe, und was wird mein Weib ſagen!“ So wehklagte er, indem er traurig zu ſeiner Hütte hinauf ſchritt.

Er ſah von weitem ſein Weib, das womit beſchäftigt war. Noch nicht vorbereitet auf ihre Vorwürfe, verſteckte er ſich in eine Hürde. Als er in der Hürde ſaß, ſah er, daß ein hübſcher Herr zu ſeinem Weibe trat und er hörte, daß er ſie fragte, wo ſie ihren Mann habe.

Das Weib begann zu weinen, und erzählte, wie eines Tags im Herbſte der Hirt die Schafe auf die Weide getrieben, und nicht mehr wiedergekommen. Der Hund Dunaj habe die Schafe gebracht, der Schafhirt, der ſei dahin. „Vielleicht haben ihn die Wölfe gefreſſen," ſchloß ſie, „vielleicht die Kobolde in Stücke zerriſſen!"

„Wein' nicht!" rief ihr der Schafhirt aus der Hürde zu. „Ich bin am Leben, mich haben nicht die Wölfe gefreſſen, noch die Kobolde in Stücke zerriſſen, ich hab' den Winter in der Hürde verſchlafen." Allein das bekam dem Schafhirten übel.

Sobald ſein Weib die Worte vernommen, hörte ſie auf zu weinen und fing an zu zanken: „Daß Dich das Wetter, Du fauler Schlingel! Biſt Du ein ordentlicher Menſch? Biſt Du ein Schafhirt? Empfiehlt die Schafe dem lieben Herrgott, legt ſich in die Hürde, und ſchläft wie die Schlangen im Winter!"

Der Schafhirt gab ſeinem Weibe im Stillen Recht; weil er aber nicht verrathen durfte, was mit ihm vorgegangen, ſchwieg er und muckste nicht. Der ſchöne Herr aber ſagte zu dem Weibe, ihr Mann habe nicht in der Hürde geſchlafen, er ſei wo anders geweſen, und wenn ihm der Schafhirt ſeine Frage beantworte, wolle er ihm viel Geld geben.

Das Weib giftete ſich furchtbar über ihren Mann, daß er ſie belogen, und wollte mit aller Gewalt wiſſen, wo er geweſen. Der ſchöne Herr aber ſchickte ſie fort, und verſprach ihr Geld, wenn ſie ſchweige. Er ſelbſt gedachte den Schafhirten zu packen.

Als das Weib ſich entfernt hatte, nahm der ſchöne Herr ſeine natürliche Geſtalt an, und da ſah der Schafhirt einen Zauberer aus den Bergen vor ſich ſtehen. Er erkannte ihn, weil ein Zauberer drei Augen im Kopfe hat. Der Zauberer war ein gewaltiger Mann, er konnte ſein Aeußres nach Belieben wechſeln, und wer ſich ihm widerſetzt hätte, den hätte er zum Beiſpiel in einen Widder verwandelt.

Der Schafhirt erſchrak entſetzlich vor dem Zauberer; er hatte noch größere Furcht vor ihm, als vor ſeinem Weibe. Der Zauberer fragte ihn, wo er geweſen, was er geſehen? Der Schafhirt erbebte bei der Frage. Was ſagen? Er fürchtete ſich vor der alten Schlange und vor dem Eidbruch, und vor dem dreiäugigen Zauberer fürchtete er ſich auch.

Als ihn aber der Zauberer zum dritten Male fragte, und zwar mit furchtbarer Stimme, wo er geweſen, und was er geſehen, und als ſeine Geſtalt, wie es ihm ſchien, immer größer und größer ward — da vergaß der Schafhirt des Eidſchwurs. Er bekannte, wo er geweſen, und wie er in den Felſen gekommen.

„Gut," ſprach der Zauberer, „jetzt komm' mit mir, und zeig' mir den Felſen und das Kraut!" Der Schafhirt mußte geh'n.

Als ſie zu dem Felſen kamen, riß der Schafhirt das Kraut ab, legte es auf den Felſen, und der Felſen öffnete ſich. Der Zauberer wollte aber nicht, daß der Schafhirt hinein gehe, noch ging er ſelbſt weiter, ſondern zog ein Buch hervor, und begann daraus laut zu leſen. Der Schafhirt ward blaß vor Angſt.

Da erzitterte auf einmal die Erde, aus dem Felſen ließ ſich ein Ziſchen und Pfeifen hören, und heraus kroch ein rieſiger Drache, in welchen ſich die alte Schlange verwandelt hatte. Aus dem Rachen loderte Feuer, der Kopf war rieſengroß, mit dem Schwanze ſchlug er links und rechts, und berührte er einen Baum, ſo ſchmetterte er ihn nieder.

„Wirf ihm die Halfter um den Hals!" befahl der Zauberer, indem er dem Schafhirten eine Art Zaum reichte, ohne die Augen vom Buche zu wenden. Der Schafhirt nahm den Zaum, fürchtete ſich aber dem Drachen zu nahen; erſt als ihm der Zauberer zum zweiten und dritten Male gebot, war er bereit, zu gehorchen. Doch ach des armen Schafhirten! Der Drache drehte ſich hin und her, und eh' ſich's der Schafhirt verſah, ſaß er auf des Drachen Rücken, und der Drache flog mit ihm in die Luft empor. In dem Augenblicke ward es pechfinſter; nur das Feuer, das der Drache aus Rachen und Augen ſpie, leuchtete auf den Weg. Die Erde zitterte, die Steine kollerten von den Bergen in die Thäler. Zornig ſchlug der Drache mit ſeinem Schwanze links und rechts, und rechts und links, und die Buchen, die Tannen, die er traf, zerbrachen wie Rüthlein — und er ſprudelte ſo viel Waſſer nieder, daß es von den Bergen ſtrömte, dem Wagfluß gleich. Das war etwas Schreckliches, Entſetzliches: der Schafhirt war halbtodt.

Allmählig aber ſchien ſich die Wuth des Drachen zu dämpfen; er ſchlug nicht mehr mit dem Schwanze, er ſprudelte kein Waſſer, er ſpie kein Feuer mehr. Der Schafhirt kam zur Beſinnung, und meinte, der

Drache werde ſich hinunter laſſen. Doch dieſer hatte nicht genug, er wollte den Schafhirten noch ärger ſtrafen. Höher und immer höher ſtieg der Drache in die Luft, beſtändig höher und höher, bis dem Schafhirten die rieſigen Berge und Wälder wie Ameiſenhaufen erſchienen, und immer noch höher ſtieg er, und als der Schafhirt nichts als Sonne, Sterne und Wolken erblickte, blieb der Drache mit ihm in der Luft hangen.

„Je, je, du lieber Gott, was fang' ich an! Da hang' ich in der Luft. Spring' ich hinunter, ſchlag' ich mich todt, und in den Himmel hinauf kann ich nicht fliegen," wehklagte der Schafhirt, und begann bitter zu weinen. Der Drache muckste nicht. „O Drache, großmächtigſter Herr Drache, habt Erbarmen mit mir!" bat er. „Fliegt mit mir wieder hinunter! Mein' Lebtag' will ich Euch nie mehr in Zorn bringen!" Ein Stein hätte ſich über den armen Schafhirten erbarmt; der Drache ſchnaubte und geiferte, ſprach nicht eine Silbe und rührte ſich auch nicht.

Da ſchlägt auf einmal an's Ohr des Schafhirten Lerchengeſang. Der Schafhirt freute ſich. Näher und näher flog die Lerche zu ihm, und als ſie über ihm ſchwebte, bat ſie der Schafhirt: „O Lerche, du gottgefällig Vöglein, ich bitte Dich, flieg' zum himmliſchen Vater, und klag' ihm meine Noth! Sag' ihm, daß ich ihn ſchön grüßen laſſe, und ihn um ſeine Hilfe fleh'!"

Die Lerche flog zum himmliſchen Vater und richtete die Bitte des Schafhirten aus. Und der himmliſche Vater erbarmte ſich über den Schafhirten, ſchrieb etwas mit goldner Schrift auf ein Birkenblatt, ſteckte das Blatt der Lerche in den Schnabel, und befahl ihr, es auf das Haupt des Drachen niederzulaſſen.

Die Lerche flog, ließ das Blatt, das mit goldner Schrift beſchriebne, auf des Drachen Haupt fallen, und in dem Augenblicke ſtieg der Drache mit dem Schafhirten zur Erde hinab.

Als der Schafhirt zur Beſinnung kam, ſah er, daß er bei ſeiner Hütte ſtand, ſah den Hund Dunaj, wie er die Schafe weidete, nahm's Betglöcklein wahr — und die Geſchichte iſt alle.

Der Teufel gebändigt.

1. Die gesäuberte Mühle.

Am Radhoft war ein sehr armer Müller. Als er sich in der größten Noth befand, kam der Teufel zu ihm und fragte: „Müller, warum bist Du so traurig?“ — „Wie soll' ich nicht traurig sein! entgegnete der Müller. „Hab' neun Kinder und nichts zu leben. Was soll ich anfangen?“ — „Weißt Du was, Du wirst nicht mehr so lange leben, verkauf mir die Mühle auf dreihundert Jahre.“ — „Giebst Du mir baares Geld?“ — „Hatt' ich kein baares Geld, so würd' ich Dir die Mühle nicht abkaufen wollen. Was verlangst Du für die Mühle auf die dreihundert Jahre?“ — „Um weder mich noch Dich zu betrügen, so viel, als Du dreimal tragen kannst.“ — „Du bist recht dumm! Hättest Du gesagt, so viel als in unserer Gewalt ist, hättest Du's Alles haben können.“ —„Meinst Du, ich hätt' es nicht gesagt, wenn ich's gewußt hätte?“ — „Geschehn ist geschehn. Willst Du das Geld heut oder morgen?“ — „Freilich heut. Morgen muß ich zahlen, was ich schuldig bin.“ Der Teufel brachte ihm dreimal Geld, der Müller nahm's und sagte: „Aber ich geh' Dir nicht eher von hier, als bis ich sterbe.“ — „Ich jag' Dich nicht fort; doch ist es schlimm, daß wir keine Zeugen haben.“ — „Wir brauchen keine Zeugen. Mach' ich mein Testament, so setz' ich hinein, daß meine Kinder von hier fort sollen.“ So geschah's. Das Jahr darauf starb der Müller, und setzte in das Testament, daß die Kinder aus der Mühle fort sollten. Der Teufel wohnte zweihundert Jahre dort.

Nach zweihundert Jahren zog ein alter Husar aus dem Kriege heim, dem ein Bein abgeschossen war. Er hatte eins von Holz. Er kam zum dolno - bewaner Vogt, und bat: „Seid so gut, gebt mir etwas zu essen.“ — „Was wollt Ihr, Herr Husar?“ fragte der Vogt. — „Ihr seht ja, daß ich ein lahmer Soldat bin. Was Ihr mir gebt, mit dem bin ich zufrieden.“ — „Mit Freuden will ich Euch aufwarten. Aber sagt, was giebt's Neues in der Welt?“ — „Krieg in allen Ecken, wie Euch bekannt. Eher werdet Ihr etwas Neues wissen.“ — „Was soll' ich Neues bei uns wissen, außer daß wir da eine Mühle haben, in der der Teufel schon zweihundert Jahre wohnt, und noch hundert

Jahre wohnen ſoll." — „Mein' Seel', einen ſo alten Teufel möcht' ich gern ſehen! Herr Vogt, gebt mir einen Boten. Brot und Licht, daß ich mir die Mühle anſchauen kann!" Der Bote kam, trug für den Huſaren Speiſe, Trank und Licht, und ſo gingen ſie. Als ſie blos noch eine Viertelſtunde von der Mühle waren, ſagte der Bote: „Herr Huſar, dort iſt die Mühle!" und wies mit dem Finger hin. „Was brauch' ich Dein Fingerzeigen!" verſetzte der Huſar. „Mußt mit mir hinein." — „Und wenn Ihr mich auf der Stelle todtſchlagen wolltet, geh' ich doch nicht mit Euch." Was ſollte der Huſar thun, da er ſah, daß der Menſch Furcht hatte? Er nahm ſeine Sachen, und ging allein. Als der Huſar in die Mühle kam, war Niemand zu Hauſe; er nahm ſeine Sachen, legte ſie auf den Tiſch, und zündete Licht an. Da ſaß er nun allein bis zehn Uhr. Um die zehnte Stunde klopfte Jemand an die Thür. Der Huſar am Tiſche rief: „Biſt Du der Teufel, ſo komm' herein in die Stube. Du weißt, daß ich der lahme Huſar bin." Der Teufel trat ein. „Du biſt alſo der Teufel?" ſagte der Huſar. „Man erzählt ſich, daß Du ein erzſchlechter Kerl biſt. Haſt ja ſpaniſche Kleider an." Der Teufel war in grünen Kleidern gekommen. Er antwortete: „Freilich, Herr Huſar! Es ſind heut vierzehn Tage, daß ich für dies Gewand hundert Gulden in Silber gezahlt." — „Warum gehſt Du denn aus der Mühle?" — „Kann ich in der Mühle ſein, wenn ich anderswo zu thun habe, und ohnehin keine Burſchen zum Mahlen da ſind? Aber ich bleibe nur noch hundert Jahre allein, nach hundert Jahren werden wir Vier ſein." — „Brauchſt nicht ſo lang' auf Geſellſchaft zu warten, kannſt Dich gleich fortpacken." — „Oho! Was Du da für Weſen machſt!" „Ich mein', daß ich mich nicht vor Dir fürchte. Hab' mir ſchon längſt gewünſcht, ſolch einen Teufel zu ſehen, wie Du biſt." — „Willſt Du keinen Contract mit mir ſchließen?" — „Was Contract! Ich ſag' Dir: pack' Dich, oder Dir ſoll's ſchlimm ergehen!" Der Huſar war im Glauben feſt, und verſtand den Teufel zu bannen. Als der Teufel nicht ging, faßt' er ihn, trug ihn zur Mühle, und mahlte ihn dort, bis er ihm ein gut Drittheil von ſeinem Steiß abgemahlt. „O laß mich, Huſar!" ſchrie der Teufel vor Schmerzen. „Mein' Lebtag' will ich nicht mehr in die Mühle kommen!" Da der Teufel ſich ſo verſchwor, ließ der Huſar ihn laufen.

Des Teufels Weg bei ſeiner Flucht führte über den Radhoſt. Eben trug ein Schmied einen Blasbalg über den Berg, und hatte einen Schuſter beredet, ihm tragen zu helfen. Es begann zu regnen. „Was zu thun?“ ſagte der Schmied. „Eh' daß wir naß werden, ziehen wir lieber den Blasbalg aus einander und kriechen hinein!“ Und ſie krochen Beide in den Blasbalg, und ließen nur die Köpfe draußen, um nicht zu erſticken. Da kam der Teufel gerannt, dem noch ſein Steiß brannte, und deſſen Kopf von den ausgeſtandenen Schmerzen noch ganz verwirrt war, ſah ſie und ſprach: „Bin ſchon ein ſo alter Teufel, dreimal ſo alt als die Stadt und die Berge hier, doch hab ich noch niemals ein Thier geſehen, das zwei Köpfe gehabt hätte, und nur einen Bauch. Muß gleich zu meiner Alten, und ſie fragen, ob ſie je ſo was geſchaut!“ Und er rannte weiter. Der Schmied aber und der Schuſter warteten nicht, bis er wieder käme, ſondern krochen heraus, drückten den Blasbalg zuſammen, und liefen, was ſie konnten. Sie hatten, ungleich dem Huſaren, Furcht, der Teufel könnte ſie hohlen.

2. Jura.

Es war ein ſehr reicher Bauer, der hatte einen einzigen Sohn An dem Sohne hatte er ſeine Freude. Er ſagte zu ſeinem Weibe: „Weib, warte mir das Kind gut, daß es ſtark werde, und uns einſt zur Hand ſei!“ Als das Söhnlein ſieben Jahre alt war, hatt' es immer nur gegeſſen. Kaum war Jura vierzehn Jahre alt geworden, ſchickten ihn die Aeltern fort, daß er ſich einen Dienſt ſuche; ſie konnten ſeinen Appetit nicht mehr ſtillen.

Jura kam zu einem Bauer. Es war nur die Bäuerin zu Hauſe. Er bat um einen Dienſt. Die Bäuerin ſagte, als ſie den ſtämmigen Burſchen ſah: „Wart' ein wenig, bis mein Mann kommt; er nimmt Dich ſicher auf.“ Sie gab ihm einen Laib Brot: er verſpeiſte ihn ſogleich. Da machte die Bäuerin große Augen. Als der Bauer kam, gefiel ihm der Burſche; er ſei tüchtig, er werde ihm gute Dienſte thun. „Wie viel Lohn verlangſt Du für ein Jahr?“ fragte ihn der Bauer. „Nichts, gar nichts,“ entgegnete Jura, „außer was ich eſſe, und an Kleidern zerreiße.“ Sobald die andern Bauern dies hörten, kamen ſie um

zu ſehen, was das für ein Burſche ſei, der für kein Geld dienen wolle. Jura ſagte wieder zu dem Bauer: „Ich verlange keinen Lohn; aber bevor ich fortgehe, geb' ich Euch drei Kopfſtücke.“ Darein wollte der Bauer nicht willigen; Geld ja, drei Kopfſtücke — nein. „Ei ſo mach's,“ redeten ihm die Nachbarn zu; „drei Kopfſtücke wirſt Du doch aushalten!“ Der Bauer ließ ſich bereden und Jura blieb bei ihm.

Jura aß der Bäuerin zu viel; zwei Metzen Kartoffeln und Brot aus einer Metze Mehl blos zum Frühſtück waren ſein gewöhnlicher Bedarf. Aber der Bauer wollte ihn nicht gehen heißen; er fürchtete ſich vor den drei Kopfſtücken. Die Bäuerin ſtiftete den Bauer an, er möchte ihn in die Teufelsmühle ſchicken, damit ſie ſeiner auf gute Art los würden. Der Bauer befahl alſo, Jura ſolle Korn auf den Wagen laden, und in die Mühle fahren, wo Niemand mahlte, als lauter böſe Geiſter. Jura fuhr. Als er in die Mühle kam, wollte er das Getreide abladen; allein die Geiſter ſagten: „Laß nur, die Geſellen werden es ſchon abladen. Du komm, und zeig' an dieſer großen Truhe mit Gelde, wie ſtark Du biſt. Hebſt Du ſie auf, ſo iſt ſie Dein.“ Jura ſagte: „Erſt heb' einer von Euch, dann will ich heben.“ Ein Geiſt hob ſie eine Viertelelle hoch, Jura eine halbe. „Daran iſt's nicht genug,“ ſagten die Geiſter; „Du mußt einen Mühlſtein in die Höhe werfen.“ Jura erwiederte: „Erſt werf einer von Euch, damit ich ſehe, wie ſtark Ihr ſeid!“ Ein Geiſt warf, und der Mühlſtein blieb fünf Minuten in der Luft; da warf Jura, und ſie mußten eine halbe Stunde warten, eh' der Mühlſtein herunter fiel. Nachdem Jura dieſen Wurf gethan, war das Getreide gemahlen, und auf den Wagen geladen, auch die Truhe ſammt dem Gelde. Jura fuhr nach Hauſe. Kaum ſah ihn die Bäuerin von weitem, ſo rief ſie: „Sei uns der Himmel gnädig, auch die Teufel konnten nicht mit ihm fertig werden!“ Als Jura mit ſeiner Ladung nach Hauſe kam, ſagte er zu dem Bauer: „Herr, da habt Ihr Euer Mehl, und Geld dazu auf das Uebrige!“ Das Geld und das Mehl waren der Bäuerin wohl recht; aber Jura aß ihr zu viel. Der Bauer mußte ihn wieder in die Mühle ſchicken, damit ihn vielleicht die Teufel dort behielten. Dies Mal führte Jura bei den Geiſtern ein noch merkwürdigeres Stückchen aus. Er warf einen Mühlſtein mehrmals in die Höhe, und das eine Mal warf er ihn mit ſolcher Gewalt, daß ſie zwei Stunden

warteten, und der Stein nicht herunter fiel. Jura lud wieder unverſehrt ſein Recht auf und fuhr nach Hauſe. Als er nach Hauſe kam, lag der Richtſtein vor dem Pferdeſtall; ſo weit hatte er ihn geſchleudert. Jura ſtieß ihn mit dem Fuße weg, indem er ſagte: „Da wirſt du gut liegen, wir haben ohnehin viel Koth im Hofe.“ Der Bauer wäre ſeiner gern los geworden, denn die Bäuerin ließ ihm keine Ruhe; allein er fürchtete ſich vor den drei Kopfſtücken. Der Bauer ſchickte die Tochter bitten. Die Tochter bat: „Jura, ſchenk' meinem Vater die drei Kopfſtücke!“ — „Kann nicht ſein,“ entgegnete Jura. „Eins will ich ihm ſchenken, zwei muß er anhalten.“ Die Tochter bat noch ſchöner: „Lieber Jura, haſt Du ihm ſchon eins geſchenkt, ſchenk ihm auch noch die zwei!“ — „Nun, Deinetwegen,“ ſagte Jura; „weil Du ſeine Tochter biſt, ſo thu' ich's Dir zu Gefallen.“ Niemand war froher als der Bauer. Er wollte Jura kleines Geld geben, ſo viel er begehrte; der aber ſprach: „Laßt mir von dem Gelde eine Flinte machen, vier Centner ſchwer, und eine Taſche, acht Centner ſchwer! Bis das fertig iſt, will ich gehen.“ Der Bauer ſäumte nicht, ihm Alles machen zu laſſen, und Jura nahm's, und ging ſeiner Wege in die Welt.

Er ging und kam in einen großen Wald, und in dem Walde ſtand ein wüſtes Schloß, worin pechſchwarze Nacht war. Jura machte Licht, und fand drei Höllengeiſter, die drei Prinzeſſinnen bewachten. Er fragte den erſten Geiſt: „Giebſt Du mir Deine Prinzeſſinnen oder nicht?“ — „Geb' ſie nicht,“ verſetzte trotzig der Geiſt. Da packte Jura den Geiſt und ſchleuderte ihn auf den Fußboden, und zwar ſo gewaltig, daß er ein Loch durch den Fußboden ſchlug, und der Geiſt drei Stockwerke tief bis in den Keller fiel. Eine Prinzeſſin hatte Jura nun befreit, und bekam einen goldnen Stern von ihr. Er ging zu dem zweiten Geiſt, und fragte ihn: „Giebſt Du mir Deine Prinzeſſin oder nicht?“ Da der zweite Geiſt das Loos des erſten geſehen, war er gewitzigt, und lieferte die Prinzeſſin ohne Widerſtand aus. Die zweite Prinzeſſin gab Jura einen goldnen Mond. Nun ging Jura auf den dritten Höllengeiſt los; der aber weigerte ſich durchaus ſeine Prinzeſſin herzugeben. Da ward der gute Jura grimmig, und packte den Geiſt, und rüttelte und ſchüttelte ihn, daß er in lauter Staub zerflog, und kein Knöchlein von ihm übrig blieb. Die dritte Prinzeſſin gab

Jura eine goldne Sonne. Als alle drei Prinzeſſinnen befreit waren, wollte Jura mit ihnen gehen, und ſie zu ihrem königlichen Vater führen; allein der zweite Geiſt verurſachte ihm fortwährend Finſterniß. Doch Jura zauſte ihn, daß er endlich aufhörte; auch begannen Sterne, Mond und Sonne den Prinzeſſinnen ſo zu leuchten, als ob helle Nacht und heller Tag zugleich geweſen wären. Da der Höllengeiſt ſah, daß ſein Spiel fruchtlos ſei, begann er Jura zu bitten: „Laß mich nicht allein hier, laß mich mit Dir gehen!“ Jura wies ihn ab. Allein der Geiſt flehte: „Ich mag nicht allein hier bleiben, ich muß mit Dir gehen!“ „Nun,“ ſprach Jura, „ſo komm denn, wenn Du Dich hier in der Einſamkeit fürchteſt! Aber weil Du ein gar ſo erbärmlicher Kerl biſt, ſo kriech' in die Flinte da!“

Schnell verbreitete ſich im ganzen Königreiche die Nachricht, daß die drei Prinzeſſinnen befreit ſeien. Ueberall wurde Jura mit ihnen auf das feſtlichſte empfangen. Vor der Hauptſtadt kam ihm der König ſelbſt in einem achtſpännigen Wagen entgegengefahren. Als Jura in den Wagen ſtieg, brach der Wagen von Jura's Gewicht zuſammen. Sie mußten einen eiſernen Wagen herbeiſchaffen, damit Jura in das Schloß fahren könnte. Im Schloßhofe wünſchte der König einen Schuß aus Jura's Flinte zu hören. „Haltet Euch Ohren und Naſe zu, und ſteht feſt auf Euren Füßen!“ rieth Jura, „ſonſt könnt' Euch leicht was Unangenehmes widerfahren.“ Jura ſchoß; da zerſplitterten alle Fenſter in der Stadt in tauſend Scherben, die Erde begann zu zittern, wie bei einem Erdbeben, der Kirchthurm ſtürzte ein, und die Prinzeſſinnen ſahen den Höllengeiſt aus der Flinte fliegen, und zeigten ihn auch ihrem Vater. Nun ward getafelt, geſchmauſt und gezecht, wobei Jura's guter Appetit nicht weniger Bewunderung erregte, als früher ſein Meiſterſchuß; ja der König bot ihm ſogar eine der Prinzeſſinnen zur Gemahlin an, voll Begier, einen ſo gewaltigen Schwiegerſohn zu bekommen. So ward Jura König, und was er dann alles vollbrachte, davon ſei lieber geſchwiegen, weil es zu unglaublich iſt, es folglich Niemand für baare Münze annehmen würde. Ein Glück war es, daß Jura bei ſeiner unglaublichen Kraft auch Verſtand und ein gutes Herz beſaß, ſo daß er als ein glorreicher König regierte.

Der Thiere Herbſtgeſpräch

Im Herbſt, wenn der ſcharfe Wind bläſt, beginnt die Ziege, weil ſie erfroren iſt, ſich auf der Weide zu ſchütteln, und ſchreit, damit der Hirt nach Hauſe treibe, ſo laut ſie kann: „Mich friert ſchon, weh!“ Der Widder, der noch nicht nach Hauſe mag, weil er einen warmen Pelz hat, geht um die Schafe herum, und antwortet der Ziege verdrießlich: „Noch liegt ja kein Schnee!“ Zur Kirchweih' hat's das Flügelvieh gut; es bekommt Brocken von den Kuchen und manchmal auch eine Handvoll Korn. Das gefällt dem Hahn, er ſchlägt mit den Flügeln, ſtreckt den Hals und fragt: „Wie lang' noch ſchmauſen wir ſo froh?“ Der Gänſerich, der im Hof herumwackelt, antwortet ihm: „'ne Woche lang, 'ne Woche lang,“ und der Enterich ſtimmt ihm bei: „Sieben Tag', ſieben Tag'.“ Aber das abgeſpänte Kalb im Stalle, das kein Futter bekommt, weil die Magd in's Wirthshaus zur Muſik iſt, und ſich dort verſpätet hat, und das nun hört, wie lang noch die Kirchweih' währen ſoll, das klagt erbärmlich: „Muh, muh! Hu, hu!“

Wer hat die Tauben gegeſſen?

Ein Schuſterweib briet zwei junge Tauben, eine für ſich und eine für ihren Mann, briet ſie fein goldgelb, ſtellte ſie auf den Ofen, und ging hinaus. Der Schuſter ſchuſterte indeß. Zeitweilig erhob er ſeinen Schmecker, und ſog den lieblichen Duft in ſich, der ſich rings im Zimmer verbreitete. Endlich übte der Duft eine ſolche Gewalt auf ihn, daß er ſich nicht länger auf ſeinem Stuhle halten konnte. Kaum hatte ſein Weib den Fuß vor die Thüre geſetzt, ſo war er von ſeinem Stuhle auf, und bei der Pfanne. Bevor er jedoch nach einem Täublein griff, lauſchte er, ob ſein Weib nicht in der Nähe ſei, und dies aus dem Grunde, weil er ſich vor ſeinem Weibe fürchtete. Er leugnete es zwar, doch war es ſo. Draußen war alles ſtill, und der Schuſter zog in aller Geſchwindigkeit ein Täublein aus der

Pfanne, und verſpeiſte es. Der Naſchhafte hat genug am Lecken, der Hungrige am Satteſſen, iſt ein altes Sprichwort. Aber der Schuſter war naſchhaft und hungrig zugleich, darum begnügte er ſich nicht mit einem Täublein, ſondern machte ſich ohne weiteres Bedenken auch über das zweite her, und aß es auf.

Hierauf ſetzte er ſich auf ſeinen Dreifuß und ſchuſterte fort. Sein Weib kam in die Stube, und weil es eben Mittag war, ſtellte es die Teller auf den Tiſch, und trug das Eſſen auf. Alles ging in der Ordnung; als es jedoch zum Braten kam, entſtand ein Sturm. „Wer hat die Tauben gegeſſen?“ hallte der erſte Donnerſchlag.

„Mich frag' nicht, ich nicht, hab' ja gar nicht gewußt, daß Du welche brateſt,“ ertönte es zur Antwort, und ſo ging's in einem fort, Frage auf Frage, Antwort auf Antwort. Der Schuſter bekannte nichts, bis er zuletzt ſagte, ſein Weib müſſe die Tauben ſelbſt gegeſſen haben.

„Nun gut, laſſen wir das Streiten! Aber von jetzt an reden wir Keiner mit dem Andern. Wer zuerſt den Mund aufthut, der iſt ſchuldig, der hat die Tauben gegeſſen!“ So entſchied des Schuſters Weib, und bei dem Ausſpruche mußt' es bleiben.

Von dem Augenblicke an war's in des Schuſters Hauſe ſtill. Es verdroß Beide genug; das Weib des Schuſters konnte nicht zanken und klatſchen, dem Schuſter war ſchwer um's Herz, daß er nicht antworten und ſingen konnte, und lieber hätte er ſein Weib zanken hören, als daß er dieſe Todesſtille ertragen mußte. Doch zu reden anfangen wollte trotzdem Keiner von Beiden. Schon war's der dritte Tag, ſeit ſie zum letzten Male mit einander geredet, als ein Wagen bei ihrem Häuschen hielt, der Bediente herabſprang, und nach dem Wege zur Stadt fragte. Bereits hatte des Schuſters Weib den Mund geöffnet, um zu antworten, aber plötzlich ſetzte es ſich wieder, und zeigte nur mit der Hand, nach welcher Seite ſie fahren ſollten, und der Schuſter that daſſelbe.

Als der Bediente zurückkam, berichtete er ſeinem Herrn, in dem Häuschen ſeien zwei Stumme. Zugleich lief des Schuſters Weib, das etwas ausgeſonnen, aus dem Häuschen, und kroch zu dem Herrn in den Wagen, indem es ihm zu verſtehen gab, daß es ihm den

Weg zeigen wolle. Der Herr machte Platz, der Kutſcher ſchnalzte, und ſie fuhren fort.

Da ſchrie der Schuſter aus dem Fenſter: „Weib, mein liebes Weib, fahr' mir nicht weg, und verzeih mir! Die Tauben hab' ich gegeſſen.“

Das Weib brach in ein Gelächter aus, und erzählte nun dem Herrn die ganze Geſchichte. Der Herr lachte herzlich, und gab dem Schuſtersweib einen Ducaten, damit es andere Tauben zum Braten kaufe. Von dieſen jedoch bekam der naſchhafte Herr Ehegemahl nicht den kleinſten Biſſen.

Der Lange, der Breite und der Scharfäugige.[15])

Es war ein König, und er war ſchon alt, und hatte nur einen einzigen Sohn. Einſt berief er den Sohn vor ſich und ſprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, Du weißt wohl, daß reifes Obſt abfällt, um anderem Platz zu machen. Mein Haupt reift auch allmählig, und vielleicht wird es die Sonne bald nicht mehr beſcheinen; aber eh' ich ſterbe, möcht' ich doch noch gern meine künftige Tochter, Deine Gemahlin, ſchau'n. Nimm Dir ein Weib, mein Sohn!“

Und der Königsſohn ſprach: „Gern, o Vater, möcht' ich Deinen Willen vollziehen; doch ich habe keine Braut, ich kenne keine.“

Da griff der alte König in die Taſche, zog einen goldenen Schlüſſel heraus, und gab ihn dem Sohne: „Geh' in den Thurm hinauf, in's oberſte Stockwerk, blick' dort um Dich, und ſag' mir welche Braut Du am liebſten hätteſt.“

Der Königsſohn ſäumte nicht, und ging. Noch nie in ſeinem Leben war er dort oben geweſen, und hatte auch nie gehört, was es dort gebe.

Als er hinauf kam bis in das letzte Stockwerk, ſah er an der Decke eine kleine eiſerne Thür gleich einem Deckel, und ſie war verſchloſſen; die öffnete er mit dem goldenen Schlüſſel, hob ſie in die Höhe, und trat über ſie empor. Da war ein großes, rundes Gemach,

die Decke blau wie der Himmel in heitrer Nacht, silberne Sterne glänzten an ihr; der Fußboden war mit einem grünen Seidenteppich überzogen, und rings in der Mauer waren zwölf hohe Fenster in goldenen Rahmen, und in jedem Fenster auf krystallenem Glas war eine Jungfrau mit Regenbogenfarben abgebildet, mit einer Königskrone auf dem Haupt, in jedem Fenster eine andere in anderem Gewand, aber jede schöner als die andere, so daß der Königssohn ganz geblendet war. Und während er sie so voll Verwunderung betrachtete, ohne zu wissen, welche er wählen solle, da begannen sich die Jungfrauen zu bewegen, als ob sie lebendig wären, und blickten nach ihm, und lächelten ihn an, als ob sie sprechen wollten.

Da bemerkte der Königssohn, daß eins der Fenster mit einem weißen Vorhang verhüllt sei, und er zog den Vorhang weg, um zu sehen, was es dahinter gebe. Da war eine Jungfrau in weißem Gewand, mit einem Silbergürtel gegürtet, mit einer Perlenkrone auf dem Haupt; sie war die schönste von Allen, aber traurig und bleich, als ob sie aus dem Grabe gestiegen wäre. Der Königssohn stand lange vor dem Bilde wie im Traum, und während er sie so betrachtete, ward ihm weh um's Herz und er sprach: „Die will ich und keine Andere!" Und sobald er das Wort gesprochen, neigte die Jungfrau das Haupt, ward roth wie eine Rose, und in dem Augenblicke verschwanden die Bilder alle.

Als er wieder hinunter kam, und dem Vater sagte, was er gesehen und welche Jungfrau er sich gewählt, betrübte sich der alte König, bedachte sich und sprach: „Du hast übel gethan, mein Sohn, daß Du enthüllt hast, was verdeckt war, und hast Dich mit Deinem Worte in große Gefahr begeben. Diese Jungfrau ist in der Gewalt eines bösen Zauberers, in eisernem Schlosse gefangen; wer es bisher noch versucht hat, sie von dort zu befreien, ist nie mehr wiedergekehrt. Allein was geschehen, läßt sich nicht ungeschehen machen; gegebenes Wort ist Gesetz. Geh', versuch' Dein Glück, und kehr' wohlbehalten heim!"

Der Königssohn nahm Abschied von dem Vater, setzte sich auf's Roß, und ritt fort, um die Braut zu holen. Und er gelangte in einen großen Wald, und ritt in einem fort durch den Wald, bis er endlich den

Weg verlor. Und als er ſo im Dickicht und zwiſchen Felſen und Sümpfen mit ſeinem Roß umherirrte, ohne zu wiſſen, wohin, hörte er Jemanden hinter ſich rufen: „He da, wartet!“ Der Königsſohn ſah ſich um, und erblickte einen hochgewachſ'nen Menſchen, der ihm nacheilte. „Wartet und nehmt mich mit Euch, und nehmt Ihr mich in Eure Dienſte, werdet Ihr's nicht bereu'n!“

„Wer biſt denn Du?“ ſprach der Königsſohn, „und was kannſt Du?“

„Ich heiße der Lange und kann mich ausſtrecken. Seht Ihr dort auf der hohen Tanne das Vogelneſt? Ich lang' Euch das Neſt herunter, ohne daß ich hinaufzuklettern brauche.“

Und er begann ſich auszuſtrecken, ſein Leib wuchs mit Schnelligkeit, bis er ſo hoch war, als die Tanne; dann langte er nach dem Neſte, und augenblicklich ſchrumpfte er wieder ein, und reichte es dem Königsſohn.

„Du verſtehſt Deine Sache gut, allein was helfen mir Vogelneſter, wenn Du mich aus dem Walde nicht hinausführen kannſt!“

„Hm, das iſt leicht!“ ſprach der Lange und begann ſich wieder auszuſtrecken, bis er dreimal ſo hoch war, als die höchſte Föhre im Walde; er blickte ringsum und ſagte: „Auf jener Seite dort iſt der nächſte Weg aus dem Walde.“ Dann ſchrumpfte er wieder ein, nahm das Pferd beim Zaume und ging voran, und ehe ſich's der Königsſohn verſah, hatten ſie den Wald hinter ſich. Vor ihnen war eine weite Ebene, und hinter der Ebene hohe graue Felſen, wie Mauern einer großen Stadt, und waldbewachſene Berge.

„Dort, Herr, geht mein Kamerad,“ ſprach der Lange, und zeigte ſeitwärts auf die Ebene, „den ſolltet Ihr gleichfalls zu Euch nehmen; er würde uns wahrlich treffliche Dienſte leiſten.“

„Schrei' nach ihm und ruf' ihn, daß ich ſehe, was an ihm iſt.“

„Es iſt etwas weit, Herr,“ ſprach der Lange, „kaum würd' er mich hören, und lange würd' es dauern, eh' er käme, weil er viel zu tragen hat. Ich will ihn lieber holen.“ Da ſtreckte ſich der Lange wieder in die Höhe, daß ſein Kopf bis in die Wolken reichte, machte zwei, drei Schritte, faßte den Kameraden beim Arm, und ſtellte ihn

vor den Königssohn. Es war ein muskulöser Kerl, und hatte einen viereimerdicken Bauch.

„Wer bist denn Du?“ fragte ihn der Königssohn, „und was kannst Du?“

„Ich, Herr, heiße der Breite, und kann mich ausdehnen.“

„Zeig' mir das!“

„Herr, reitet geschwind fort, geschwind in den Wald!“ rief der Breite und begann sich aufzublähen.

Der Königssohn wußte nicht, warum er davonreiten solle; allein da er sah, daß der Lange mit Hast zum Walde laufe, spornte er sein Roß, und eilte ihm nach. Und es war hohe Zeit davonzureiten, sonst hätte der Breite ihn und sein Roß erdrückt, so schnell wuchs sein Bauch nach allen Seiten; es war auf einmal alles voll von ihm, als ob sich ein Berg herangewälzt. Dann hörte der Breite auf, sich aufzublähen, blies die Luft aus sich heraus, daß sich die Wälder bewegten, und wurde wieder so, wie er gewesen.

„Du hast mich durchgehetzt!“ sprach der Königssohn, „aber so einen Kerl find' ich nicht alle Tage, komm mit mir!“

Sie zogen nun weiter. Als sie den Felsen nahe kamen, begegneten sie Einem, der die Augen mit einem Tuch verbunden hatte.

„Herr, das ist unser dritter Kamerad,“ sagte der Lange, „den solltet Ihr auch in Eure Dienste nehmen; er würde wahrlich sein Brot nicht umsonst essen.“

„Wer bist denn Du?“ fragte ihn der Königssohn, „und warum hast Du die Augen verbunden? Du siehst ja nicht den Weg.“

„Hoi, Herr, umgekehrt; gerade weil ich zu scharf sehe, muß ich mir die Augen verbinden. Ich sehe mit verbundenen Augen, wie ein Anderer mit unverbundenen, und wenn ich das Tuch wegnehme, so blick' ich überall durch und durch, und seh' ich auf etwas scharf hin, so fängt es Feuer, und was nicht brennen kann, zerspringt in Stücke. D'rum heiß' ich der Scharfäugige.“ Dann kehrte er sich zu dem gegenüberstehenden Felsen, nahm das Tuch ab, und heftete die feurigen Augen auf ihn; und der Felsen begann zu prasseln, und die Stücke flogen nach allen Seiten, und in einer kleinen Weile war von dem Felsen nichts übrig als Sand. In dem Sande glänzte etwas

wie Feuer. Der Scharfäugige ging und brachte es dem Königssohn. Es war gediegenes Gold.

„Hoho, Du bist ein unbezahlbarer Kerl!“ sprach der Königssohn; „ein Thor, der sich Deiner nicht bedienen wollte! Aber, wenn Du ein so gutes Auge hast, sieh doch, und sag' mir, wie weit wir noch zu dem eisernen Schlosse haben, und was jetzt dort vorgeht?“

„Wenn Ihr allein rittet, Herr,“ antwortete der Scharfäugige, „so würdet Ihr vielleicht in einem Jahre nicht hinkommen; aber mit uns seid Ihr heute noch dort — eben bereiten sie für uns das Nachtmahl.“

„Und was macht dort meine Braut?“

„Hinter eisernem Gitter
Des Zauberers Macht
In hohem Thurme
Sie streng bewacht.“

Und der Königssohn sprach: „Wer mein Freund ist, der helfe mir sie befreien!“

Und sie versprachen ihm Alle, daß sie ihm helfen würden. So führten sie ihn zwischen den Felsen durch den Durchbruch, den der Scharfäugige mit seinen Augen gemacht, und durch die Felsen über hohe Berge und durch dichte Wälder weiter und weiter, und wo ein Hinderniß im Wege war, da räumten es die drei Gesellen sogleich bei Seite. Und als die Sonne sich zum Untergang neigte, begannen die Berge niedriger, die Wälder dünner zu werden, und die Felsen sich zwischen Haidekraut zu verbergen; und als der Sonnenuntergang nahe war, sah der Königssohn nicht weit vor sich das eiserne Schloß; und als die Sonne unterging, ritt er über die eiserne Brücke zum Thor hinein, und nachdem die Sonne untergegangen, hob sich die eiserne Brücke von selbst empor, die Thore schlossen sich plötzlich, und der Königssohn und seine Gesellen waren in dem eisernen Schlosse gefangen.

Als sie im Schloßhof sich umgesehen, gab der Königssohn sein Roß in den Stall — Alles war schon für sie eingerichtet — und dann gingen sie in das Schloß. Im Hof, im Stall, im Schloßsaale und in den Gemächern sahen sie in der Dämmerung viel reichgekleidete

Leute, Herren und Diener; aber Niemand von ihnen rührte sich Alle waren versteinert. Sie gingen durch mehrere Gemächer, und kamen in das Speisezimmer. Das war hell erleuchtet, in der Mitte ein Tisch, auf ihm der guten Gerichte und Getränke in Fülle, und gedeckt war für vier Personen. Sie warteten und warteten, dachten, es werde Jemand kommen; allein, als lange Niemand kam, setzten sie sich und aßen und tranken, so viel ihnen schmeckte.

Als sie sich sattgegessen, begannen sie sich umzusehen, wo sie schlafen würden. Da flog plötzlich die Thüre auf und in das Zimmer trat der Zauberer, ein gebückter Greis in langem, schwarzem Gewand, das Haupt kahl, den grauen Bart bis an's Knie, anstatt des Gürtels drei eiserne Reife um den Leib. An der Hand führte er eine schöne, wunderschöne Jungfrau, die weiß angezogen war; um den Leib hatte sie einen Silbergürtel und eine Perlenkrone auf dem Haupte, aber sie war bleich und traurig, als wäre sie aus dem Grab gestiegen. Der Königssohn erkannte sie sogleich, sprang auf, und ging ihr entgegen; doch eh' er noch ein Wort sprechen konnte, hub der Zauberer zu ihm an: „Ich weiß, warum Du gekommen; diese Königstochter willst Du von hier fortführen. Wohl denn, es sei, Du darfst sie Dir nehmen, wenn Du sie durch drei Nächte so zu hüten weißt, daß sie Dir nicht entschlüpft. Entschlüpft sie Dir, so wirst Du sammt Deinen drei Dienern zu Stein, wie Alle, die früher kamen, als Du." Dann wies er der Königstochter einen Sitz, daß sie sich setze, und entfernte sich.

Der Königssohn konnte von der Jungfrau die Augen gar nicht abwenden, so schön war sie. Er begann zu ihr zu sprechen, und fragte sie Verschiedenes; allein sie antwortete nicht, lächelte nicht und sah auf Niemanden, als ob sie von Marmor wäre. Er setzte sich neben sie, und gedachte die ganze Nacht nicht zu schlafen, damit sie nicht entschlüpfe; und zu größerer Sicherheit streckte sich der Lange wie ein Riemen aus, und wand sich um das ganze Zimmer an der Wand herum; der Breite setzte sich zwischen die Thür, blähte sich auf und verstopfte sie so, daß nicht einmal ein Mäuslein hätte durchkriechen können, und der Scharfäugige stellte sich zur Säule mitten im Zimmer auf die Wacht. Doch in einer Weile begannen Alle zu

An dieſem Tage war wieder Alles, wie am vorigen. Nach dem Nachtmahl führte der Zauberer die Königstochter wieder herbei, blickte dem Königsſohn ſcharf in's Auge, und warf höhniſch die Worte hin: „Es ſoll ſich zeigen, wer mehr vermag: ob Du ſiegſt oder ich!“ und hiermit entfernte er ſich. Und es gaben ſich diesmal Alle noch größere Mühe, um ſich des Schlafes zu erwehren; ſie wollten ſich nicht einmal ſetzen, wollten die ganze Nacht hindurch gehen; aber Alles umſonſt, es war ihnen angethan: Einer nach dem Andern ſchlief gehend ein, und die Königstochter entſchlüpfte ihnen dennoch.

Des Morgens erwachte der Königsſohn wieder zuerſt, und als er die Königstochter nicht gewahrte, weckte er den Scharfäugigen: „Hei, ſteh' auf, Du Scharfaug'! Sieh, wo die Königstochter iſt!“

Der Scharfäugige ſah lange hinaus: „Hoho, Herr!“ ſagte er, „ſie iſt weit, gar weit! Dreihundert Meilen von hier iſt das ſchwarze Meer, und mitten im Meer auf dem Boden liegt eine Muſchel, und in der Muſchel ein goldner Ring — und dieſer Ring iſt ſie. Allein ſorgt nicht, wir bekommen ſie doch! Heut aber muß der Lange auch den Breiten mit ſich nehmen, wir werden ihn brauchen!“ Der Lange nahm auf eine Schulter den Scharfäugigen, auf die andere den Breiten, ſtreckte ſich aus und ging — ein Schritt dreißig Meilen. Und als ſie zu dem ſchwarzen Meere kamen, zeigte ihm der Scharfäugige, wohin er nach der Muſchel in's Waſſer langen ſolle. Der Lange ſtreckte die Hand aus, ſo viel er vermochte, allein bis zum Boden konnte er doch nicht reichen. „Wartet, Kameraden, wartet ein wenig, will Euch ſchon helfen!“ ſprach der Breite, und blähte ſich auf, ſo viel es ſein Bauch zuließ; dann legte er ſich ans Ufer und trank. In einer kleinen Weile fiel das Waſſer ſo, daß der Lange leicht zum Boden reichte, und die Muſchel aus dem Meere holte. Er nahm den Ring heraus, lud die Kameraden auf die Schultern und eilte zurück. Allein auf dem Wege ward es ihm doch zu ſchwer, mit dem Breiten zu laufen, weil dieſer noch das halbe Meer im Bauche hatte; er ſchüttelte ihn alſo in einem Thale von der Schulter ab. Das plumpste, als ob ein Sack von einem Thurme fiele, und augenblicklich ſtand das ganze Thal unter Waſſer und glich einem großen See; der Breite ſelbſt kroch kaum aus ihm heraus.

Inzwiſchen war im Schloß dem Königsſohne arg zu Muthe. Das Morgenroth begann ſich hinter den Bergen zu zeigen, und die Diener waren noch nicht zurück, und je flammender das Licht emporſtieg, je größer wurde ſeine Bangigkeit; Todesſchweiß bedeckte ſeine Stirn. Bald darauf erſchien die Sonne im Oſten wie ein dünner Feuerſtreif — und da ſprang die Thür plötzlich donnernd auf, und auf der Schwelle ſtand der Zauberer und ſah rings im Zimmer umher, und als er die Königstochter nicht gewahrte, kicherte er abſcheulich und trat in's Zimmer. Doch in dem Augenblicke zerſplitterte das Fenſter in Stücke, und der goldene Ring fiel auf den Boden, und die Königstochter ſtand wieder da.

Der Scharfäugige nämlich hatte geſehen, was im Schloſſe vorging, und in welcher Gefahr ſein Herr ſich befand, und ſagte es dem Langen; der Lange machte einen Schritt, und warf den Ring durchs Fenſter in das Zimmer. Der Zauberer brüllte vor Zorn, daß das Schloß erbebte, und krach! da borſt ſein dritter eiſerner Reif und fiel ab, und der Zauberer ward ein Rabe und flog durch das zerbrochene Fenſter davon.

Und da redete die ſchöne Jungfrau ſogleich und dankte dem Königsſohn, daß er ſie befreit habe, und ward roth, wie eine Roſe. Und im Schloſſe und rund um das Schloß umher belebte ſich Alles: Der, welcher im Saale das Schwert geſchwungen hielt, hieb damit durch die Luft, daß es pfiff, und ſteckte es dann in die Scheide; Der, welcher an der Schwelle angeſtoßen, fiel auf den Boden, ſtand aber gleich wieder auf, und faßte ſich an der Naſe, um zu fühlen, ob ſie noch ganz ſei; Der, welcher am Kamin ſaß, ſteckte das Stück Braten in den Mund und aß weiter; und ſo that ein Jeder jedes zur Genüge ab, was er begonnen und wo er aufgehört. In den Ställen ſtampften und wieherten die Pferde luſtig; die Bäume um das Schloß grünten wie das Immergrün, auf den Wieſen war alles voll von bunten Blumen, hoch in der Luft trillerten Lerchen und in dem ſchnellen Fluſſe ſchwammen Schaaren kleiner Fiſche. Alles Leben. Alles Fröhlichkeit!

Inzwiſchen kamen in dem Zimmer, wo ſich der Königsſohn befand, viele Herren zuſammen, und alle dankten ihm für ihre Befreiung.

Er aber ſprach: „Nicht mir habt Ihr zu danken; wären meine treuen Diener nicht geweſen, der Lange, der Breite und der Scharfäugige, ſo wär' ich jetzt gleichfalls Das, was Ihr geweſen.“ Und gleich darauf machte er ſich auf den Heimweg zu ſeinem Vater, dem alten König, mit ſeiner Braut und ſeinen Dienern, dem Langen und dem Scharfäugigen, und alle die Herren begleiteten ihn. Unterwegs begegneten ſie dem Breiten und nahmen ihn gleichfalls mit.

Der alte König weinte vor Freude, daß ſein Sohn ſo glücklich geweſen; er dachte ſchon, daß er nicht mehr wiederkehre. Bald darauf war fröhliche Hochzeit; ſie währte drei Wochen, und alle Herren, die der Königsſohn befreit hatte, waren geladen. Als die Hochzeit vorüber war, zeigten der Lange, der Breite und der Scharfäugige dem jungen König an, daß ſie wieder in die Welt wollten, Arbeit zu ſuchen. Der junge König redete ihnen zu, ſie möchten bei ihm bleiben. „Ich will Euch Alles bis zu Eurem Tode geben, was Ihr bedürft; Ihr braucht nichts zu arbeiten.“ Aber ihnen gefiel ſolch faules Leben nicht; ſie nahmen Urlaub von ihm und gingen, und bis auf den heutigen Tag tummeln ſie ſich wo in der Welt herum.

Die vier Brüder.

Es war ein Jäger, der vier Söhne hatte. Die wollten in die Welt. Der Vater gab ihnen den Zehrpfennig, und ließ ſie ziehen. Im Walde war ein Kreuzweg, und in der Mitte des Kreuzweges ein Buchenbaum. Bei dieſem Buchenbaum blieben die Brüder ſtehen, und der älteſte ſprach zu den übrigen: „Brüder, hier wollen wir ſcheiden, und Jeder einen andern Weg gehen, um unſer Glück in der Welt zu verſuchen. In dieſen Buchenbaum wollen wir unſere Meſſer ſtoßen, und in einem Jahre alle vier wieder hier zuſammenkommen. Die Meſſer ſollen uns zum Zeichen dienen. Weſſen Meſſer roſtig ſein wird, der iſt dann geſtorben; weſſen Meſſer jedoch rein ſein wird, der iſt noch am Leben.“ Sie thaten ſo, ſchieden und Jeder zog ſeines Weges. Sie lernten Jeder ein anderes Geſchäft. Der Aelteſte ward ein Flicker, der Zweite ein Haderſammler, der Dritte ein Sterngucker,

der Vierte ein Jäger, wie sein Vater. Das Jahr verfloß endlich, und sie machten sich auf den Heimweg. Der Aelteste kam zuerst zum Buchenbaum, zog sein Messer heraus, und besah die übrigen. Als er sah, daß sie rein seien, war er froh, und rief: „Gott sei gelobt, wir alle leben und sind gesund!“ Er ging nach Hause. Der Vater fragte ihn: „Was hast Du denn für ein Geschäft gelernt?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Flicker.“ — „Da hast Du was Sauberes gelernt!“ sagte der Vater. — „O Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein gewöhnlicher Flicker, sondern wenn es wo was zu flicken giebt, so sag' ich nur: Es sei ganz — und gleich ist's gut.“ Des andern Tags kam der Zweite zum Buchenbaum. Er zog sein Messer heraus, und besah die übrigen; das eine fand er nicht mehr. Als er sah, daß sie rein seien, war er froh und rief: „Gott sei gelobt, wir alle leben und sind gesund! Der älteste Bruder ist schon daheim.“ Er ging nach Hause. Der Vater fragte ihn: „Was hast denn Du gelernt?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Haderſammler.“ — „Da hast Du was Sauberes gelernt,“ sagte der Vater. „O Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein gewöhnlicher Haderſammler, sondern wenn es wo was aufzuklauben giebt, so sag' ich nur: „Es sei da — und gleich ist's da.“ Des dritten Tages kam der Dritte zum Buchenbaum. Er zog sein Messer heraus und besah das andere; zwei fand er nicht mehr. Als er sah, daß es rein sei, war er froh, und rief: „Gott sei gelobt, wir alle leben und sind gesund! Die zwei ältern Brüder sind schon daheim.“ Er ging nach Hause. Der Vater fragte ihn: „Was hast denn Du gelernt?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Sterngucker.“ — „Da hast Du was Sauberes gelernt,“ sagte der Vater. — „O Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein gewöhnlicher Sterngucker; sondern wenn ich gucke, so seh' ich Alles, was es auf der Welt giebt.“ Des vierten Tags endlich kam der Jüngste zum Buchenbaum, und zog sein Messer heraus; die übrigen fand er nicht mehr. Er war froh und rief: „Gott sei gelobt, die übrigen Brüder sind schon daheim!“ Dann ging er nach Hause. Der Vater fragte ihn: „Was hast denn Du für ein Geschäft gelernt?“ Er antwortete: „Ich bin ein Jäger.“ — „Nun,“ sagte der Vater, „so hast wenigstens Du nicht mein Geschäft mißachtet!“ — „Aber Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein

gewöhnlicher Jäger; sondern wenn es wo was zu messen giebt, sei's was immer, so sag' ich nur: Es sei getroffen — und gleich liegt's auf der Erde." Eben lief ein Hase über den Hügel; man konnte ihn vom Fenster aus gewahren. Der Vater sagte: „Schieß' ihn!" Der Sohn sprach nur ein Wort, und der Hase lag. „Ich seh' nicht, ob er wirklich dort liegt," sagte der Vater. Der Sterngucker guckte und sprach: „Er liegt dort, Vater; dort hinter dem Dornstrauch!" — „Ja," sagte der Vater, „aber wie bekommen wir ihn her?" Der Hadersammler sprach: „Er sei da!" und der Hase war da. Doch der Hase war durch den Dornstrauch gerannt, und von den Dornen zerfetzt. „Wer wird uns den Balg abkaufen?" meinte der Vater. Der Flicker sprach: „Der Balg sei ganz!" und gleich war er ganz. „Ich bin zufrieden," sagte der Vater. „Ihr habt Jeder etwas Nützliches gelernt, und könnt Euch ernähren; allein es wird darauf ankommen, daß Ihr zusammenhaltet und einig seid, sonst dürft' es Euch dennoch schlimm ergehen."

Da ging dem König des Landes seine Tochter verloren, und er ließ verkündigen, wer sie brächte, dem wolle er die Tochter sammt seinem Königreiche geben. Die Brüder sagten zu einander: „Versuchen wir unser Glück!" Der Sterngucker guckte, und eröffnete, die Prinzessin sei von einem Drachen gefangen worden: als sie spazierengegangen, habe sie der Drache erfaßt und auf eine Insel im rothen Meere getragen; dort müsse sie ihn täglich zwei Stunden streicheln. Die Vier ritten alsbald auf Rossen, die ihnen der König lieh, zum rothen Meere. Hier setzten sie sich in einen Kahn, und fuhren zu der Insel, wo die Prinzessin weilte. Der Hadersammler rief: „Sie sei da!" und sogleich war sie im Kahne, doch schrie sie, daß Gefahr drohe, da der Drache gelauert habe. Sie fuhren rasch im Kahne zurück, allein der Drache, von Zorn erfüllt, schwebte über ihnen, und brüllte und toste fürchterlich. Der Sterngucker sprach zum Jäger: „Bruder, schieß ihn!" Der Jäger rief: „Er sei getroffen!" und sogleich war der Drache getroffen und stürzte herab; allein er stürzte in den Kahn, und schlug ein Loch durch, so daß das Wasser mit Macht in den Kahn drang. Sie warfen den Drachen ins Meer, und der Jäger sprach zum Flicker: „Flick' den Kahn!" Der Flicker rief:

„Der Kahn ſei ganz!“ und ſogleich war das Loch verſtopft. So gelangten ſie mit der Prinzeſſin glücklich an's Land, und von da zum König. Nun aber begann ein Streit, wem die Prinzeſſin gehören ſolle, da ſie der König Dem verſprochen, der ſie bringen würde, und alle Vier ſie gebracht hatten. Der Sterngucker ſagte: „Hätt' ich ſie nicht zuerſt geſehen, ſo hätten wir ſie nimmermehr bekommen!“ Der Haderſammler ſagte: „Und wär' ich nicht geweſen, ſo hätten wir ſie nimmermehr in den Kahn geſchafft!“ Der Jäger ſagte: „Und hätt' ich nicht den Drachen erſchoſſen, ſo wäre ſie uns wieder entriſſen worden!“ Der Flicker ſagte: „Und hätt' ich nicht den Kahn geflickt, ſo wären wir bei alledem zu Grunde gegangen!“ Da ſprach der König: „Ihr ſeid rechte Thoren, daß Ihr Euch nicht vergleichet! Würde Einer von Euch mein Eidam, und hülfen ihm die Andern bei der Herrſchaft, ſo wäret Ihr Vier zuſammen beneidenswerth. Der Sterngucker forſchte alle Feinde aus; der Jäger ſchöße die Feinde über den Haufen; der Flicker könnte flicken, was im Reiche ſchadhaft wäre; der Haderſammler das Koſtbarſte herbeiſchaffen, das es in der Welt aufzuklauben giebt. Es ginge in der That vortrefflich. Wenn Ihr Euch jedoch nicht vergleichen wollt, ſo laſſ' ich meine Tochter in vier Stücke hauen, und gebe Jedem ein Stück, denn halten muß ich mein Königswort; Ihr aber mögt ſehen, ob Euch das frommen wird!“ Da erinnerten ſich die Brüder an Das, was ihnen der Vater geſagt hatte, daß es ihnen ſchlimm ergehen würde, wenn ſie nicht zuſammenhielten und uneinig wären. Sie verglichen ſich alſo dahin, daß die Prinzeſſin Dem gehören ſolle, den ſie ſelbſt wählen würde. Und ſo geſchah's. Es wurde Derjenige von ihnen Königseidam, den die Prinzeſſin ſelbſt wählte; die Anderen aber waren die Nächſten bei ſeinem Throne, und Alle in Eintracht herrſchten lange und glücklich.

Die gefundene Braut.

Es war ein Jüngling, deſſen Eltern ſtarben. Er beſaß großen Reichthum, und wäre gern in den Eheſtand getreten; allein in der ganzen Stadt gefiel ihm keine Weibsperſon. Er bat Gott, daß er nur eine Stunde mit einer Weibsperſon beiſammen ſein könnte, die

nach ſeinem Geſchmack wäre. Dann zog er aus, um eine ſolche zu ſuchen. Unterwegs begegnete ihm eine ſchöne Maid, in weiße Kleider angethan. Vor Wonne begann er ſogleich zu ſingen:

„He, juchhe, das iſt ein Mägdlein!
Es begegnet mir mein Glück.“

Die ſchöne Maid fragte ihn: „Wohin ziehſt Du, Jüngling?“ Er entgegnete ihr: „Ich geh' eine Jungfrau ſuchen, die nach meinem Geſchmacke wäre. In unſerer Stadt giebt's keine ſolche. Schier bin ich alt genug, um zu heirathen. Ich bat Gott, daß ich wenigſtens nur eine Stunde mit einer ſchönen Weibsperſon beiſammen ſein könnte, bevor ich ſterbe.“ Sie ſprach zu ihm: „Jüngling, ich will Dein Weib ſein!“ Er erwiederte ihr, das könne ſie werden, und führte ſie in ſein Haus. Als die Stunde zu Ende war, die er von Gott begehrt hatte, verwandelte ſich die ſchöne Maid im Nu, und vor ihm ſtand eine alte, zahnloſe, grauſenerregende Geſtalt. Da begann der Jüngling grimmig zu ſchelten: „O Du ruchloſe Verführerin, Du haſt mich überliſtet, getäuſcht, betrogen!“ Sie aber entgegnete ihm: „Du haſt Dich ſelbſt getäuſcht, da Du Gott geläſtert. Mir haſt Du Dich verſprochen, meiner wirſt Du nicht mehr ledig. Du mußt nun mit mir gehen, ich laſſe Dich nicht los.“ Das war der Tod, er nahm ſeine Senſe, hieb dem Jüngling das Haupt ab, und der Jüngling war für immer ſein. Wer viel ausklaubt, der greift fehl.

Von der Mutter und ihrem Sohne.

Es war eine Mutter und hatte einen Sohn. Dieſen Sohn ſäugte ſie zweimal ſieben Jahre. Als ſie ihn zweimal ſieben Jahre geſäugt, nahm ſie ihn in den Wald, und befahl ihm, einen Fichtenbaum ſammt der Wurzel auszureißen. Allein der Knabe konnte den Fichtenbaum nicht ausreißen. „Noch biſt Du nicht ſtark genug,“ ſagte die Mutter und ſäugte ihn noch ſieben Jahre. Als ſie ihn dreimal ſieben Jahre geſäugt, führte ſie ihn wieder in den

Wald, und befahl ihm, einen Buchenbaum sammt der Wurzel auszureißen. Der Bursche faßte den Buchenbaum, und riß ihn sammt der Wurzel aus. „Jetzt bist Du stark genug, jetzt kannst Du schon für mich sorgen," sagte die Mutter. — „Ei versteht sich, daß ich für Dich sorgen will, Mutter! Befiehl nur, was ich zuerst für Dich thun soll!" — „Zuerst wirst Du eine ordentliche Wohnung für mich suchen und dann zu mir kommen," befahl die Mutter, und ging nach Hause. Der Jüngling aber nahm statt eines Stockes den ausgerissenen Buchenbaum in die Hand, sammt allen Aesten, so wie ihn der liebe Gott hatte wachsen lassen, und begab sich auf den Weg, um für die Mutter eine Wohnung zu suchen.

Er ging und ging, und kam zu einem Schlosse. In dem Schlosse hausten Drachen, und als der Jüngling dahin kam, wollten sie ihn nicht einlassen. Der Jüngling aber fragte nicht lange, ob sie ihn einlassen wollten oder nicht, brach sich ein Thor, ging in das Schloß, als ob er dessen Herr wäre, und erschlug die Drachen. Als er sie erschlagen, schleuderte er die Leiber über die Mauer, und ging, sich das Schloß zu besehen. Ueberall gefiel es ihm, die Zimmer waren schön, und neun standen offen, das zehnte war verschlossen. Als er die neun offenen Zimmer durchschritten, öffnete er das zehnte verschlossene, und trat hinein. Er sah dort einen Drachen sitzen, der mit drei eisernen Reifen an die Wand geschmiedet war. „Was machst Du da?" fragte der Jüngling. — „Ich sitze da; meine Brüder haben mich angeschmiedet. Mach' mich frei, ich will Dich reich belohnen!" — „Ei, haben Dich Deine Brüder angeschmiedet, wird nicht viel Gutes an Dir sein. Sitz' nur da!" entgegnete der Jüngling, schlug die Thür zu, und ging zu der Mutter, um sie in die neue Wohnung zu führen. Als er sie gebracht, führte er sie durch alle Zimmer und zeigte ihr Alles, nur das zehnte Zimmer öffnete er nicht, und warnte die Mutter, es zu betreten, sonst werde es ihr übel ergehen. Dann nahm er seinen Buchenbaum in die Hand, und begab sich auf die Jagd, um der Mutter irgend einen Braten zu bringen. Kaum war der Jüngling aus dem Schlosse, so ließ es der Mutter keine Ruhe; sie ging so lange bei der Thür des zehnten Zimmers umher, bis sie hinein trat. Wen sah sie da

wie Feuer. Der Scharfäugige ging und brachte es dem Königssohn. Es war gediegenes Gold.

„Hoho, Du bist ein unbezahlbarer Kerl!“ sprach der Königssohn; „ein Thor, der sich Deiner nicht bedienen wollte! Aber, wenn Du ein so gutes Auge hast, sieh doch, und sag' mir, wie weit wir noch zu dem eisernen Schlosse haben, und was jetzt dort vorgeht?“

„Wenn Ihr allein rittet, Herr,“ antwortete der Scharfäugige, „so würdet Ihr vielleicht in einem Jahre nicht hinkommen; aber mit uns seid Ihr heute noch dort — eben bereiten sie für uns das Nachtmahl.“

„Und was macht dort meine Braut?“

„Hinter eisernem Gitter
Des Zaub'rers Macht
In hohem Thurme
Sie streng bewacht.“

Und der Königssohn sprach: „Wer mein Freund ist, der helfe mir sie befreien!“

Und sie versprachen ihm Alle, daß sie ihm helfen würden. So führten sie ihn zwischen den Felsen durch den Durchbruch, den der Scharfäugige mit seinen Augen gemacht, und durch die Felsen über hohe Berge und durch dichte Wälder weiter und weiter, und wo ein Hinderniß im Wege war, da räumten es die drei Gesellen sogleich bei Seite. Und als die Sonne sich zum Untergang neigte, begannen die Berge niedriger, die Wälder dünner zu werden, und die Felsen sich zwischen Haidekraut zu verbergen; und als der Sonnenuntergang nahe war, sah der Königssohn nicht weit vor sich das eiserne Schloß; und als die Sonne unterging, ritt er über die eiserne Brücke zum Thor hinein, und nachdem die Sonne untergegangen, hob sich die eiserne Brücke von selbst empor, die Thore schlossen sich plötzlich, und der Königssohn und seine Gesellen waren in dem eisernen Schlosse gefangen.

Als sie im Schloßhof sich umgesehen, gab der Königssohn sein Roß in den Stall — Alles war schon für sie eingerichtet — und dann gingen sie in das Schloß. Im Hof, im Stall, im Schloßsaale und in den Gemächern sahen sie in der Dämmerung viel reichgekleidete

Leute, Herren und Diener; aber Niemand von ihnen rührte sich Alle waren versteinert. Sie gingen durch mehrere Gemächer, und kamen in das Speisezimmer. Das war hell erleuchtet, in der Mitte ein Tisch, auf ihm der guten Gerichte und Getränke in Fülle, und gedeckt war für vier Personen. Sie warteten und warteten, dachten, es werde Jemand kommen; allein, als lange Niemand kam, setzten sie sich und aßen und tranken, so viel ihnen schmeckte.

Als sie sich sattgegessen, begannen sie sich umzusehen, wo sie schlafen würden. Da flog plötzlich die Thüre auf und in das Zimmer trat der Zauberer, ein gebückter Greis in langem, schwarzem Gewand, das Haupt kahl, den grauen Bart bis an's Knie, anstatt des Gürtels drei eiserne Reife um den Leib. An der Hand führte er eine schöne, wunderschöne Jungfrau, die weiß angezogen war; um den Leib hatte sie einen Silbergürtel und eine Perlenkrone auf dem Haupte, aber sie war bleich und traurig, als wäre sie aus dem Grab gestiegen. Der Königssohn erkannte sie sogleich, sprang auf, und ging ihr entgegen; doch eh' er noch ein Wort sprechen konnte, hub der Zauberer zu ihm an: „Ich weiß, warum Du gekommen; diese Königstochter willst Du von hier fortführen. Wohl denn, es sei, Du darfst sie Dir nehmen, wenn Du sie durch drei Nächte so zu hüten weißt, daß sie Dir nicht entschlüpft. Entschlüpft sie Dir, so wirst Du sammt Deinen drei Dienern zu Stein, wie Alle, die früher kamen, als Du." Dann wies er der Königstochter einen Sitz, daß sie sich setze, und entfernte sich.

Der Königssohn konnte von der Jungfrau die Augen gar nicht abwenden, so schön war sie. Er begann zu ihr zu sprechen, und fragte sie Verschiedenes; allein sie antwortete nicht, lächelte nicht und sah auf Niemanden, als ob sie von Marmor wäre. Er setzte sich neben sie, und gedachte die ganze Nacht nicht zu schlafen, damit sie nicht entschlüpfe; und zu größerer Sicherheit streckte sich der Lange wie ein Riemen aus, und wand sich um das ganze Zimmer an der Wand herum; der Breite setzte sich zwischen die Thür, blähte sich auf und verstopfte sie so, daß nicht einmal ein Mäuslein hätte durchkriechen können, und der Scharfäugige stellte sich zur Säule mitten im Zimmer auf die Wacht. Doch in einer Weile begannen Alle zu

ſchlummern, ſchliefen ein und ſchliefen die ganze Nacht, als ob man ſie in's Waſſer geworfen hätte.

Als es Morgens zu dämmern anfing, erwachte der Königsſohn zuerſt; doch ihm war, als ob ihm Jemand ein Meſſer in's Herz ſtieße — die Königstochter war verſchwunden. Und alsbald weckte er die Diener, und fragte, was zu thun ſei.

„Seid unbeſorgt, Herr," ſprach der Scharfäugige, und blickte zum Fenſter hinaus, „ſchon ſeh' ich ſie! Hundert Meilen von hier iſt ein Wald und inmitten des Waldes eine alte Eiche, und auf der Eiche oben eine Eichel — und die Eichel iſt ſie. Der Lange ſoll mich auf die Schulter nehmen, und wir bekommen ſie." Und der Lange lud ihn ſich auf, ſtreckte ſich aus und ging — ein Schritt zehn Meilen, und der Scharfäugige zeigte den Weg. Und es verſtrich nicht ſo viel Zeit, als Jemand braucht, um herumzukommen um eine Hütte, und ſchon waren ſie wieder da, und der Lange reichte dem Königsſohn die Eichel und ſprach: „Herr, laßt ſie auf den Boden fallen!" Der Königsſohn that's, und in demſelben Augenblicke ſtand die ſchöne Königstochter neben ihm.

Und als ſich die Sonne hinter den Bergen zu zeigen anfing, flog die Thür krachend auf, und der Zauberer trat in's Zimmer, und lachte tückiſch; doch als er die Königstochter erblickte, ſah er finſter, brummte — und krach! ſprang ein eiſerner Reif an ſeinem Leib entzwei und fiel ab. Dann nahm er die Jungfrau bei der Hand, und führte ſie hinweg.

Den ganzen Tag über hatte der Königsſohn nichts zu thun; er ging im Schloß umher und um das Schloß herum, und ſah, was es da Beſonderes gebe.

Ueberall war's, als ob das Leben in einem Augenblick erſtorben wäre. In einem Saale ſah er einen Königsſohn, der mit beiden Händen ein Schwert geſchwungen hielt, als wollt' er wen entzwei hauen; doch er hatte den Hieb nicht zu Ende geführt, er war verſteinert. In einem Zimmer war ein verſteinerter Ritter, als ob er ängſtlich vor Jemandem flöhe, an der Schwelle anſtieße und fallen wollte; doch war er noch nicht ganz zu Boden gefallen. An einem Kamin ſaß ein Diener, und hielt in der einen Hand ein Stück Bra-

ten vom Nachtmahl, mit der andern wollt' er's in den Mund ſtecken, bracht' es aber nicht ſo weit: als er's ſchon beim Munde hatte, ward er verſteinert. Und noch viel andre Verſteinerte ſah er da, jeden ſo und in der Stellung, in welcher er war, als der Zauberer ſprach: „Werde zu Stein!" Auch gewahrte er da viel verſteinerte, ſchöne Pferde, und im Schloſſe und um das Schloß herum war Alles wüſt und todt. Bäume gab's, doch ohne Blätter; Wieſen gab's, doch ohne Gras; ein Fluß war da, allein er floß nicht; nirgend war ein Vöglein, das geſungen hätte, nirgend ein Blümlein, das geblüht hätte, noch ein Fiſchlein, das im Waſſer wär' geſchwommen.

Früh, zu Mittag nnd des Abends fand der Königsſohn mit ſeinen Geſellen im Schloß ein gutes und reiches Mahl: die Speiſen trugen von ſelbſt ſich auf, und der Wein ſchenkte von ſelbſt ſich ein. Als das Nachtmahl vorüber war, öffnete ſich die Thür wieder und der Zauberer führte die Königstochter herbei, damit ſie der Königsſohn hüte. Aber obwohl Alle entſchloſſen waren, ſich mit aller Macht des Schlafes zu erwehren, ſo half es ihnen doch nichts, ſie ſchliefen wieder ein. Und als früh in der Dämmerung der Königsſohn erwachte und ſah, daß die Königstochter verſchwunden ſei, ſprang er empor, und rüttelte den Scharfäugigen an den Schultern: „Hei, ſteh auf, Du Scharfaug'! Weißt Du, wo die Königstochter iſt?"

Der rieb ſich die Augen, ſchaute und ſagte: „Schon ſeh' ich ſie! Zweihundert Meilen von hier iſt ein Berg, und in dem Berg ein Felſen, und in dem Felſen ein Edelſtein, und der Edelſtein iſt ſie. Wenn mich der Lange hinträgt, bekommen wir ſie."

Der Lange nahm ihn ſogleich auf die Schulter, ſtreckte ſich aus und ging — ein Schritt zwanzig Meilen. Der Scharfäugige heftete hierauf ſeine feurigen Blicke auf den Berg, und der Berg zerſtob, und der Felſen in ihm zerſprang in tauſend Stücke, und zwiſchen ihnen erglänzte der Edelſtein. Den nahmen ſie und brachten ihn dem Königsſohn, und ſobald er ihn auf die Erde fallen ließ, ſtand die Königstochter wieder da. Und als dann der Zauberer kam und ſie da ſah, funkelten ſeine Augen vor Galle — und krach! ſprang wieder ein eiſerner Reif an ſeinem Leib entzwei, und fiel ab. Er brummte und führte die Königstochter aus dem Zimmer.

An dieſem Tage war wieder Alles, wie am vorigen. Nach dem Nachtmahl führte der Zauberer die Königstochter wieder herbei, blickte dem Königsſohn ſcharf in's Auge, und warf höhniſch die Worte hin: „Es ſoll ſich zeigen, wer mehr vermag: ob Du ſiegſt oder ich!“ und hiermit entfernte er ſich. Und es gaben ſich diesmal Alle noch größere Mühe, um ſich des Schlafes zu erwehren; ſie wollten ſich nicht einmal ſetzen, wollten die ganze Nacht hindurch gehen; aber Alles umſonſt, es war ihnen angethan: Einer nach dem Andern ſchlief gehend ein, und die Königstochter entſchlüpfte ihnen dennoch.

Des Morgens erwachte der Königsſohn wieder zuerſt, und als er die Königstochter nicht gewahrte, weckte er den Scharfäugigen: „Hei, ſteh' auf, Du Scharfaug'! Sieh, wo die Königstochter iſt!“

Der Scharfäugige ſah lange hinaus: „Hoho, Herr!“ ſagte er, „ſie iſt weit, gar weit! Dreihundert Meilen von hier iſt das ſchwarze Meer, und mitten im Meer auf dem Boden liegt eine Muſchel, und in der Muſchel ein goldner Ring — und dieſer Ring iſt ſie. Allein ſorgt nicht, wir bekommen ſie doch! Heut aber muß der Lange auch den Breiten mit ſich nehmen, wir werden ihn brauchen!“ Der Lange nahm auf eine Schulter den Scharfäugigen, auf die andere den Breiten, ſtreckte ſich aus und ging — ein Schritt dreißig Meilen. Und als ſie zu dem ſchwarzen Meere kamen, zeigte ihm der Scharfäugige, wohin er nach der Muſchel in's Waſſer langen ſolle. Der Lange ſtreckte die Hand aus, ſo viel er vermochte, allein bis zum Boden konnte er doch nicht reichen. „Wartet, Kameraden, wartet ein wenig, will Euch ſchon helfen!“ ſprach der Breite, und blähte ſich auf, ſo viel es ſein Bauch zuließ; dann legte er ſich ans Ufer und trank. In einer kleinen Weile fiel das Waſſer ſo, daß der Lange leicht zum Boden reichte, und die Muſchel aus dem Meere holte. Er nahm den Ring heraus, lud die Kameraden auf die Schultern und eilte zurück. Allein auf dem Wege ward es ihm doch zu ſchwer, mit dem Breiten zu laufen, weil dieſer noch das halbe Meer im Bauche hatte; er ſchüttelte ihn alſo in einem Thale von der Schulter ab. Das plumpste, als ob ein Sack von einem Thurme fiele, und augenblicklich ſtand das ganze Thal unter Waſſer und glich einem großen See; der Breite ſelbſt kroch kaum aus ihm heraus.

Inzwiſchen war im Schloß dem Königsſohne arg zu Muthe. Das Morgenroth begann ſich hinter den Bergen zu zeigen, und die Diener waren noch nicht zurück, und je flammender das Licht emporſtieg, je größer wurde ſeine Bangigkeit; Todesſchweiß bedeckte ſeine Stirn. Bald darauf erſchien die Sonne im Oſten wie ein dünner Feuerſtreif — und da ſprang die Thür plötzlich donnernd auf, und auf der Schwelle ſtand der Zauberer und ſah rings im Zimmer umher, und als er die Königstochter nicht gewahrte, kicherte er abſcheulich und trat in's Zimmer. Doch in dem Augenblicke zerſplitterte das Fenſter in Stücke, und der goldene Ring fiel auf den Boden, und die Königstochter ſtand wieder da.

Der Scharfäugige nämlich hatte geſehen, was im Schloſſe vorging, und in welcher Gefahr ſein Herr ſich befand, und ſagte es dem Langen; der Lange machte einen Schritt, und warf den Ring durchs Fenſter in das Zimmer. Der Zauberer brüllte vor Zorn, daß das Schloß erbebte, und krach! da borſt ſein dritter eiſerner Reif und fiel ab, und der Zauberer ward ein Rabe und flog durch das zerbrochene Fenſter davon.

Und da redete die ſchöne Jungfrau ſogleich und dankte dem Königsſohn, daß er ſie befreit habe, und ward roth, wie eine Roſe. Und im Schloſſe und rund um das Schloß umher belebte ſich Alles: Der, welcher im Saale das Schwert geſchwungen hielt, hieb damit durch die Luft, daß es pfiff, und ſteckte es dann in die Scheide; Der, welcher an der Schwelle angeſtoßen, fiel auf den Boden, ſtand aber gleich wieder auf, und faßte ſich an der Naſe, um zu fühlen, ob ſie noch ganz ſei; Der, welcher am Kamin ſaß, ſteckte das Stück Braten in den Mund und aß weiter; und ſo that ein Jeder jedes zur Genüge ab, was er begonnen und wo er aufgehört. In den Ställen ſtampften und wieherten die Pferde luſtig; die Bäume um das Schloß grünten wie das Immergrün, auf den Wieſen war alles voll von bunten Blumen, hoch in der Luft trillerten Lerchen und in dem ſchnellen Fluſſe ſchwammen Schaaren kleiner Fiſche. Alles Leben. Alles Fröhlichkeit!

Inzwiſchen kamen in dem Zimmer, wo ſich der Königsſohn befand, viele Herren zuſammen, und alle dankten ihm für ihre Befreiung.

Er aber ſprach: „Nicht mir habt Ihr zu danken; wären meine treuen Diener nicht geweſen, der Lange, der Breite und der Scharfäugige, ſo wär' ich jetzt gleichfalls Das, was Ihr geweſen.“ Und gleich darauf machte er ſich auf den Heimweg zu ſeinem Vater, dem alten König, mit ſeiner Braut und ſeinen Dienern, dem Langen und dem Scharfäugigen, und alle die Herren begleiteten ihn. Unterwegs begegneten ſie dem Breiten und nahmen ihn gleichfalls mit.

Der alte König weinte vor Freude, daß ſein Sohn ſo glücklich geweſen; er dachte ſchon, daß er nicht mehr wiederkehre. Bald darauf war fröhliche Hochzeit; ſie währte drei Wochen, und alle Herren, die der Königsſohn befreit hatte, waren geladen. Als die Hochzeit vorüber war, zeigten der Lange, der Breite und der Scharfäugige dem jungen König an, daß ſie wieder in die Welt wollten, Arbeit zu ſuchen. Der junge König redete ihnen zu, ſie möchten bei ihm bleiben. „Ich will Euch Alles bis zu Eurem Tode geben, was Ihr bedürft; Ihr braucht nichts zu arbeiten.“ Aber ihnen gefiel ſolch faules Leben nicht; ſie nahmen Urlaub von ihm und gingen, und bis auf den heutigen Tag tummeln ſie ſich wo in der Welt herum.

Die vier Brüder.

Es war ein Jäger, der vier Söhne hatte. Die wollten in die Welt. Der Vater gab ihnen den Zehrpfennig, und ließ ſie ziehen. Im Walde war ein Kreuzweg, und in der Mitte des Kreuzweges ein Buchenbaum. Bei dieſem Buchenbaum blieben die Brüder ſtehen, und der älteſte ſprach zu den übrigen: „Brüder, hier wollen wir ſcheiden, und Jeder einen andern Weg gehen, um unſer Glück in der Welt zu verſuchen. In dieſen Buchenbaum wollen wir unſere Meſſer ſtoßen, und in einem Jahre alle vier wieder hier zuſammenkommen. Die Meſſer ſollen uns zum Zeichen dienen. Weſſen Meſſer roſtig ſein wird, der iſt dann geſtorben; weſſen Meſſer jedoch rein ſein wird, der iſt noch am Leben.“ Sie thaten ſo, ſchieden und Jeder zog ſeines Weges. Sie lernten Jeder ein anderes Geſchäft. Der Aelteſte ward ein Flicker, der Zweite ein Haderſammler, der Dritte ein Sterngucker,

der Vierte ein Jäger, wie ſein Vater. Das Jahr verfloß endlich, und ſie machten ſich auf den Heimweg. Der Aelteſte kam zuerſt zum Buchenbaum, zog ſein Meſſer heraus, und beſah die übrigen. Als er ſah, daß ſie rein ſeien, war er froh, und rief: „Gott ſei gelobt, wir alle leben und ſind geſund!“ Er ging nach Hauſe. Der Vater fragte ihn: „Was haſt Du denn für ein Geſchäft gelernt?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Flicker.“ — „Da haſt Du was Sauberes gelernt!“ ſagte der Vater. — „O Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein gewöhnlicher Flicker, ſondern wenn es wo was zu flicken giebt, ſo ſag' ich nur: Es ſei ganz — und gleich iſt's gut.“ Des andern Tags kam der Zweite zum Buchenbaum. Er zog ſein Meſſer heraus, und beſah die übrigen; das eine fand er nicht mehr. Als er ſah, daß ſie rein ſeien, war er froh und rief: „Gott ſei gelobt, wir alle leben und ſind geſund! Der älteſte Bruder iſt ſchon daheim.“ Er ging nach Hauſe. Der Vater fragte ihn: „Was haſt denn Du gelernt?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Haderſammler.“ — „Da haſt Du was Sauberes gelernt,“ ſagte der Vater. „O Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein gewöhnlicher Haderſammler, ſondern wenn es wo was aufzuklauben giebt, ſo ſag' ich nur: „Es ſei da — und gleich iſt's da.“ Des dritten Tages kam der Dritte zum Buchenbaum. Er zog ſein Meſſer heraus und beſah das andere; zwei fand er nicht mehr. Als er ſah, daß es rein ſei, war er froh, und rief: „Gott ſei gelobt, wir alle leben und ſind geſund! Die zwei ältern Brüder ſind ſchon daheim.“ Er ging nach Hauſe. Der Vater fragte ihn: „Was haſt denn Du gelernt?“ — Er antwortete: „Ich bin ein Sterngucker.“ — „Da haſt Du was Sauberes gelernt,“ ſagte der Vater. — „O Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein gewöhnlicher Sterngucker; ſondern wenn ich gucke, ſo ſeh' ich Alles, was es auf der Welt giebt.“ Des vierten Tags endlich kam der Jüngſte zum Buchenbaum, und zog ſein Meſſer heraus; die übrigen fand er nicht mehr. Er war froh und rief: „Gott ſei gelobt, die übrigen Brüder ſind ſchon daheim!“ Dann ging er nach Hauſe. Der Vater fragte ihn: „Was haſt denn Du für ein Geſchäft gelernt?“ Er antwortete: „Ich bin ein Jäger.“ — „Nun,“ ſagte der Vater, „ſo haſt wenigſtens Du nicht mein Geſchäft mißachtet!“ — „Aber Vater,“ entgegnete der Sohn, „ich bin kein

gewöhnlicher Jäger; ſondern wenn es wo was zu treffen giebt, ſei's was immer, ſo ſag' ich nur: Es ſei getroffen — und gleich liegt's auf der Erde." Eben lief ein Haſe über den Hügel; man konnte ihn vom Fenſter aus gewahren. Der Vater ſagte: „Schieß' ihn!" Der Sohn ſprach nur ein Wort, und der Haſe lag. „Ich ſeh' nicht, ob er wirklich dort liegt," ſagte der Vater. Der Sterngucker guckte und ſprach: „Er liegt dort, Vater; dort hinter dem Dornſtrauch!" — „Ja," ſagte der Vater, „aber wie bekommen wir ihn her?" Der Haderſammler ſprach: „Er ſei da!" und der Haſe war da. Doch der Haſe war durch den Dornſtrauch gerannt, und von den Dornen zerfetzt. „Wer wird uns den Balg abkaufen?" meinte der Vater. Der Flicker ſprach: „Der Balg ſei ganz!" und gleich war er ganz. „Ich bin zufrieden," ſagte der Vater. „Ihr habt Jeder etwas Nützliches gelernt, und könnt Euch ernähren; allein es wird darauf ankommen, daß Ihr zuſammenhaltet und einig ſeid, ſonſt dürft' es Euch dennoch ſchlimm ergehen."

Da ging dem König des Landes ſeine Tochter verloren, und er ließ verkündigen, wer ſie brächte, dem wolle er die Tochter ſammt ſeinem Königreiche geben. Die Brüder ſagten zu einander: „Verſuchen wir unſer Glück!" Der Sterngucker guckte, und eröffnete, die Prinzeſſin ſei von einem Drachen gefangen worden: als ſie ſpazierengegangen, habe ſie der Drache erfaßt und auf eine Inſel im rothen Meere getragen; dort müſſe ſie ihn täglich zwei Stunden ſtreicheln. Die Vier ritten alsbald auf Roſſen, die ihnen der König lieh, zum rothen Meere. Hier ſetzten ſie ſich in einen Kahn, und fuhren zu der Inſel, wo die Prinzeſſin weilte. Der Haderſammler rief: „Sie ſei da!" und ſogleich war ſie im Kahne, doch ſchrie ſie, daß Gefahr drohe, da der Drache gelauert habe. Sie fuhren raſch im Kahne zurück, allein der Drache, von Zorn erfüllt, ſchwebte über ihnen, und brüllte und toſte fürchterlich. Der Sterngucker ſprach zum Jäger: „Bruder, ſchieß ihn!" Der Jäger rief: „Er ſei getroffen!" und ſogleich war der Drache getroffen und ſtürzte herab; allein er ſtürzte in den Kahn, und ſchlug ein Loch durch, ſo daß das Waſſer mit Macht in den Kahn drang. Sie warfen den Drachen ins Meer, und der Jäger ſprach zum Flicker: „Flick' den Kahn!" Der Flicker rief:

„Der Kahn ſei ganz!“ und ſogleich war das Loch verſtopft. So gelangten ſie mit der Prinzeſſin glücklich an's Land, und von da zum König. Nun aber begann ein Streit, wem die Prinzeſſin gehören ſolle, da ſie der König Dem verſprochen, der ſie bringen würde, und alle Vier ſie gebracht hatten. Der Sterngucker ſagte: „Hätt' ich ſie nicht zuerſt geſehen, ſo hätten wir ſie nimmermehr bekommen!“ Der Haderſammler ſagte: „Und wär' ich nicht geweſen, ſo hätten wir ſie nimmermehr in den Kahn geſchafft!“ Der Jäger ſagte: „Und hätt' ich nicht den Drachen erſchoſſen, ſo wäre ſie uns wieder entriſſen worden!“ Der Flicker ſagte: „Und hätt' ich nicht den Kahn geflickt, ſo wären wir bei alledem zu Grunde gegangen!“ Da ſprach der König: „Ihr ſeid rechte Thoren, daß Ihr Euch nicht vergleichet! Würde Einer von Euch mein Eidam, und hülfen ihm die Andern bei der Herrſchaft, ſo wäret Ihr Vier zuſammen beneidenswerth. Der Sterngucker forſchte alle Feinde aus; der Jäger ſchöße die Feinde über den Haufen; der Flicker könnte flicken, was im Reiche ſchadhaft wäre; der Haderſammler das Koſtbarſte herbeiſchaffen, das es in der Welt aufzuklauben giebt. Es ginge in der That vortrefflich. Wenn Ihr Euch jedoch nicht vergleichen wollt, ſo laſſ' ich meine Tochter in vier Stücke hauen, und gebe Jedem ein Stück, denn halten muß ich mein Königswort; Ihr aber mögt ſehen, ob Euch das frommen wird!“ Da erinnerten ſich die Brüder an Das, was ihnen der Vater geſagt hatte, daß es ihnen ſchlimm ergehen würde, wenn ſie nicht zuſammenhielten und uneinig wären. Sie verglichen ſich alſo dahin, daß die Prinzeſſin Dem gehören ſolle, den ſie ſelbſt wählen würde. Und ſo geſchah's. Es wurde Derjenige von ihnen Königseidam, den die Prinzeſſin ſelbſt wählte; die Anderen aber waren die Nächſten bei ſeinem Throne, und Alle in Eintracht herrſchten lange und glücklich.

Die gefundene Braut.

Es war ein Jüngling, deſſen Eltern ſtarben. Er beſaß großen Reichthum, und wäre gern in den Eheſtand getreten; allein in der ganzen Stadt gefiel ihm keine Weibsperſon. Er bat Gott, daß er nur eine Stunde mit einer Weibsperſon beiſammen ſein könnte, die

nach ſeinem Geſchmack wäre. Dann zog er aus, um eine ſolche zu ſuchen. Unterwegs begegnete ihm eine ſchöne Maid, in weiße Kleider angethan. Vor Wonne begann er ſogleich zu ſingen:

„He, juchhe, das iſt ein Mägdlein!
Es begegnet mir mein Glück.“

Die ſchöne Maid fragte ihn: „Wohin ziehſt Du, Jüngling?“ Er entgegnete ihr: „Ich geh' eine Jungfrau ſuchen, die nach meinem Geſchmacke wäre. In unſerer Stadt giebt's keine ſolche. Schier bin ich alt genug, um zu heirathen. Ich bat Gott, daß ich wenigſtens nur eine Stunde mit einer ſchönen Weibsperſon beiſammen ſein könnte, bevor ich ſterbe.“ Sie ſprach zu ihm: „Jüngling, ich will Dein Weib ſein!“ Er erwiederte ihr, das könne ſie werden, und führte ſie in ſein Haus. Als die Stunde zu Ende war, die er von Gott begehrt hatte, verwandelte ſich die ſchöne Maid im Nu, und vor ihm ſtand eine alte, zahnloſe, grauſenerregende Geſtalt. Da begann der Jüngling grimmig zu ſchelten: „O Du ruchloſe Verführerin, Du haſt mich überliſtet, getäuſcht, betrogen!“ Sie aber entgegnete ihm: „Du haſt Dich ſelbſt getäuſcht, da Du Gott geläſtert. Mir haſt Du Dich verſprochen, meiner wirſt Du nicht mehr ledig. Du mußt nun mit mir gehen, ich laſſe Dich nicht los.“ Das war der Tod, er nahm ſeine Senſe, hieb dem Jüngling das Haupt ab, und der Jüngling war für immer ſein. Wer viel ausklaubt, der greift fehl.

Von der Mutter und ihrem Sohne.

Es war eine Mutter und hatte einen Sohn. Dieſen Sohn ſäugte ſie zweimal ſieben Jahre. Als ſie ihn zweimal ſieben Jahre geſäugt, nahm ſie ihn in den Wald, und befahl ihm, einen Fichtenbaum ſammt der Wurzel auszureißen. Allein der Knabe konnte den Fichtenbaum nicht ausreißen. „Noch biſt Du nicht ſtark genug,“ ſagte die Mutter und ſäugte ihn noch ſieben Jahre. Als ſie ihn dreimal ſieben Jahre geſäugt, führte ſie ihn wieder in den

Wald, und befahl ihm, einen Buchenbaum sammt der Wurzel auszureißen. Der Bursche faßte den Buchenbaum, und riß ihn sammt der Wurzel aus. „Jetzt bist Du stark genug, jetzt kannst Du schon für mich sorgen," sagte die Mutter. — „Ei versteht sich, daß ich für Dich sorgen will, Mutter! Befiehl nur, was ich zuerst für Dich thun soll!" — „Zuerst wirst Du eine ordentliche Wohnung für mich suchen und dann zu mir kommen," befahl die Mutter, und ging nach Hause. Der Jüngling aber nahm statt eines Stockes den ausgerissenen Buchenbaum in die Hand, sammt allen Aesten, so wie ihn der liebe Gott hatte wachsen lassen, und begab sich auf den Weg, um für die Mutter eine Wohnung zu suchen.

Er ging und ging, und kam zu einem Schlosse. In dem Schlosse hausten Drachen, und als der Jüngling dahin kam, wollten sie ihn nicht einlassen. Der Jüngling aber fragte nicht lange, ob sie ihn einlassen wollten oder nicht, brach sich ein Thor, ging in das Schloß, als ob er dessen Herr wäre, und erschlug die Drachen. Als er sie erschlagen, schleuderte er die Leiber über die Mauer, und ging, sich das Schloß zu besehen. Ueberall gefiel es ihm, die Zimmer waren schön, und neun standen offen, das zehnte war verschlossen. Als er die neun offenen Zimmer durchschritten, öffnete er das zehnte verschlossene, und trat hinein. Er sah dort einen Drachen sitzen, der mit drei eisernen Reifen an die Wand geschmiedet war. „Was machst Du da?" fragte der Jüngling. — „Ich sitze da; meine Brüder haben mich angeschmiedet. Mach' mich frei, ich will Dich reich belohnen!" — „Ei, haben Dich Deine Brüder angeschmiedet, wird nicht viel Gutes an Dir sein. Sitz' nur da!" entgegnete der Jüngling, schlug die Thür zu, und ging zu der Mutter, um sie in die neue Wohnung zu führen. Als er sie gebracht, führte er sie durch alle Zimmer und zeigte ihr Alles, nur das zehnte Zimmer öffnete er nicht, und warnte die Mutter, es zu betreten, sonst werde es ihr übel ergehen. Dann nahm er seinen Buchenbaum in die Hand, und begab sich auf die Jagd, um der Mutter irgend einen Braten zu bringen. Kaum war der Jüngling aus dem Schlosse, so ließ es der Mutter keine Ruhe; sie ging so lange bei der Thür des zehnten Zimmers umher, bis sie hinein trat. Wen sah sie da

ſitzen? Den Drachen. „Was machſt Du da, und wer biſt Du?“ — „Ich bin ein Drache, und meine Brüder haben mich aus Zorn hier angeſchmiedet. Sie können mich nicht mehr frei machen, weil ſie Dein Sohn erſchlagen. Mach' mich frei, ich will Dich reich belohnen und will Dich zum Weibe nehmen,“ bat der Drache. — „Was würde mein Sohn dazu ſagen!“ meinte die Mutter. — „Den ſchaffen wir aus der Welt und Du wirſt dann Herrin ſein.“ Lange bedachte ſich die Mutter, bis ſie endlich den Drachen fragte, wie ſie ihn frei machen könnte. „Geh' in den Keller, und bring' mir aus dem hinterſten Faß einen Becher Wein!“ Die Mutter ging in den Keller, füllte aus dem hinterſten Faß einen Becher Wein, und gab ihn dem Drachen zu trinken. Als dieſer den erſten Becher ausgetrunken, fiel krachend ein Reif von ſeinem Leibe. Er bat, ſie möchte ihm noch einen Becher bringen. Die Mutter brachte den zweiten Becher, und als ihn der Drache ausgetrunken, fiel krachend der zweite Reif von ſeinem Leibe. Er bat um den dritten Becher, und als die Mutter auch den dritten gebracht, fiel auch der dritte Reif von des Drachen Leibe, und er war frei. „Aber was werd' ich dem Sohne ſagen, wenn er kommt?“ fragte die Mutter mit Bangen. — „Ich will Dir einen Rath geben,“ ſprach der Drache. „Stell' Dich krank, und wenn er Dich fragt, was Dir helfen könnte, ſag' ihm: ein Ferkel von der Erdſau. Wenn er darnach geht, wird ihn die Erdſau zerreißen.“ — „Gut!“ Der Jüngling kam von der Jagd und brachte der Mutter einen Rehbock. Aber die Mutter ſtöhnte und ſeufzte, indem ſie ſprach: „Ach, mein lieber Sohn, Du haſt Dich umſonſt abgemüdet, bringſt mir umſonſt gute Speiſe; ich kann nicht eſſen, ich werde ſterben.“ — „O Mutter, ſtirb nicht, ſag' mir lieber ſchnell, was Dir helfen kann, ich will gern Alles thun!“ rief beſorgt der gute Jüngling, der die Mutter ungemein liebte. „Ich kann nur geſund werden, wenn ich ein Ferkel von der Erdſau habe,“ ſagte die Mutter. Und der Jüngling ſäumte nicht, nahm ſeinen Buchenbaum in die Hand, und ging, die Erdſau zu ſuchen.

Der Arme ging ins Kreuz und in die Quere; denn er wußte nicht, wo die Erdſau zu finden. Da ſah er eine Hütte, und als er hineintrat, fand er dort die heilige Nedĕlka. [16]). „Wohin gehſt

Du?" fragte ihn die Heilige. „Zur Erdſau, um ein Ferkel zu holen für meine Mutter, die krank iſt, und davon geſund werden wird." — „Mein Sohn," ſprach die Heilige; „Du wirſt das Ferkel ſchwerlich bekommen; allein ich will Dir behilflich ſein. Doch mußt Du gehorchen, und thun, wie ich Dir ſage." Der Jüngling verſprach zu gehorchen. Die Heilige gab ihm einen langen, ſcharfen Spieß und ſagte: „Geh' in den Pferdeſtall und ſetz' Dich auf mein Roß Tatoſchik; es wird Dich dorthin tragen, wo die Erdſau ſich aufhält, eingewühlt in die Erde. Kommſt Du hin, ſo ſtich mit dem Spieß ein Ferkel; es wird quieken, und wenn es quiekt, wird die Erdſau wüthend auffahren, und im Flug die Welt umrennen. Dich aber wird ſie nicht gewahren, noch wen anders, und da wird ſie zu den Ferkeln ſagen, wenn ſie noch einmal quiekten, ſo werde ſie ſie zerreißen. In dieſem Augenblicke mußt Du das Ferkel zum zweiten Male ſtechen, aufſpießen und davonreiten. Das Ferkel wird ſich fürchten, nicht quieken, die Erdſau wird ſich nicht rühren, und Tatoſchik wird Dich davon tragen." Der Jüngling verſprach zu gehorchen, nahm den Spieß, ſetzte ſich auf Tatoſchik, und dieſer trug ihn pfeilſchnell weit, weit weg, bis dorthin, wo die Erdſau in der Erde eingewühlt war. Der Jüngling ſtach mit dem Spieß ein Ferkel, daß es furchtbar quiekte. Die Erdſau fuhr auf und umrannte die Welt im Flug. Aber Tatoſchik rührte ſich nicht von der Stelle, und die Erdſau gewahrte ihn nicht, noch wen anders, und ſagte zu den Ferkeln: „Wenn Ihr noch einmal quiekt, ſo zerreiß' ich Euch." Dann wühlte ſie ſich wieder ein. Da ſpießte der Jüngling das Ferkel auf, und es ſchwieg und gab keinen Laut von ſich, und Tatoſchik begann zu rennen, und ſogleich waren ſie bei der Heiligen. „Nun, wie war's?" — „So, wie Du ſagteſt. Hier iſt das Ferkel," erwiederte der Jüngling. — „Wohl, nimm's und bring' es der Mutter!" Der Jüngling übergab den Spieß, führte Tatoſchik in den Stall, nahm ſeinen Buchenbaum in die Hand, hängte das Ferkel daran, dankte der Heiligen und eilte zur Mutter. Die Mutter tafelte mit dem Drachen. Sie dachten, der Jüngling werde nicht zurückkehren, indeſſen war er ſchon da. Sie erſchraken, als ſie ihn kommen ſahen, und beriethen ſich, wie ſie ihn aus der Welt ſchaffen könnten. „Wenn er Dir das Ferkel giebt, ſtell' Dich noch einmal krank," ſprach der Drache zu ihr „und wenn er Dich

ſagt, was Dir helfen könnte, ſag' ihm: das Waſſer des Lebens und des Todes. Geht er darnach, wird er ſeinen Untergang finden." Der Jüngling kam freudenvoll in das Schloß geritt, und gab der Mutter das Ferkel. Aber ſie ſtöhnte und ſeufzte, daß ſie ſterben müſſe, und daß ihr das Ferkel nicht helfen werde. „O ſtirb nicht, Mutter, und ſag' mir lieber, was Dir helfen kann, ich will es Dir bringen!" rief beſorgt der Jüngling. „Ach, mein lieber Sohn, wie wär' es möglich, daß Du mir's brächteſt! Mir hilft nur das Waſſer des Lebens und des Todes." klagte die Mutter. Der Jüngling ſäumte nicht, nahm ſeinen Buchenbaum in die Hand, und ging gerade zur heiligen Nedëlka.

„Wohin gehſt Du?" fragte ihn die Heilige. „Zu Dir geh' ich, mich zu berathen, wo ich das Waſſer des Lebens und des Todes finde. Die Mutter iſt noch krank und wird davon geſund werden." — „Du wirſt das Waſſer ſchwerlich bekommen, mein Sohn; allein ich will Dir behilflich ſein. Da haſt Du zwei Krüge, ſetz' Dich auf mein Roß Tatoſchik und es wird Dich zu zwei Bergen tragen. Unter ihnen entſpringt das Waſſer des Lebens und des Todes. Der rechte Berg öffnet ſich Mittags, dort ſprudelt das Waſſer des Lebens; der linke Berg öffnet ſich Mitternachts, dort ſteht das Waſſer des Todes. Wenn ſich der Berg öffnet, ſpring' ſchnell mit dem Kruge hinzu, und ſchöpfe Waſſer. Haſt Du Waſſer von beiden Bergen, ſo komm' zu mir. Gehorche jedoch, und thu' genau, wie ich Dir ſage." So ſprach die Heilige, und gab dem Jüngling die Krüge; dieſer ſetzte ſich mit ihnen auf Tatoſchik und verſchwand. — Irgendwo in weitentfernter Gegend waren zwei Rieſenberge, und zu dieſen trug Tatoſchik den Jüngling. Es war Mittag, da erhob ſich der erſte Berg, Waſſer des Lebens ſprudelte hervor, der Jüngling ſprang hinzu, ſchöpfte in den Krug, und krachend fiel der Berg wieder zu, ſo daß er dem Jüngling bald die Ferſen abgeſchlagen. Dieſer ſchwang ſich mit dem Krug auf Tatoſchik, und jagte zu dem linken Berg. Sie harrten bis Mitternacht; Mitternachts erhob ſich der Berg, und unter ihm ſtand das Waſſer des Todes. Der Jüngling ſchöpfte ſchnell in den Krug, und krachend fiel der Berg wieder zu, ſo daß er dem Jüngling bald die Hände abgeſchlagen. Dieſer ſchwang ſich auf Tatoſchik, Tatoſchik begann zu rennen, und ſogleich waren ſie bei der Heiligen. „Nun, wie erging's?

fragte die Heilige, als er zurück war. „Gut, hier haſt Du Waſſer des Lebens und des Todes," entgegnete der Jüngling, und gab ihr das Waſſer. Die Heilige bewahrte das Waſſer, gab dem Jüngling zwei Krüge gewöhnlichen Waſſers, und befahl ihm, dieſe der Mutter zu bringen. Der Jüngling bedankte ſich und ging. Die Mutter tafelte mit dem Drachen. Sie dachten, der Jüngling werde nimmer wiederkehren, indeſſen war er ſchon da. Sie erſchraken, als ſie ihn kommen ſahen, und beriethen ſich, wie ſie ihn aus der Welt ſchaffen könnten. „Stell' Dich noch einmal krank," rieth der Drache, „und ſag' ihm, Dir würde nicht beſſer werden, wenn Du nicht den Vogel Pelikan ſäheſt. Geht er, ihn zu holen, ſo wird es ſein Verderben ſein." Der Jüngling brachte der Mutter mit Freuden das Waſſer; aber die Mutter ſtöhnte und ſeufzte, es werde ihr auch dies nicht helfen, ſie müſſe ſterben. „O ſtirb nicht, Mutter, und ſag' mir, wie ich Dir helfen kann, ich will Dir Alles bringen," rief beſorgt der gute Jüngling. „Mir wird nicht beſſer werden, wenn ich nicht den Vogel Pelikan ſehe. Doch wie könnteſt Du mir dieſen ſchaffen!" ſagte die Mutter. Der Jüngling nahm wieder ſeinen Buchenbaum, und ging gerade zur heiligen Nedělka.

„Wohin gehſt Du?" fragte ihn die Heilige. „Zu Dir geh' ich, daß Du mir ratheſt. Die Mutter wurde auch von dem Waſſer nicht geſund; ſie muß den Vogel Pelikan ſehen. Wo aber find' ich den Vogel?" — „O mein lieber Sohn," ſprach die Heilige, „Du wirſt den Vogel ſchwerlich bekommen, allein ich will Dir behilflich ſein. Der Pelikan iſt ein furchtbarer Vogel; er hat einen ungeheuer langen Hals, und macht mit den Flügeln einen Wind, daß die Bäume umſtürzen. Da haſt Du eine Büchſe, ſetz' Dich auf mein Roß Tatoſchik, und es wird Dich dorthin tragen, wo ſich der Vogel Pelikan aufhält. Gieb Acht, von welcher Seite der Wind auf Dich wehen wird! Nach dieſer Seite ziele, und hörſt Du den Hahn klappen, ſtoß den Ladeſtock in die Büchſe und reite ſchnell davon, in die Büchſe aber ſieh nicht hinein!" Der Jüngling nahm die Büchſe, ſetzte ſich auf Tatoſchik, und ſie flogen pfeilſchnell dahin, bis ſie auf eine große Haide kamen, wo ſich der Vogel Pelikan aufhielt; dort blieb Tatoſchik ſtehen. Der Jüngling fühlte, daß ein ſtarker Wind auf ſeine rechte Wange wehe. Er zielte nach dieſer Seite, der Hahn klappte: ſchnell ſtieß der Jüngling den

Ladeſtock in die Büchſe und warf ſie über die Schulter. Tatoſchik begann zu rennen, und ſogleich waren ſie bei der Heiligen. „Wie ſteht's?“ fragte die Heilige.— „Ich weiß nicht, ob gut, ob ſchlimm; ich that blos ſo, wie Du mir befahlſt,“ erwiederte der Jüngling, und gab ihr die Büchſe. — „Gut, da iſt er!“ ſprach die Heilige, als ſie in die Büchſe geblickt. Dann bewahrte ſie den Vogel Pelikan, gab dem Jüngling eine andere Büchſe, und zeigte ihm auf einem Baum einen Adler; den ſolle er ſchießen, und der Mutter ſtatt des Vogels Pelikan bringen. Der Jüngling gehorchte der guten Heiligen in Allem, und als er den Adler geſchoſſen, hängte er ihn an den Buchenbaum und ging nach Hauſe. Der Drache tafelte wieder mit der Mutter. Sie dachten, der Jüngling werde nie mehr ſichtbar werden, und ſchon war er nah'. Sie erſchraken ſehr, als ſie ihn kommen ſahen, und beriethen ſich, was zu thun ſei. „Stell' Dich noch einmal krank, und ſag' ihm, Dir könnten nur goldene Aepfel aus dem Drachengarten helfen! Gelangt er hin, ſo werden ihn die Drachen zerreißen, denn ſie ſind erboſt über ihn.“ Der Jüngling gab der Mutter mit Freuden den Vogel; allein die Mutter ſtöhnte und ſeufzte, das nütze ihr Alles nichts; ihr könnten nur goldene Aepfel aus dem Drachengarten helfen. „Du ſollſt ſie haben, Mutter!“ ſagte der Jüngling, und begab ſich wieder aus dem Schloſſe gerade zur heiligen Nedëlka.

„Wohin gehſt Du denn nochmals?“ fragte ihn die Heilige. „Ach, meiner Mutter iſt noch nicht geholfen, ſie iſt noch krank, und nur Aepfel aus dem Drachengarten können ſie geſund machen.“ — „Nun bleibt nichts übrig, mein Sohn, als daß Du kämpfſt. Und wärſt Du noch ſo ſtark, es würde Dir ſchlimm ergehen; allein ich will Dir behilflich ſein.“ ſprach die Heilige. „Da haſt Du einen Ring, ſteck' ihn an den Finger; ſobald Du den Ring drehſt, und dabei an mich gedenkſt, wird Dich Kraft von hundert Männern erfüllen. Setz' Dich nun auf Tatoſchik, er wird Dich an Ort und Stelle tragen.“ Der Jüngling ſetzte ſich auf Tatoſchik, und dieſer trug ihn weit weg bis zu einem Garten, um den eine hohe Mauer lief. Nimmer wäre der Jüngling über die Mauer gekommen, wenn nicht Tatoſchik geweſen wäre; der flog über ſie, wie ein Vogel. Im Garten ſtieg der Jüngling ab, und ging, ſich nach dem Baum mit goldenen Aepfeln umzuſehen. Da begegnete ihm ein ſchönes

Mädchen und fragte ihn, was er ſuche. Der Jüngling erwiederte, daß er goldene Aepfel ſuche für ſeine kranke Mutter, und bat das Mädchen, es möchte ihm ſagen, wo der Apfelbaum ſei. „Den Apfelbaum hüte ich," ſprach das Mädchen, „und ich darf von ihm Niemandem Obſt geben, ſonſt würde mich der Drache tödten. Ich bin eine Königstochter, von dem Drachen in dieſen Garten getragen, um ihn zu hüten. Kehr' um, Jüngling! Der Drache iſt furchtbar ſtark, und wen er hier gewahrt, den tödtet er gleich einer Fliege." Allein der Jüngling ließ ſich nicht abhalten, und eilte weiter in den Garten. Da zog die Prinzeſſin einen koſtbaren Ring vom Finger, und gab ihn dem Jüngling mit den Worten: „Steck' den Ring an, und dreh'ſt Du ihn und gedenkſt dabei an mich, wird Dich Kraft von hundert Männern erfüllen. Auf andere Weiſe würdeſt Du den Drachen nicht beſiegen." Der Jüngling nahm den Ring, ſteckte ihn an einen Finger der linken Hand — an der rechten hatte er den Ring der Heiligen — bedankte ſich ſchön, und ſchritt muthig weiter. Da erblickte er in der Mitte des Gartens goldene Aepfel auf einem Baume, und unter dem Baume einen furchtbaren Drachen. „Was willſt Du hier, Du Mörder meiner Brüder und Gefährten?" brüllte der Drache ihn an. „Ich komme, um goldene Aepfel von dieſem Baume zu holen," entgegnete der Jüngling unerſchrocken. „Du wirſt keine goldenen Aepfel pflücken, ſondern mit mir ringen." — „Wohlan, wenn Du Luſt haſt! Komm!" ſagte der Jüngling, drehte den Ring an der rechten Hand, gedachte an die Heilige, ſpreizte die Füße auseinander, und ſie begannen zu ringen. Zuerſt brachte der Drache den Jüngling aus ſeiner Stellung, doch dieſer preßte ihn dann bis über die Knöchel in die Erde. Da rauſchten plötzlich Flügel über ihnen, und ein ſchwarzer Rabe flog herbei und krächzte: „Wem ſoll ich helfen, Dir oder Dir?" — „Hilf mir," rief der Drache. — „Und was giebſt Du mir?" — „So viel Geld, als Du begehrſt." — „Mir hilf!" rief der Jüngling. „Ich geb' Dir Alle die Pferde, die dort auf der Wieſe weiden." — „Dir will ich helfen," krächzte der Rabe, „doch wie ſoll ich Dir helfen?" fragte er. — „Kühl mich, weil mir heiß wird!" erwiederte der Jüngling. Es ward ihm heiß, denn der Drache hauchte ihn mit ſeinem feurigen Athem an. Sie rangen weiter. Der Drache faßte den Jüngling und preßte ihn bis unter die Knöchel in die Erde.

Jetzt rasteten sie. Der Rabe netzte seine Flügel im Brunnen, setzte sich auf des Jünglings Haupt und sprengte ihm Tropfen auf das Antlitz, das von dem Feuer des Drachen glühte. So kühlte er ihn. Der Jüngling drehte den andern Ring, gedachte des schönen Mädchens, und sie faßten sich wieder. Der Drache preßte den Jüngling bis über die Knöchel in die Erde; doch dieser faßte den Drachen, preßte ihn bis an die Schultern in die Erde, griff zum Schwert, das er gleichfalls von der Heiligen erhalten, und hieb dem Drachen das Haupt mit einem Hiebe ab. Da kam die Prinzessin, pflückte ihm selbst goldene Aepfel, und bedankte sich schön, daß er sie befreit habe; sie sagte ihm auch, sie wolle seine Gemahlin werden, er möchte sich mit ihr zu ihrem Vater begeben. „Ihr gefallt mir gleichfalls," sagte der Jüngling, „und wenn ich könnte, ging' ich wohl mit Euch. Wollt Ihr ein Jahr meiner harren, komm' ich zu Euch." Die Prinzessin reichte ihm die Hand darauf, daß sie ein Jahr lang seiner harren wolle. Der Jüngling nahm Abschied von ihr, setzte sich auf Tatoschik, sprang mit ihm über die Mauer, tödtete auf der Wiese einen Haufen Pferde für den Raben, und ritt dann zur Heiligen. „Nun, wie erging's?" fragte die Heilige. „Gut," erwiederte der Jüngling. „Allein hätte mir die Prinzessin nicht einen zweiten Ring gegeben, wär' es schlimm gewesen." Hierauf erzählte er der Heiligen Alles. Die Heilige befahl ihm, er solle sich zur Mutter begeben, und Tatoschik mit sich nehmen. Der Jüngling gehorchte. Der Drache und die Mutter tafelten, und erschraken sehr, als sie den Jüngling heran reiten sahen; sie hatten nicht geglaubt, daß er aus dem Drachengarten wiederkehren werde. Die Mutter fragte, was sie thun solle; aber der Drache wußte keinen Rath mehr, und ging, sich in dem zehnten Zimmer zu verbergen.

Der Jüngling gab der Mutter die goldenen Aepfel, und die Mutter stellte sich, als ob ihr Anblick sie gesund gemacht. Sie bewirthete ihn, liebkoste ihn, so zärtlich sie konnte, und der Jüngling hatte große Freude, daß die Mutter wieder gesund sei. Da nahm die Mutter eine lange, dicke Schnur, und sagte dem Jüngling: „Leg' Dich, ich will die Schnur um Dich winden, wie ich's Deinem Vater zu thun pflegte, und will sehen, ob Du so stark bist, als er, und sie zerreißest." Der Jüngling lachte, legte sich, und die Mutter wand die Schnur um ihn, wie

um ein Wickelkind; allein er dehnte ſich plötzlich und zerriß die Schnur in Stücke. „Du biſt ſtark," ſagte die Mutter, „aber wart', ich will noch eine dünne Schnur um Dich winden, und ſehen, ob Du ſie zerreißeſt." Sie brachte eine dünne, ſeidene Schnur, und wand dieſe um ihn. Der Jüngling dehnte ſich und dehnte ſich, doch je mehr er ſich dehnte, deſto tiefer ſchnitt die Schnur in ſein Fleiſch ein. Als die Mutter dies ſah, rief ſie den Drachen, und der Drache lief herbei, hieb ihm den Kopf ab, und zerhieb den Leib in Stücke. Hierauf nahm die Mutter das Herz heraus, band den Leib zuſammen, und hängte das Bündel Tatoſchik um, indem ſie ſprach: „Haſt Du ihn als Lebenden getragen, trag' ihn auch als Todten, wohin es Dir beliebt." Tatoſchik ſäumte nicht, begann zu rennen, und war ſogleich zu Hauſe bei ſeiner Herrin. Die Heilige harrte bereits auf ihn, denn ſie wußte Alles voraus, was und wie es geſchehen werde. Alsbald fügte ſie den Leib zuſammen und wuſch ihn mit dem Waſſer des Todes, dann mit dem Waſſer des Lebens; der Jüngling gähnte, ſtreckte ſich und ſtand lebend und geſund auf. „Ach, wie lange hab' ich geſchlafen!" ſagte er. — „Du hätteſt in Ewigkeit geſchlafen, wenn ich Dich nicht aufgeweckt. Wie iſt Dir?" fragte ihn die Heilige. — „Gut, aber ſonderbar, mein Herz ſchlägt nicht." — „Wie ſoll es ſchlagen, da Du keins haſt!" — „Und wo iſt es?" fragte der Jüngling verwundert. — „Es hängt im Schloſſe an der Schnur, feſtgebunden an die Decke," erwiederte die Heilige, und erzählte ihm alles Uebrige, was mit ihm geſchehen war. Der Jüngling gerieth nicht in Zorn und weinte nicht, denn er hatte kein Herz. Dann befahl ihm die Heilige, Bettlerkleider anzuziehen, gab ihm eine Sackpfeife, und ſchickte ihn in das Schloß, daß er dort pfeife, und für die Muſik zum Lohne das Herz begehre; mit dieſem ſolle er zu ihr zurückkehren. Der Jüngling ging, und da er bemerkte, daß die Mutter zum Schloſſe herausſehe, ſtellte er ſich unter das Fenſter, und begann gar ſchön zu pfeifen. Der Mutter gefiel die Muſik ungemein, und ſie rief den alten Sackpfeifer in das Schloß, daß er ihr da vorſpiele. Der Jüngling pfiff und pfiff, und die Mutter tanzte mit dem Drachen den Tag und die Nacht durch, bis ſie ganz müde war. Sie gab dem Sackpfeifer zu eſſen und zu trinken, und als ſie ſich ſatt getanzt, gab ſie ihm auch goldenes Geld. Allein der Sackpfeifer ſagte: „Wozu ſoll mir das

nach ſeinem Geſchmack wäre. Dann zog er aus, um eine ſolche zu ſuchen. Unterwegs begegnete ihm eine ſchöne Maid, in weiße Kleider angethan. Vor Wonne begann er ſogleich zu ſingen:

„He, juchhe, das iſt ein Mägdlein!
Es begegnet mir mein Glück.“

Die ſchöne Maid fragte ihn: „Wohin ziehſt Du, Jüngling?“ Er entgegnete ihr: „Ich geh' eine Jungfrau ſuchen, die nach meinem Geſchmacke wäre. In unſerer Stadt giebt's keine ſolche. Schier bin ich alt genug, um zu heirathen. Ich bat Gott, daß ich wenigſtens nur eine Stunde mit einer ſchönen Weibsperſon beiſammen ſein könnte, bevor ich ſterbe.“ Sie ſprach zu ihm: „Jüngling, ich will Dein Weib ſein!“ Er erwiederte ihr, das könne ſie werden, und führte ſie in ſein Haus. Als die Stunde zu Ende war, die er von Gott begehrt hatte, verwandelte ſich die ſchöne Maid im Nu, und vor ihm ſtand eine alte, zahnloſe, grauſenerregende Geſtalt. Da begann der Jüngling grimmig zu ſchelten: „O Du ruchloſe Verführerin, Du haſt mich überliſtet, getäuſcht, betrogen!“ Sie aber entgegnete ihm: „Du haſt Dich ſelbſt getäuſcht, da Du Gott geläſtert. Mir haſt Du Dich verſprochen, meiner wirſt Du nicht mehr ledig. Du mußt nun mit mir gehen, ich laſſe Dich nicht los.“ Das war der Tod, er nahm ſeine Senſe, hieb dem Jüngling das Haupt ab, und der Jüngling war für immer ſein. Wer viel ausklaubt, der greift fehl.

Von der Mutter und ihrem Sohne.

Es war eine Mutter und hatte einen Sohn. Dieſen Sohn ſäugte ſie zweimal ſieben Jahre. Als ſie ihn zweimal ſieben Jahre geſäugt, nahm ſie ihn in den Wald, und befahl ihm, einen Fichtenbaum ſammt der Wurzel auszureißen. Allein der Knabe konnte den Fichtenbaum nicht ausreißen. „Noch biſt Du nicht ſtark genug,“ ſagte die Mutter und ſäugte ihn noch ſieben Jahre. Als ſie ihn dreimal ſieben Jahre geſäugt, führte ſie ihn wieder in den

Wald, und befahl ihm, einen Buchenbaum sammt der Wurzel auszureißen. Der Bursche faßte den Buchenbaum, und riß ihn sammt der Wurzel aus. „Jetzt bist Du stark genug, jetzt kannst Du schon für mich sorgen," sagte die Mutter. — „Ei versteht sich, daß ich für Dich sorgen will, Mutter! Befiehl nur, was ich zuerst für Dich thun soll!" — „Zuerst wirst Du eine ordentliche Wohnung für mich suchen und dann zu mir kommen," befahl die Mutter, und ging nach Hause. Der Jüngling aber nahm statt eines Stockes den ausgerissenen Buchenbaum in die Hand, sammt allen Aesten, so wie ihn der liebe Gott hatte wachsen lassen, und begab sich auf den Weg, um für die Mutter eine Wohnung zu suchen.

Er ging und ging, und kam zu einem Schlosse. In dem Schlosse hausten Drachen, und als der Jüngling dahin kam, wollten sie ihn nicht einlassen. Der Jüngling aber fragte nicht lange, ob sie ihn einlassen wollten oder nicht, brach sich ein Thor, ging in das Schloß, als ob er dessen Herr wäre, und erschlug die Drachen. Als er sie erschlagen, schleuderte er die Leiber über die Mauer, und ging, sich das Schloß zu besehen. Ueberall gefiel es ihm, die Zimmer waren schön, und neun standen offen, das zehnte war verschlossen. Als er die neun offenen Zimmer durchschritten, öffnete er das zehnte verschlossene, und trat hinein. Er sah dort einen Drachen sitzen, der mit drei eisernen Reifen an die Wand geschmiedet war. „Was machst Du da?" fragte der Jüngling. — „Ich sitze da; meine Brüder haben mich angeschmiedet. Mach' mich frei, ich will Dich reich belohnen!" — „Ei, haben Dich Deine Brüder angeschmiedet, wird nicht viel Gutes an Dir sein. Sitz' nur da!" entgegnete der Jüngling, schlug die Thür zu, und ging zu der Mutter, um sie in die neue Wohnung zu führen. Als er sie gebracht, führte er sie durch alle Zimmer und zeigte ihr Alles, nur das zehnte Zimmer öffnete er nicht, und warnte die Mutter, es zu betreten, sonst werde es ihr übel ergehen. Dann nahm er seinen Buchenbaum in die Hand, und begab sich auf die Jagd, um der Mutter irgend einen Braten zu bringen. Kaum war der Jüngling aus dem Schlosse, so ließ es der Mutter keine Ruhe; sie ging so lange bei der Thür des zehnten Zimmers umher, bis sie hinein trat. Wen sah sie da

ſitzen? Den Drachen. „Was machſt Du da, und wer biſt Du?“ — „Ich bin ein Drache, und meine Brüder haben mich aus Zorn hier angeſchmiedet. Sie können mich nicht mehr frei machen, weil ſie Dein Sohn erſchlagen. Mach' mich frei, ich will Dich reich belohnen und will Dich zum Weibe nehmen,“ bat der Drache. — „Was würde mein Sohn dazu ſagen!“ meinte die Mutter. — „Den ſchaffen wir aus der Welt und Du wirſt dann Herrin ſein.“ Lange bedachte ſich die Mutter, bis ſie endlich den Drachen fragte, wie ſie ihn frei machen könnte. „Geh' in den Keller, und bring' mir aus dem hinterſten Faß einen Becher Wein!“ Die Mutter ging in den Keller, füllte aus dem hinterſten Faß einen Becher Wein, und gab ihn dem Drachen zu trinken. Als dieſer den erſten Becher ausgetrunken, fiel krachend ein Reif von ſeinem Leibe. Er bat, ſie möchte ihm noch einen Becher bringen. Die Mutter brachte den zweiten Becher, und als ihn der Drache ausgetrunken, fiel krachend der zweite Reif von ſeinem Leibe. Er bat um den dritten Becher, und als die Mutter auch den dritten gebracht, fiel auch der dritte Reif von des Drachen Leibe, und er war frei. „Aber was werd' ich dem Sohne ſagen, wenn er kommt?“ fragte die Mutter mit Bangen. — „Ich will Dir einen Rath geben,“ ſprach der Drache. „Stell' Dich krank, und wenn er Dich fragt, was Dir helfen könnte, ſag' ihm: ein Ferkel von der Erdſau. Wenn er darnach geht, wird ihn die Erdſau zerreißen.“ — „Gut!“ Der Jüngling kam von der Jagd und brachte der Mutter einen Rehbock. Aber die Mutter ſtöhnte und ſeufzte, indem ſie ſprach: „Ach, mein lieber Sohn, Du haſt Dich umſonſt abgemüdet, bringſt mir umſonſt gute Speiſe; ich kann nicht eſſen, ich werde ſterben.“ — „O Mutter, ſtirb nicht, ſag' mir lieber ſchnell, was Dir helfen kann, ich will gern Alles thun!“ rief beſorgt der gute Jüngling, der die Mutter ungemein liebte. „Ich kann nur geſund werden, wenn ich ein Ferkel von der Erdſau habe,“ ſagte die Mutter. Und der Jüngling ſäumte nicht, nahm ſeinen Buchenbaum in die Hand, und ging, die Erdſau zu ſuchen.

Der Arme ging ins Kreuz und in die Quere; denn er wußte nicht, wo die Erdſau zu finden. Da ſah er eine Hütte, und als er hineintrat, fand er dort die heilige Nedělka. [16]). „Wohin gehſt

Du?" fragte ihn die Heilige. „Zur Erdſau, um ein Ferkel zu holen für meine Mutter, die krank iſt, und davon geſund werden wird." — „Mein Sohn," ſprach die Heilige; „Du wirſt das Ferkel ſchwerlich bekommen; allein ich will Dir behülflich ſein. Doch mußt Du gehorchen, und thun, wie ich Dir ſage." Der Jüngling verſprach zu gehorchen. Die Heilige gab ihm einen langen, ſcharfen Spieß und ſagte: „Geh' in den Pferdeſtall und ſetz' Dich auf mein Roß Tatoſchik; es wird Dich dorthin tragen, wo die Erdſau ſich aufhält, eingewühlt in die Erde. Kommſt Du hin, ſo ſtich mit dem Spieß ein Ferkel; es wird quieken, und wenn es quiekt, wird die Erdſau wüthend auffahren, und im Flug die Welt umrennen. Dich aber wird ſie nicht gewahren, noch wen anders, und da wird ſie zu den Ferkeln ſagen, wenn ſie noch einmal quickten, ſo werde ſie ſie zerreißen. In dieſem Augenblicke mußt Du das Ferkel zum zweiten Male ſtechen, aufſpießen und davonreiten. Das Ferkel wird ſich fürchten, nicht quicken die Erdſau wird ſich nicht rühren, und Tatoſchik wird Dich davon tragen." Der Jüngling verſprach zu gehorchen, nahm den Spieß, ſetzte ſich auf Tatoſchik, und dieſer trug ihn pfeilſchnell weit, weit weg, bis dorthin, wo die Erdſau in der Erde eingewühlt war. Der Jüngling ſtach mit dem Spieß ein Ferkel, daß es furchtbar quiekte. Die Erdſau fuhr auf und umrannte die Welt im Flug. Aber Tatoſchik rührte ſich nicht von der Stelle, und die Erdſau gewahrte ihn nicht, noch wen anders, und ſagte zu den Ferkeln: „Wenn Ihr noch einmal quiekt, ſo zerreiß' ich Euch." Dann wühlte ſie ſich wieder ein. Da ſpießte der Jüngling das Ferkel auf, und es ſchwieg und gab keinen Laut von ſich, und Tatoſchik begann zu rennen, und ſogleich waren ſie bei der Heiligen. „Nun, wie war's?" — „So, wie Du ſagteſt. Hier iſt das Ferkel," erwiederte der Jüngling. — „Wohl, nimm's und bring' es der Mutter!" Der Jüngling übergab den Spieß, führte Tatoſchik in den Stall, nahm ſeinen Buchenbaum in die Hand, hängte das Ferkel daran, dankte der Heiligen und eilte zur Mutter. Die Mutter tafelte mit dem Drachen. Sie dachten, der Jüngling werde nicht zurückkehren, indeſſen war er ſchon da. Sie erſchraken, als ſie ihn kommen ſahen, und beriethen ſich, wie ſie ihn aus der Welt ſchaffen könnten. „Wenn er Dir das Ferkel giebt, ſtell' Dich noch einmal krank," ſprach der Drache zu ihr „und wenn er Dich

fragt, was Dir helfen könnte, ſag' ihm: das Waſſer des Lebens und des Todes. Geht er darnach, wird er ſeinen Untergang finden." Der Jüngling kam freudenvoll in das Schloß geeilt, und gab der Mutter das Ferkel. Aber ſie ſtöhnte und ſeufzte, daß ſie ſterben müſſe, und daß ihr das Ferkel nicht helfen werde. „O ſtirb nicht, Mutter, und ſag' mir lieber, was Dir helfen kann, ich will es Dir bringen!" rief beſorgt der Jüngling. „Ach, mein lieber Sohn, wie wär' es möglich, daß Du mir's brächteſt! Mir hilft nur das Waſſer des Lebens und des Todes," klagte die Mutter. Der Jüngling ſäumte nicht, nahm ſeinen Buchenbaum in die Hand, und ging gerade zur heiligen Nedëlka.

„Wohin gehſt Du?" fragte ihn die Heilige. „Zu Dir geh' ich, mich zu berathen, wo ich das Waſſer des Lebens und des Todes fände. Die Mutter iſt noch krank und wird davon geſund werden." — „Du wirſt das Waſſer ſchwerlich bekommen, mein Sohn; allein ich will Dir behilflich ſein. Da haſt Du zwei Krüge, ſetz' Dich auf mein Roß Tatoſchik und es wird Dich zu zwei Bergen tragen. Unter ihnen entſpringt das Waſſer des Lebens und des Todes. Der rechte Berg öffnet ſich Mittags, dort ſprudelt das Waſſer des Lebens; der linke Berg öffnet ſich Mitternachts, dort ſteht das Waſſer des Todes. Wenn ſich der Berg öffnet, ſpring' ſchnell mit dem Kruge hinzu, und ſchöpfe Waſſer. Haſt Du Waſſer von beiden Bergen, ſo komm' zu mir. Gehorche jedoch, und thu' genau, wie ich Dir ſage." So ſprach die Heilige, und gab dem Jüngling die Krüge; dieſer ſetzte ſich mit ihnen auf Tatoſchik und verſchwand. — Irgendwo in weitentfernter Gegend waren zwei Rieſenberge, und zu dieſen trug Tatoſchik den Jüngling. Es war Mittag, da erhob ſich der erſte Berg, Waſſer des Lebens ſprudelte hervor, der Jüngling ſprang hinzu, ſchöpfte in den Krug, und krachend fiel der Berg wieder zu, ſo daß er dem Jüngling bald die Ferſen abgeſchlagen. Dieſer ſchwang ſich mit dem Krug auf Tatoſchik, und jagte zu dem linken Berg. Sie harrten bis Mitternacht; Mitternachts erhob ſich der Berg, und unter ihm ſtand das Waſſer des Todes. Der Jüngling ſchöpfte ſchnell in den Krug, und krachend fiel der Berg wieder zu, ſo daß er dem Jüngling bald die Hände abgeſchlagen. Dieſer ſchwang ſich auf Tatoſchik, Tatoſchik begann zu rennen, und ſogleich waren ſie bei der Heiligen. „Nun, wie erging's?

fragte die Heilige, als er zurück war. „Gut, hier haſt Du Waſſer des Lebens und des Todes," entgegnete der Jüngling, und gab ihr das Waſſer. Die Heilige bewahrte das Waſſer, gab dem Jüngling zwei Krüge gewöhnlichen Waſſers, und befahl ihm, dieſe der Mutter zu bringen. Der Jüngling bedankte ſich und ging. Die Mutter tafelte mit dem Drachen. Sie dachten, der Jüngling werde nimmer wiederkehren, indeſſen war er ſchon da. Sie erſchraken, als ſie ihn kommen ſahen, und beriethen ſich, wie ſie ihn aus der Welt ſchaffen könnten. „Stell' Dich noch einmal krank," rieth der Drache, „und ſag' ihm, Dir würde nicht beſſer werden, wenn Du nicht den Vogel Pelikan ſäheſt. Geht er, ihn zu holen, ſo wird es ſein Verderben ſein." Der Jüngling brachte der Mutter mit Freuden das Waſſer; aber die Mutter ſtöhnte und ſeufzte, es werde ihr auch dies nicht helfen, ſie müſſe ſterben. „O ſtirb nicht, Mutter, und ſag' mir, wie ich Dir helfen kann, ich will Dir Alles bringen," rief beſorgt der gute Jüngling. „Mir wird nicht beſſer werden, wenn ich nicht den Vogel Pelikan ſehe. Doch wie könnteſt Du mir dieſen ſchaffen!" ſagte die Mutter. Der Jüngling nahm wieder ſeinen Buchenbaum, und ging gerade zur heiligen Nedëlka.

„Wohin gehſt Du?" fragte ihn die Heilige. „Zu Dir geh' ich, daß Du mir ratheſt. Die Mutter wurde auch von dem Waſſer nicht geſund; ſie muß den Vogel Pelikan ſehen. Wo aber find' ich den Vogel?" — „O mein lieber Sohn," ſprach die Heilige, „Du wirſt den Vogel ſchwerlich bekommen, allein ich will Dir behilflich ſein. Der Pelikan iſt ein furchtbarer Vogel; er hat einen ungeheuer langen Hals, und macht mit den Flügeln einen Wind, daß die Bäume umſtürzen. Da haſt Du eine Büchſe, ſetz' Dich auf mein Roß Tatoſchik, und es wird Dich dorthin tragen, wo ſich der Vogel Pelikan aufhält. Gieb Acht, von welcher Seite der Wind auf Dich wehen wird! Nach dieſer Seite ziele, und hörſt Du den Hahn klappen, ſtoß den Ladeſtock in die Büchſe und reite ſchnell davon, in die Büchſe aber ſieh nicht hinein!" Der Jüngling nahm die Büchſe, ſetzte ſich auf Tatoſchik, und ſie flogen pfeilſchnell dahin, bis ſie auf eine große Haide kamen, wo ſich der Vogel Pelikan aufhielt; dort blieb Tatoſchik ſtehen. Der Jüngling fühlte, daß ein ſtarker Wind auf ſeine rechte Wange wehe. Er zielte nach dieſer Seite, der Hahn klappte: ſchnell ſtieß der Jüngling den

Ladeſtock in die Büchſe und warf ſie über die Schulter. Tatoſchik begann zu rennen, und ſogleich waren ſie bei der Heiligen. „Wie ſteht's?“ fragte die Heilige.— „Ich weiß nicht, ob gut, ob ſchlimm; ich that blos ſo, wie Du mir befahlſt,“ erwiederte der Jüngling, und gab ihr die Büchſe. — „Gut, da iſt er!“ ſprach die Heilige, als ſie in die Büchſe geblickt. Dann bewahrte ſie den Vogel Pelikan, gab dem Jüngling eine andere Büchſe, und zeigte ihm auf einem Baum einen Adler; den ſolle er ſchießen, und der Mutter ſtatt des Vogels Pelikan bringen. Der Jüngling gehorchte der guten Heiligen in Allem, und als er den Adler geſchoſſen, hängte er ihn an den Buchenbaum und ging nach Hauſe. Der Drache tafelte wieder mit der Mutter. Sie dachten, der Jüngling werde nie mehr ſichtbar werden, und ſchon war er nah'. Sie erſchraken ſehr, als ſie ihn kommen ſahen, und beriethen ſich, was zu thun ſei. „Stell' Dich noch einmal krank, und ſag' ihm, Dir könnten nur goldene Aepfel aus dem Drachengarten helfen! Gelangt er hin, ſo werden ihn die Drachen zerreißen, denn ſie ſind erboſt über ihn.“ Der Jüngling gab der Mutter mit Freuden den Vogel; allein die Mutter ſtöhnte und ſeufzte, das nütze ihr Alles nichts; ihr könnten nur goldene Aepfel aus dem Drachengarten helfen. „Du ſollſt ſie haben, Mutter!“ ſagte der Jüngling, und begab ſich wieder aus dem Schloſſe gerade zur heiligen Nedělka.

„Wohin gehſt Du denn nochmals?“ fragte ihn die Heilige. „Ach, meiner Mutter iſt noch nicht geholfen, ſie iſt noch krank, und nur Aepfel aus dem Drachengarten können ſie geſund machen.“ — „Nun bleibt nichts übrig, mein Sohn, als daß Du kämpfſt. Und wärſt Du noch ſo ſtark, es würde Dir ſchlimm ergehen; allein ich will Dir behilflich ſein.“ ſprach die Heilige. „Da haſt Du einen Ring, ſteck' ihn an den Finger; ſobald Du den Ring drehſt, und dabei an mich gedenkſt, wird Dich Kraft von hundert Männern erfüllen. Setz' Dich nun auf Tatoſchik, er wird Dich an Ort und Stelle tragen.“ Der Jüngling ſetzte ſich auf Tatoſchik, und dieſer trug ihn weit weg bis zu einem Garten, um den eine hohe Mauer lief. Nimmer wäre der Jüngling über die Mauer gekommen, wenn nicht Tatoſchik geweſen wäre; der flog über ſie, wie ein Vogel. Im Garten ſtieg der Jüngling ab, und ging, ſich nach dem Baum mit goldenen Aepfeln umzuſehen. Da begegnete ihm ein ſchönes

Mädchen und fragte ihn, was er ſuche. Der Jüngling erwiederte, daß er goldene Aepfel ſuche für ſeine kranke Mutter, und bat das Mädchen, es möchte ihm ſagen, wo der Apfelbaum ſei. „Den Apfelbaum hüte ich," ſprach das Mädchen, „und ich darf von ihm Niemandem Obſt geben, ſonſt würde mich der Drache tödten. Ich bin eine Königstochter, von dem Drachen in dieſen Garten getragen, um ihn zu hüten. Kehr' um, Jüngling! Der Drache iſt furchtbar ſtark, und wen er hier gewahrt, den tödtet er gleich einer Fliege." Allein der Jüngling ließ ſich nicht abhalten, und eilte weiter in den Garten. Da zog die Prinzeſſin einen koſtbaren Ring vom Finger, und gab ihn dem Jüngling mit den Worten: „Steck' den Ring an, und dreh'ſt Du ihn und gedenkſt dabei an mich, wird Dich Kraft von hundert Männern erfüllen. Auf andere Weiſe würdeſt Du den Drachen nicht beſiegen." Der Jüngling nahm den Ring, ſteckte ihn an einen Finger der linken Hand — an der rechten hatte er den Ring der Heiligen — bedankte ſich ſchön, und ſchritt muthig weiter. Da erblickte er in der Mitte des Gartens goldene Aepfel auf einem Baume, und unter dem Baume einen furchtbaren Drachen. „Was willſt Du hier, Du Mörder meiner Brüder und Gefährten?" brüllte der Drache ihn an. „Ich komme, um goldene Aepfel von dieſem Baume zu holen," entgegnete der Jüngling unerſchrocken. „Du wirſt keine goldenen Aepfel pflücken, ſondern mit mir ringen." — „Wohlan, wenn Du Luſt haſt! Komm!" ſagte der Jüngling, drehte den Ring an der rechten Hand, gedachte an die Heilige, ſpreizte die Füße auseinander, und ſie begannen zu ringen. Zuerſt brachte der Drache den Jüngling aus ſeiner Stellung, doch dieſer preßte ihn dann bis über die Knöchel in die Erde. Da rauſchten plötzlich Flügel über ihnen, und ein ſchwarzer Rabe flog herbei und krächzte: „Wem ſoll ich helfen, Dir oder Dir?" — „Hilf mir," rief der Drache. — „Und was giebſt Du mir?" — „So viel Geld, als Du begehrſt." — „Mir hilf!" rief der Jüngling. „Ich geb' Dir Alle die Pferde, die dort auf der Wieſe weiden." — „Dir will ich helfen," krächzte der Rabe, „doch wie ſoll ich Dir helfen?" fragte er. — „Kühl mich, weil mir heiß wird!" erwiederte der Jüngling. Es ward ihm heiß, denn der Drache hauchte ihn mit ſeinem feurigen Athem an. Sie rangen weiter. Der Drache faßte den Jüngling und preßte ihn bis unter die Knöchel in die Erde.

Jetzt rasteten sie. Der Rabe netzte seine Flügel im Brunnen, setzte sich auf des Jünglings Haupt und sprengte ihm Tropfen auf das Antlitz, das von dem Feuer des Drachen glühte. So kühlte er ihn. Der Jüngling drehte den andern Ring, gedachte des schönen Mädchens, und sie faßten sich wieder. Der Drache preßte den Jüngling bis über die Knöchel in die Erde; doch dieser faßte den Drachen, preßte ihn bis an die Schultern in die Erde, griff zum Schwert, das er gleichfalls von der Heiligen erhalten, und hieb dem Drachen das Haupt mit einem Hiebe ab. Da kam die Prinzessin, pflückte ihm selbst goldene Aepfel, und bedankte sich schön, daß er sie befreit habe; sie sagte ihm auch, sie wolle seine Gemahlin werden, er möchte sich mit ihr zu ihrem Vater begeben. „Ihr gefallt mir gleichfalls," sagte der Jüngling, „und wenn ich könnte, ging' ich wohl mit Euch. Wollt Ihr ein Jahr meiner harren, komm' ich zu Euch." Die Prinzessin reichte ihm die Hand darauf, daß sie ein Jahr lang seiner harren wolle. Der Jüngling nahm Abschied von ihr, setzte sich auf Tatoschik, sprang mit ihm über die Mauer, tödtete auf der Wiese einen Haufen Pferde für den Raben, und ritt dann zur Heiligen. „Nun, wie erging's?" fragte die Heilige. „Gut," erwiederte der Jüngling. „Allein hätte mir die Prinzessin nicht einen zweiten Ring gegeben, wär' es schlimm gewesen." Hierauf erzählte er der Heiligen Alles. Die Heilige befahl ihm, er solle sich zur Mutter begeben, und Tatoschik mit sich nehmen. Der Jüngling gehorchte. Der Drache und die Mutter tafelten, und erschraken sehr, als sie den Jüngling heran reiten sahen; sie hatten nicht geglaubt, daß er aus dem Drachengarten wiederkehren werde. Die Mutter fragte, was sie thun solle; aber der Drache wußte keinen Rath mehr, und ging, sich in dem zehnten Zimmer zu verbergen.

Der Jüngling gab der Mutter die goldenen Aepfel, und die Mutter stellte sich, als ob ihr Anblick sie gesund gemacht. Sie bewirthete ihn, liebkoste ihn, so zärtlich sie konnte, und der Jüngling hatte große Freude, daß die Mutter wieder gesund sei. Da nahm die Mutter eine lange, dicke Schnur, und sagte dem Jüngling: „Leg' Dich, ich will die Schnur um Dich winden, wie ich's Deinem Vater zu thun pflegte, und will sehen, ob Du so stark bist, als er, und sie zerreißest." Der Jüngling lachte, legte sich, und die Mutter wand die Schnur um ihn, wie

um ein Wickelkind; allein er dehnte ſich plötzlich und zerriß die Schnur in Stücke. „Du biſt ſtark,“ ſagte die Mutter, „aber wart', ich will noch eine dünne Schnur um Dich winden, und ſehen, ob Du ſie zerreißeſt.“ Sie brachte eine dünne, ſeidene Schnur, und wand dieſe um ihn. Der Jüngling dehnte ſich und dehnte ſich, doch je mehr er ſich dehnte, deſto tiefer ſchnitt die Schnur in ſein Fleiſch ein. Als die Mutter dies ſah, rief ſie den Drachen, und der Drache lief herbei, hieb ihm den Kopf ab, und zerhieb den Leib in Stücke. Hierauf nahm die Mutter das Herz heraus, band den Leib zuſammen, und hängte das Bündel Tatoſchik um, indem ſie ſprach: „Haſt Du ihn als Lebenden getragen, trag' ihn auch als Todten, wohin es Dir beliebt.“ Tatoſchik ſäumte nicht, begann zu rennen, und war ſogleich zu Hauſe bei ſeiner Herrin. Die Heilige harrte bereits auf ihn, denn ſie wußte Alles voraus, was und wie es geſchehen werde. Alsbald fügte ſie den Leib zuſammen und wuſch ihn mit dem Waſſer des Todes, dann mit dem Waſſer des Lebens; der Jüngling gähnte, ſtreckte ſich und ſtand lebend und geſund auf. „Ach, wie lange hab' ich geſchlafen!“ ſagte er. — „Du hätteſt in Ewigkeit geſchlafen, wenn ich Dich nicht aufgeweckt. Wie iſt Dir?“ fragte ihn die Heilige. — „Gut, aber ſonderbar, mein Herz ſchlägt nicht.“ — „Wie ſoll es ſchlagen, da Du keins haſt!“ — „Und wo iſt es?“ fragte der Jüngling verwundert. — „Es hängt im Schloſſe an der Schnur, feſtgebunden an die Decke,“ erwiederte die Heilige, und erzählte ihm alles Uebrige, was mit ihm geſchehen war. Der Jüngling gerieth nicht in Zorn und weinte nicht, denn er hatte kein Herz. Dann befahl ihm die Heilige, Bettlerkleider anzuziehen, gab ihm eine Sackpfeife, und ſchickte ihn in das Schloß, daß er dort pfeife, und für die Muſik zum Lohne das Herz begehre; mit dieſem ſolle er zu ihr zurückkehren. Der Jüngling ging, und da er bemerkte, daß die Mutter zum Schloſſe herausſehe, ſtellte er ſich unter das Fenſter, und begann gar ſchön zu pfeifen. Der Mutter gefiel die Muſik ungemein, und ſie rief den alten Sackpfeifer in das Schloß, daß er ihr da vorſpiele. Der Jüngling pfiff und pfiff, und die Mutter tanzte mit dem Drachen den Tag und die Nacht durch, bis ſie ganz müde war. Sie gab dem Sackpfeifer zu eſſen und zu trinken, und als ſie ſich ſatt getanzt, gab ſie ihm auch goldenes Geld. Allein der Sackpfeifer ſagte: „Wozu ſoll mir das

Geld! Ich bin schon alt." — „Nun, was soll ich Dir geben! Erbitte Dir etwas!" entgegnete die Mutter. — „Was Ihr mir geben sollt?" sagte der Jüngling und blickte in dem Zimmer umher. „Gebt mir das Herz, das dort von der Decke hängt." — „Ei, das will ich Dir gern geben," erwiederte die Mutter, nahm das Herz herab, und gab es dem Jüngling. Dieser bedankte sich schön, und ging aus dem Schlosse zu der Heiligen. „Gut, daß wir es wieder haben!" sagte die Heilige, nahm das Herz, wusch es mit dem Wasser des Todes und des Lebens, gab es dem Vogel Pelikan in den Schnabel, und befahl ihm, es dem Jüngling an der rechten Stelle einzusetzen. Der Vogel Pelikan streckte seinen langen, dünnen Hals aus, setzte dem Jüngling das Herz an der rechten Stelle ein, und der Jüngling fühlte sogleich, daß es ihm fröhlich schlage. Dafür schenkte die Heilige dem Vogel Pelikan die Freiheit. Hierauf verwandelte sie den Jüngling in einen Tauber, und befahl ihm, in das Schloß zu fliegen, und sich zu überzeugen, was die Mutter mache. „Wirst Du wieder ein Mensch sein wollen, gedenk' an mich, und alsbald wirst Du einer sein!" fügte sie hinzu. Der Jüngling flog also als Tauber in das Schloß, und durch das Fenster in das Zimmer, wo die Mutter wohnte. Da sah er sie mit dem Drachen buhlen. Die Mutter aber gewahrte den Tauber sogleich, und schickte den Drachen, daß er die Büchse nehme und ihn todtschieße. Bevor jedoch der Drache die Büchse nehmen konnte, flog der Tauber herab, verwandelte sich in einen Menschen, griff zum Schwerte und hieb dem Drachen mit einem Hieb das Haupt ab. „Und was soll ich mit Dir beginnen, Unwürdige?" wandte er sich zur Mutter. Die Mutter fiel vor ihm auf die Knie, und bat um Erbarmen. „Fürchte Dich nicht, ich will Dir nichts zu Leide thun! Gott richte selbst!" Er faßte die Mutter bei der Hand, führte sie in den Schloßhof, und dort sprach er zu ihr: „Sieh Mutter, dies Schwert schleud're ich in die Luft: Wer schuldig ist, den wird Gott richten." Das Schwert pfiff durch die Luft, blitzte, und fuhr um des Jünglings Haupt herum gerade in das Herz der Mutter. Der Jüngling begrub die Mutter, dann kehrte er zur heiligen Nedĕlka zurück, bedankte sich schön für alles ihm erwiesene Gute, gürtete sein Schwert um, nahm seinen Buchenbaum in die Hand, und ging zu der holden Prinzessin. Diese war schon bei ihrem Vater, und sollte mehrmals

Prinzen und Könige freien, allein ſie wollte ſich nicht vermählen, bevor nicht ein Jahr verfloſſen ſei. Und noch war das Jahr nicht verfloſſen, als eines Tages der Jüngling in das königliche Schloß trat. „Das iſt mein erkorener Bräutigam!“ rief ſie, als ſie ihn erblickte, und ſogleich willigte ſie in die Hochzeit. Da war ein großes Feſt, der Vater gab dem Jüngling das Königreich, und wenn ſie nicht geſtorben ſind, leben ſie noch.

Die Wallfahrterin.

Es war ein Vater und eine Mutter; die hatten zwei Töchter. Die ältere wollte ihr Erdenglück erpilgern, und zog beſtändig auf Wallfahrten umher. Die jüngere Tochter dagegen bat den lieben Gott, er möchte ihren Eltern Geſundheit verleihen, damit ſie lange lebten, und ſie dieſelben ernähren könnte. Sie begehrte kein Glück auf Erden, ſondern bat Gott nur, daß ſie Arbeit hätte. Sie nähte und wuſch Kleider, und ging jeden Tag in die Kirche.

Als ſie ſo zur Kirche ging, ward eine ſchöne Jungfrau aus ihr. In der Kirche ſah ſie ſich nicht um, ſondern hatte die Blicke nur auf den Altar gerichtet und betete. Ein junger Graf pflegte auch in die Kirche zu gehen. Er ſah, daß ſie fromm, ſchön und reinlich ſei, obwohl ſie nur ſchlechte Kleider hatte, und daß ſie ihre alten Eltern am Arme führe. Darüber empfand er große Freude, und gab Acht, wo ſie wohne. Sie gefiel ihm ſo ſehr, daß er die Abſicht hatte, wenn ihre Eltern, die ſie bediente, ſtürben, ſie zu ſeiner Gemahlin zu nehmen. Er ging in ihre Wohnung, um zu erfahren, wie es dort ausſehe. Es war eine kleine Stube, aber Alles war ſauber und rein. Er entſchloß ſich, ſogleich um die Jungfrau anzuhalten, und ſagte dem alten Vater und der Mutter, ſie möchten ſie ihm zum Weibe geben. Sie erwiederten: „Wie können wir ſie Euch geben, da ſie uns ernährt? Wir ſind Beide ſchon alt und können uns nicht ſelbſt ernähren.“ Der Graf ſprach: „Wenn Ihr mir ſie gebt, ſo will ich Euch ernähren. Ihr ſollt bei mir ſein!“ — Sie ant-

worteten, ſie hätten keine Mitgift für ihr Kind. Er ſagte ihnen, er verlange keine Mitgift, ſondern nur die treffliche Tochter. Sie verſprachen ſie ihm, und bald war das Aufgebot, dann die Hochzeit und der Graf lud alle ſeine Freunde, und ehrte die Eltern ſeiner Braut ſo, als ob ſie vornehme Perſonen geweſen wären.

An dem Tage, wo das Hochzeitsmahl ſtattfand, kam die ältere Schweſter von der Wallfahrt. Sie trat in die elterliche Wohnung, allein ſie fand dort Niemand mehr. Sie fragte bei den Nachbarn, wo Alle wären. Die antworteten, einem jungen Grafen habe die Schweſter gefallen, weil ſie ſo reinlich und fromm geweſen; er habe ſie geheirathet und auch die Eltern zu ſich genommen. Sie beneidete die Schweſter, und ſagte, daß ſie nicht fromm geweſen da ſie keine einzige Wallfahrt vollbracht habe. Die Nachbarn erwiederten, daß ſie ja nicht einen Tag in der Woche ausgelaſſen, ohne zur Kirche zu gehen; Wallfahrten habe ſie nicht mitmachen können, da ſie ſich um ihre Eltern habe kümmern und ſie ernähren müſſen; deshalb und um ihres Gebetes willen habe ihr Gott ſolch Glück beſchert. Allein die ältere Schweſter wäre beinahe vor Galle geborſten, und fragte, wie lange ſchon alle aus der Wohnung fort wären. Sie ſagten ihr: „Es wird ein Monat ſein.“ — Sie wehklagte: „O Schade, daß ich nicht um einige Tage früher gekommen! Jetzt mag ich mich nicht unter die Gäſte drängen.“ — Die Nachbarn verſetzten: „Warum wollteſt Du nicht bei dem Feſte ſein? Der Graf fragte, ob ſeine Braut eine Schweſter habe, und es ward ihm berichtet, ſie habe eine, doch liebe ſie auf Wallfahrten umherzuziehen. So geh' hin! Deine Freunde werden Dich erkennen, und Du kannſt dem Feſte gleichfalls beiwohnen!“ — Allein ſie entgegnete, ſie werde nicht hingehen. Wieviel ſie auch gewallfahrtet und gefaſtet, Almoſen ausgetheilt und Ungemach ausgeſtanden: Gott gebe ihr nichts dafür! Sie wolle noch auf eine Wallfahrt gehen, und wenn ihr Gott nichts dafür verleihe, ſo wolle ſie ſich den Tod anthun. Der Schweſter habe Gott ein ſolches Glück, einen ſolchen Gemahl verliehen, und ihr ſei noch nichts zu Theil geworden, und ſie wallfahrte ſchon ſechs Jahre. Sie ging wieder auf die Wallfahrt, zur Hochzeit ging ſie vor lauter Leidweſen nicht.

Als ſie des Nachts wallfahrtete, kam ein Bote zu ihr, eine weiße Geſtalt wie ein Engel, und ſprach: „Wie Du doch gegen Dein eigen Glück murrſt! Du biſt ſo beglückt durch Gott! Wenn Dir Gott auf der Welt nicht giebt, was Du begehrſt, ſo haſt Du dafür bei Gott im Himmel ein Plätzchen, ſo groß als ein Hirſekorn.“ — Da vergaß ſie ſich ſo ſehr, daß ſie ſagte, wenn ihr Plätzchen nicht größer ſei: wie ſie da Raum finden werde! Der Engel verſchwand, und ſie wußte wohl, daß es ein Bote Gottes geweſen; doch blieb ſie traurig, daß ſie für all ihr Leiden nur ſo wenig erhalten. Sie ging, in einer Herberge zu übernachten, wo ſie auf der Wallfahrt immer einzukehren pflegte. Als ſie eintrat, bat ſie nur um ein Nachtlager, ſprach aber mit Niemandem ein Wort. Der Wirth fragte ſie, warum ſie ſo traurig ſei, da ſie ſonſt ſo frohen Muthes geweſen. Sie antwortete nicht. Er fragte ſie abermals, was ihr ſei. Habe ſie Hunger oder drücke ſie Noth, ſo wolle er ihr helfen, und ihr geben, was ſie verlange, Speiſe, Trank und Geld; ſie ſei ja bekannt, und bei ihm ſo gut als zu Hauſe. Sie entgegnete, ſie ſei darum traurig, weil ſie, ſo viel ſie gewallfahrtet, doch nicht erlangt habe, um was ſie Gott gebeten, und weil ein Bote Gottes zu ihr gekommen und ihr geſagt, ſie habe bei Gott im Himmel ein Plätzchen, das ſo groß als ein Hirſekorn ſei. Für all ihr Leiden ſolle ſie nur ſo wenig erhalten, und darum ſei ſie ſo traurig. Der Wirth ſetzte ſich ſogleich zu ihr, und ſtellte ihr freundlich vor, er getraue ſich auf dem Plätzchen Raum zu finden ſammt den Seinigen, ſo viel ihrer ſeien, und ſie murre gegen Gott, daß es für ſie allein zu klein ſei. Sie erwiederte, er möge nicht weiter davon reden; es ſei ihr keine Freude. „Nun denn, Jungferchen,“ ſprach der Wirth zu ihr, „tauſchen wir! Gebt mir das Eure, ich geb' Euch das Meine.“ — Sie verſetzte: „Herr Wirth, habt mich nicht zum Beſten!“ — Der Wirth ſagte: „Nicht doch, es iſt mein Ernſt! Ich geb' Euch Alles; ich bedinge mir blos ein Stübchen für mich und die Meinen!“ — Sie glaubte noch nicht, und warf ihm vor, er ſcherze, er rede nicht im Ernſt; doch er verſicherte, er wolle ihr wirklich Alles geben, und rief ſogleich den Schreiber, und der Vertrag wurde gehörig aufgeſetzt. Er gab ihr ſein Haus und Alles, was er beſaß, und ſie gab ihm das Plätzchen, das ſie bei Gott im

Himmel hatte. So wurde denn die Sache niedergeſchrieben und eine Urkunde ausgeſtellt, und die Wallfahrterin war ſogleich guter Dinge, da ſie irdiſches Glück erlangt hatte, das ſie von Gott begehrt. Allein der Wirth war klug; er wußte, daß er in der andern Welt unglücklich werden würde, ſeiner großen Sünden wegen, und hatte keine Hoffnung, daß ihn Gott in den Himmel aufnehme für ſein vergangenes unredliches Leben. Da er ſah, die Wallfahrterin begehre irdiſches Glück, war er froh, daß ſie gegen ſein Haus das hirſekorngroße Plätzchen bei Gott vertauſchte. Er zog ſammt den Seinigen zur Buße in eine kleine Stube.

Der Jungfrau ſtrömte in der Herberge das Glück zu; ſie wußte zuletzt gar nicht, wie viel ſie beſitze. Der Wirth lebte drei Jahre in dem Stübchen ſammt zehn Kindern und ſeinem Weibe. Nach drei Jahren ſtarben ſie ſelig. Als ſie geſtorben, fanden ſie Alle Raum auf dem Plätzchen in dem Himmel; es blieb noch Raum übrig. Und es kam der Wirth im Schlaf zu der Jungfrau, und dankte ihr, daß ſie ihm das Plätzchen bei Gott gegeben; er würde ſchon in der Hölle ſein, jetzt ſei er im Himmel ſammt Weib und Kindern, und ſei höchſt glücklich dort. Dies ſprach er und verſchwand.

Sie nahm ſich's zu Herzen, und war fortwährend betrübt, daß ſie ſo gehandelt, ſie werde nun, anſtatt ſeiner, in die Hölle kommen. Darüber wurde ſie krank, ſchwer krank, bis ſie vor Nachſinnen ſtarb. Als ſie geſtorben war, bereitete man ihr ein ſchönes Begräbniß; allein die Erde wollte ſie nicht aufnehmen. Die Leute wunderten ſich, warum ſie gleich einer großen Sünderin ſei, da ſie doch ſo viele Jahre auf Wallfahrten umhergezogen und ſo fromm geweſen. Als man ſie wieder der Erde gab, und über ihr betete, rief ſie, ſie habe irdiſches Glück von Gott verlangt, und Gott hab' es ihr verliehen, da ſie es für Nichts geachtet, daß ihr Gott für ihre Wallfahrten und Leiden des Himmels Glückſeligkeit zugedacht; ſie habe die Hölle verdient und der Wirth ſei an ihrer Stelle in den Himmel gekommen; ſie hab' erhalten, was ſie begehrt. Da warf man Erdſchollen auf ihren Sarg, daß es laut dröhnte, und das Grab nahm ſie endlich auf, und ſie ward ſtill.

Zitek, der Hexenmeiſter.

König Wenzel IV. war ein fröhlicher Herr und ein Liebhaber von Scherzen und Späßen. Er hielt an ſeinem Hofe auch einen gewiſſen Zitek, ein über die Maßen geſcheidtes und gewandtes Männlein, dem es oblag, den König in ſeinen vielen Leiden, die ihm die widerſpenſtigen böhmiſchen Herren verurſachten, mit ſeinem Witz zu erheitern; kurz, er war des Königs vielgeliebter Hofnarr. Aber Zitek verſtand mehr, als Brot zu eſſen und Späße zu machen; er war in die geheime Kunſt eingeweiht, und es ging von ihm das allgemeine Gerücht, daß er mit den Geiſtern verkehre. Daher fürchteten ſich alle Hofleute des Königs vor ihm, und ſahen ihm Manches nach, was ſich ein Anderer nicht hätte erlauben dürfen. Der König aber empfand ſeine Luſt an ihm, und hielt ihn ſelbſt dazu an, Dem oder Jenem, den er ſeines Vorwitzes oder eines andern leichten Vergehens wegen ſtrafen wollte, etwas anzuthun, was ihn dem Gelächter der Uebrigen preisgab. Doch auch ohne Antrieb des Königs führte er oft verſchiedene Späße mit den Hofleuten aus und den Gäſten, die der König gern zu ſich lud, da er luſtige Geſellſchaft liebte.

Gewöhnlich aß Zitek mit den Edelknaben und Kammerjunkern des Königs und nur auf beſondere Einladung an der königlichen Tafel. Das war jedoch ein hungriges Völklein, dieſe Edelknaben und Junker, lebensmuthige Leute mit geſunden Mägen, ſo daß es nicht geheuer war, mit ihnen an einem Tiſche zu ſitzen. Und Zitek hatte auch ſeine Lieblingsſpeiſen, denen er gern zuſprach, weshalb es nicht zu verwundern war, daß bei Tiſche eine ungewöhnliche Thätigkeit der Kinnbacken und Zähne herrſchte, und wer nicht dazuthat, in Gefahr kam, hungrig vom Tiſche aufzuſtehen. Zitek aber liebte über Alles die Bequemlichkeit; er war ein wahrer Wohlſchmecker, der gute Biſſen gern mit einer Art Andacht aß, damit ihn ihr Wohlgeſchmack länger vergnüge. Darum verdroß ihn oft die Gier der jungen Leute, und er beſchloß, ſie bei einer ſchicklichen Gelegenheit zu ſtrafen. Da traf ſich's einſt, daß ein wunderſchöner geſulzter Hecht aufgetragen wurde, wobei unſerm Zitek, deſſen Leibgericht das war, das Herz im Leibe hüpfte, und der Mund wäſſerte. Kam die Schüſſel in die Hände der eßluſtigen Herrlein, ſo war's um

sein Vergnügen geschehen. Die Schüssel ging in die Runde. Zuerst wollte der Stallmeister des Königs nehmen; doch siehe, statt mit der Hand, aus der ihm die Gabel entfiel, greift er mit einem Pferdefuße zu, worüber er nicht wenig erschrak und bleich wie die Wand wurde, während die übrigen Tischgenossen, die erriethen, daß es eins von den Stücken Zíteks sei, ungeheuer über ihn lachten Zítek faßt die Schüssel, und reicht sie nach der Reihe seinem Nachbar, aber auch Dem, als er zugreifen will, verwandelte sich die Hand in einen Huf. Da hörte das Lachen auf denn der Gesellschaft bemächtigte sich die Ahnung, es sei nicht blos auf den Stallmeister abgesehen. Zítek reicht weiter; aber wer in die Schüssel langen wollte, hatte einen Huf statt der Hand. So ging er am ganzen Tisch herum und des Hechts wurde nicht weniger; worauf er sich bequem auf seinen Platz setzte, die Schüssel vor sich hinstellte, und sich an die Arbeit machte, ohne eher nachzulassen, als bis von dem lieben Hecht kein Bissen übrig war. Hierauf erhob er sich, wünschte den Tischgenossen ein: „Wohl bekomm's," und verließ den Saal. In diesem Augenblicke hatte Jeder wieder seine Hand. — Als der König von dem Stückchen hörte, konnte er sich des Lachens nicht enthalten. Das junge Volk hätte sich an Zítek gern gerächt; weil es sich jedoch vor ihm fürchtete, getraute es sich nicht an ihn, denn es wußte, daß er jede Kränkung ahnde.

Wie sich Zítek zu rächen pflegte, zeigt folgendes Beispiel. Einst führte er zur Kurzweile vor dem königlichen Hofe in Gegenwart einer zahllosen Menge von Zuschauern verschiedene Stückchen auf. Bald nahm er diese, bald jene, bald eine furchtbare, bald eine lächerliche Gestalt an, fuhr in einer Nußschaale, die zwei Käfer zogen, und producirte mehr dergleichen Dinge. Endlich spannte er einen Hahn an einen dicken und langen Balken, der vor dem königlichen Palaste lag, und den kaum zehn starke Kerle in die Höhe gehoben hätten, und siehe: der Hahn warf den Kopf leicht empor, schritt aus und zog den Balken wie Nichts. Da war die Verwunderung allgemein, als sich auf einmal unter den Zuschauern eine weibliche Stimme meldet, die ruft: „Ei was, der Hahn soll einen Balken zieh'n? Seht Ihr denn nicht, daß es nur ein Strohhalm ist?" — Die Zuschauer sehen sich nach der Person um, die spricht, und es steht ein Mägdlein da, mit einem Korb voll Heu auf

dem Rücken, das die Arme in die Seiten stemmt, und sie laut auslacht daß sie sich von dem Gaukler so verblenden ließen. Es verhielt sich in der That so, denn die Hauptkunst Zitels bestand in der Täuschung der Sinne, und Das, was Allen ein schwerer Balken schien, war wirklich nur ein Strohhalm, der sich blos dem Mägdlein in seiner Wesenheit darstellte, weil es im Korbe zwischen dem Gras ein vierblättriges Kleeblatt [17]) hatte, das, wie Jedermann weiß, eine besondere Zaubermacht besitzt. Das verdroß Zitek, und er nahm sich vor, das Mägdlein für seine Keckheit zu bestrafen. „Nimm Dich in Acht, Mägdlein," sprach er, „daß Dir heut nichts Widerwärtiges begegne:" Es war nach dem Gaukelspiel. Die Zuschauer gingen auseinander, und auch das Mägdlein begab sich mit seinem Gras nach Hause. Da scheint es ihm auf einmal, als schreite es im Wasser, und das wachse ihm bis an die Knöchel, ja höher bis an die Knie, sodaß es das Röcklein schürzen mußte und laut schrie, zum Ergötzen aller Derer, die eben Augenzeugen waren. Es war kein Wasser, sondern eine ähnliche Täuschung der Sinne, wie mit dem Balken, und das Mägdlein schritt eigentlich trockenen Fußes über den Platz.

Einst saß der König mit seinen Zechgesellen zusammen, unter denen sich auch Zitek befand. Ungewöhnlich aufgeheitert forderte er Zitek auf, irgend eine Kurzweile zu veranstalten. Zitek versprach's, ohne jedoch scheinbar eine Vorbereitung zu treffen, und das frohe Gespräch ging weiter. Plötzlich erhebt sich außen ein furchtbarer Lärm, und aus dem Gewirr verschiedener Stimmen lassen sich die Worte hören: „Es brennt, schlagt zu, schont nicht!" Da springen die Zecher auf und stürzen zu den Fenstern, um zu sehen, was es gebe; nur der König, der seinen Hofnarren und dessen Stückchen kannte, bleibt sitzen in Erwartung der kommenden Dinge. Als die Gäste des Königs die Köpfe zu den Fenstern hinausstecken, ward es still, in dem Hofe war keine lebende Seele zu schauen, Alles war ruhig wie früher. Sie wollten nun die Köpfe zurückziehen, doch wehe, Jedem waren zwei ungeheuere Hirschhörner angewachsen, die den Rückzug wehrten. Als der König dies sah, brach er in ein lautes Gelächter aus, und ergötzte sich eine geraume Zeit an den sonderbaren Gebährden der in der Falle gefangenen Gäste, die sich trotz

aller Mühe umsonst anstrengten, aus der unangenehmen Lage zu entkommen, bis der König, nachdem er sich satt gelacht, Zitek ein Zeichen gab, damit er sie aus ihrer Haft befreie.

Allein Zitek war kein bloßer Hofnarr des Königs, er erwies ihm manchmal durch seine Kunst gewichtige Dienste, wofür der König erkenntlich war und ihn in Ehren hielt. Zum Zeugniß dient Folgendes:

Vor Jahren hatte der König einigen böhmischen Herren Krongüter verpfändet, und jetzt, als er sie zurückforderte, und sie auslösen wollte, weigerten sie sich, sie zurückzuerstatten, worüber der König sich sehr erbos'te; doch sie beachteten den Zorn des Königs nicht, und behielten die Güter, ja sie wagten der königlichen Macht zu trotzen. In dieser Verlegenheit rieth Zitek dem König, und dieser befolgte seinen Rath. Der König that lange Zeit keine Erwähnung von der Auslösung der verpfändeten Güter, sodaß es endlich schien, als hatte er die Sache vergessen, oder sie bei Seite gesetzt, und die Besitzer der Güter, die früher dem König ausgewichen, besuchten den Hof wieder wie sonst. Eines Tages lud sie der König zu einem freundschaftlichen Mahl, und sie, nichts ahnend, folgten der Einladung. Es wurde lustig getafelt, und Zitek saß mit unter des Königs Gästen. Als aber Alles in der besten Laune ist, da öffnen sich plötzlich auf ein Zeichen des Königs die Thürflügel, und herein tritt im Scharlachkleid mit einem langen Schwert in der Hand, wie zum Richtgeschäft bereit, des Königs furchtbarer Schwager. Die Gäste erschrecken; sie beginnen aus vollem Halse: „Verrath!" zu schreien, und wollen sich von den Stühlen erheben und ihre Schwerter zücken. Wie wächst jedoch ihr Schrecken, als sich Keiner zu rühren im Stande ist, und die Schwerter nicht aus den Scheiden mögen! Zitek hat sie alle festgebannt. Es stelle sich Jeder vor, wie den Armen zu Muthe gewesen sein mußte, als sie sich hin und her wanden, an den Griffen der Schwerter zogen, und Alles umsonst! Sie sahen den gewissen Tod vor sich. Da winkte der König seinem Schreiber, und Der legte Jedem der angefrornen Herren eine Schrift vor, worin die Summe für das verpfändete Gut quittirt war. „Unterschreib', Herr Jan, und stell' mir mein Schloß zurück!" sprach der

König zu Dem, und zu Andern: „Unterſchreib', Herr Beneſch, und Herr Plichta, Du! Und daraus zieht die Lehre, daß man ſich fremdes Gut nicht zueignen ſoll. Bevor Ihr nicht unterſchreibt, rührt Ihr Euch nicht von der Stelle, und die Verſtockten wird mein Schwager bedienen!“ — Was blieb den Herren übrig, als zu unterſchreiben? Worauf ſie von dem König in Frieden entlaſſen wurden. So gelangte der König auf leichte Art zu ſeinen Gütern; ſeit der Zeit aber feindeten ihn die Herren an, thaten ihm Alles zum Trotze, und nahmen ihn ſogar zweimal gefangen, und ſetzten ihn feſt.

Eines Tages ging Zitek über Feld, und kam zu einer abgemähten Wieſe, die dem reichen Bäcker Mikeſch gehörte, der als ein Geizhals verſchrieen war, und auf der das Heu in Schobern aufgehäuft lag. Da fiel es Zitek bei, einen Scherz zu machen, und er verwandelte alle Schober, deren dreißig waren, in Schweine, die er durch das nahe Städtchen an Mikeſchens Haus vorbeitrieb. Mikeſch ſtand im Hausthor, und als er die beleibten Schweine vorbeitreiben ſah, fragte er, ob ſie zu verkaufen ſeien. Zitek wurde mit ihm bald einig, und Mikeſch, in der Meinung, er habe wohlfeil gekauft, zahlte bereitwillig die verabredete Summe. Beim Scheiden ertheilte ihm Zitek die Warnung, er ſolle die Schweine nicht ſchwemmen, und auf ſein Heu Acht haben. Mikeſch aber beachtete das nicht, und trieb die Schweine noch an demſelben Tage in den Bach, der bei dem Städtchen vorbeifloß. Doch wehe! Sobald die Schweine das Waſſer berührten, verwandelten ſie ſich wieder in Das, was ſie früher geweſen, und in dem Bache ſchwamm Mikeſchens Heu. Man kann ſich leicht die Wuth des alten Geizhalſes vorſtellen, der ſich ſo um ſein Geld betrogen ſah, beſonders als ihm gemeldet ward, ſein Heu ſei von der Wieſe verſchwunden. Es war jetzt ſeine Sorge, wie er wieder zu ſeinem Gelde gelangen könnte; darum fragte er in dem ganzen Städtchen nach, wo Jemand den Schweinetreiber geſehen hätte. Man wies ihn in die Schenke, wo er Zitek auch fand, der auf einer Bank lag und ſchlief. Mikeſch wollte ihn wecken und packte ihn beim Fuße; allein wie groß war ſein Entſetzen, als ihm der Fuß in der Hand blieb, der vollends ausgerenkt war. Zitek erwachte nun, erhob ein fürchterliches Geſchrei, und ſchickte nach dem Richter, der Mikeſch verhörte und zu einer anſehnlichen Geld-

ſtrafe verurtheilte. Zitek aber ſetzte ſich hierauf den Fuß wieder an, und ging wohlbehalten ſeines Weges. Mikeſch trug nur Spott davon, und von der Zeit an heißt es von Jemandem, der bei einem Kauf übel wegkommt: „Es iſt ihm ergangen wie Mikeſch mit den Schweinen.“

Der Teufel geprellt.

1. Die Wetten.

Es war ein armer Schuſter, der vor Noth nicht mehr wußte, was zu thun. Das Leben war ihm bereits zuwider. Er hatte viele Kinder und Niemand wollte ihm helfen, er fand weder Auskommen, noch Unterſtützung. In ſeiner Verzweiflung gedachte er ſich zu erhängen. Er nahm einen Strick, und ging in den Wald, um ſich dort aufzuknüpfen. Es begegnete ihm der Teufel, und fragte ihn: „Was ſuchſt Du da?“ Der Schuſter entgegnete: „Ich will Baſt abſchinden, und Deine Kinder binden.“ [18]) Der Teufel ſprach: „Was verlangſt Du, damit wir Ruh' vor Dir haben?“ Der Schuſter erwiederte: „So viel Geld, als Du auf ein Mal tragen kannſt.“ Der Teufel brachte ihm das Geld, und ging dann in die Hölle zurück. Als er in die Hölle kam, fragten ihn die böſen Geiſter, was er Neues auf der Welt geſehen. Er erzählte ihnen, es ſei ein Schuſter im Walde umhergegangen, und habe ihm vertraut, er wolle Baſt abſchinden und ihre Kinder binden. Da ſagten die böſen Geiſter zu ihm, er hätte den Schuſter bezahlen ſollen, damit er ſie in Ruhe laſſe. Der Teufel verſetzte, er habe dem Schuſter Geld gebracht, ſo viel er habe tragen können. Das ſchien ihnen zu viel, und ſie befahlen ihm, hinzugehen und mit dem Schuſter zu ringen; wer der Stärkere wäre, dem ſolle das Geld gehören. Der Teufel kam zu dem Schuſter und ſprach zu ihm: „Du, ich hab' Dir zu viel Geld gegeben. Wir wollen mit einander ringen, und wer der Stärkere iſt dem ſoll das Geld gehören!“ Der Schuſter überlegte, wie er mit ihm fertig werden könnte. Er wußte, daß an einer gewiſſen Stelle ein

Bär zu ſchlafen und ſich's bequem zu machen pflegte; daher ſagte er zu dem Teufel: „Ich hab' einen Großvater, der neunundneunzig Jahre zählt. Wirfſt Du den Alten zu Boden, bringſt Du auch mich zum Falle.“ Da ging der Teufel mit dem Schuſter, und der Schuſter zeigte ihm den Bären und ſprach: „Das iſt er! Ring' mit ihm!“ Der Teufel weckte den Bären, und ſagte zu ihm: „Komm, laß uns ringen und ſehen, wer den Andern zu Boden wirft!“ Der Bär packte den Teufel und ſchmiß ihn auf die Erde, daß ihm grün und gelb vor den Augen ward. Da rannte der Teufel zur Hölle, und ſchrie dort: „Ich will nichts mit dem Menſchen zu thun haben! Das iſt eine Beſtie von einem Menſchen! Er hat einen Großvater, der neunundneunzig Jahre zählt, und der hat mich ſo darangekriegt, daß ich bald blind geworden wäre, als er mich auf die Erde ſchmiß. Wie ſtark muß erſt er ſelbſt ſein!“

Die böſen Geiſter aber meinten, der Schuſter habe doch zu viel Geld erhalten, und ſchickten einen andern Teufel, daß er gehe und mit dem Schuſter um die Wette laufe: wer der Schnellere ſei, dem ſolle das Geld gehören. Es kam denn der zweite Teufel zu dem Schuſter, und forderte ihn auf, er ſolle mit ihm um die Wette laufen. Der Schuſter antwortete: „Ich hab ein Söhnlein, das drei Jahre alt iſt. Kleckſt Du dem im Laufen, kleckſt Du mir gleichfalls.“ Der Teufel fragte ihn, wie der Junge heiße. Der Schuſter entgegnete, er heiße Hans, und führte den Teufel unter einen Baum, wo ein Haſe ſein Lager hatte. Der Teufel rief: „Hans, ſteh' auf, wir wollen um die Wette laufen!“ Der Haſe ſprang in die Höhe, und wartete nicht erſt, bis ihm der Teufel nachkäme, ſondern lief durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, bis er in einen tiefen Graben gerieth. Der Haſe purzelte und der Teufel purzelte hinter ihm, daß er ſich zerſchlug am ganzen Leibe. Als der Teufel wieder aufſchaute, war der Haſe ſchon oben, und obwohl er ihm nachſetzte, konnte er ihn nicht einholen. Da kehrte der Teufel in die Hölle zurück und ſchrie dort: „Das iſt eine Beſtie von einem Menſchen! Ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben! Er hat ein dreijähriges Söhnlein, und ich hab's nicht einholen können! Wie vermöcht' ich *ihn* erſt einzuholen!“

Einer von den Höllengeiſtern verlachte ihn, und ſprach: „Du biſt dumm! Jetzt will *ich* zu dem Schuſter gehen, und ſeine Kraft er-

proben!“ Es kam der dritte Teufel zu dem Schuſter und ſagte zu ihm: „Du haſt des Geldes zu viel erhalten. Wir wollen ein Pferd im Walde herumtragen. Wer das Pferd dreimal herumträgt, deſſen ſoll das Geld ſein!“ Der Schuſter ſuchte aus einem Pferdeſtall das ſchnellſte Pferd heraus, und führte es zum Walde. „Nun, ſo trag's!“ ſagte der Teufel. „Trag Du's zuerſt!“ ſagte der Schuſter. Der Teufel nahm das Pferd, und trug es dreimal herum: doch ward es ihm zu ſchwer, er mußte ausruhen. Da ſprach der Schuſter zu ihm: „Du haſt ausgeruht, ich aber werde nicht ausruhen. Du haſt das Pferd auf dem Rücken getragen, ich aber werd' es zwiſchen den Beinen tragen.“ Dann ſchwang er ſich auf das Pferd, hieb es tüchtig mit einer Gerte, und ritt auf ihm dreimal im Wald herum. „Nun,“ ſagte der Schuſter zu dem Teufel, „bin ich nicht ſtärker als Du?“ Der Teufel kehrte in die Hölle zurück, und rief dort: „Das iſt in der That eine Beſtie von einem Menſchen! ich will nichts mehr mit ihm zu thun haben! Ich hab' ein Pferd auf dem Rücken getragen; doch kaum daß ich's ertrug. Er hat es zwiſchen die Beine genommen, es noch dazu mit einer Gerte gehauen, und dreimal trug er's im Wald herum!“

Allein die böſen Geiſter hatten noch immer keine Ruhe. Sie ſchickten den vierten Teufel ab, er ſolle zu dem Schuſter gehen, und wer von ihnen ſtärker pfeifen würde, dem ſolle das Geld gehören. Der Teufel kam und ſagte zu dem Schuſter: „Pfeife!“ Der Schuſter aber wollte nicht zuerſt pfeifen, und entgegnete: „Pfeif' Du!“ Der Teufel pfiff zum erſten Mal, es flogen die Blätter von den Bäumen; er pfiff zum zweiten Mal, es fielen die Zweige nieder; er pfiff zum dritten Mal, es fielen die Aeſte zu Boden. Du haſt dreimal gepfiffen, und Blätter, Zweige und Aeſte fielen herab. Jetzt aber will ich pfeifen, und zwar ſo, daß die Bäume entwurzelt herumfliegen ſollen. Willſt Du nicht um Deine Augen kommen, ſo bind' ſie Dir zu!“ — „O Freundchen,“ bat der Teufel, „bind mir Du ſie zu!“ Der Schuſter band ihm die Augen zu; dann ſah er ſich nach allen Seiten um, wo er einen tüchtigen Prügel fände. Als er den Prügel gefunden, nahm er ihn feſt in die Hand, holte weit aus, pfiff und hieb den Teufel über den Kopf mit den Worten: „Hab' ich Dir nicht geſagt, daß die Bäume herumfliegen würden?“ „O,“ ſchrie der Teufel, „o, o, o! Pfeif' nicht mehr, mein Schädel

ſchmerzt mich fürchterlich!“ Doch der Schuſter achtete nicht darauf und ſagte: „Haſt Du dreimal gepfiffen, ſo muß ich gleichfalls dreimal pfeifen,“ und pfiff, und hieb ihn wieder mit dem Prügel über den Kopf und ſo dreimal hintereinander. Da verging dem Teufel Hören und Sehen, er riß das Tuch von den Augen, ſchaute nicht erſt, ob irgend ein Baum entwurzelt ſei oder nicht, und rannte in die Hölle zurück, und weder er, noch einer ſeiner Cameraden kehrte jemals wieder, um den Schuſter zu plagen.

2. Käthe und der Teufel.

In einem Dorfe war eine Bäuerin, Namens Käthe. Sie beſaß eine Hütte, einen Garten und dazu noch einiges Geld; aber hätte ſie ganz in Gold geſteckt, würde ſie doch kein Burſche gemocht haben, ſelbſt der ärmſte nicht, weil ſie ſchlimm war wie der Teufel, und ein böſes Maul hatte. Sie lebte mit einer alten Mutter, und brauchte manchmal Hilfe; aber hätte wen ein Kreuzer retten können, und ſie Ducaten gezahlt, wär' ihr dennoch Niemand beigeſprungen, weil ſie jeder Kleinigkeit wegen gleich zankte und kiff, daß es zehn Meilen weit zu hören war. Zu allem dem war ſie garſtig, und ſo blieb ſie ſitzen, bis ſie allmählich Vierzig zählte. Wie's meiſtentheils in Dörfern zu ſein pflegt, daß jeden Sonntag Nachmittags Muſik aufſpielt, ſo war's auch hier; wenn ſich beim Richter oder in der Schenke der Dudelſack hören ließ, war die Stube gleich von Burſchen voll, in der Hausflur und vor dem Hauſe ſtanden Mädchen, an den Fenſtern Kinder. Aber die erſte von allen war Käthe. Die Burſche winkten den Mädchen, und die traten dann ins Rad: Käthen war ſolch Glück ihr Lebtag' nie widerfahren, obwohl ſie den Dudelſackpfeifer vielleicht ſelbſt bezahlt hätte, aber trotz dem ließ ſie keinen einzigen Sonntag aus. Eines Tages geht ſie wieder, und denkt unterwegs bei ſich: „Bin ſchon ſo alt, und hab' noch nie mit einem Burſchen getanzt; iſt das nicht zum Aergern? Fürwahr, heut' mocht' ich meinethalben mit dem Teufel tanzen.“

Grimmig kommt ſie in die Schenke, ſetzt ſich zum Ofen und ſchaut, wie die Burſche die Mädchen zum Tanze wählen. Auf einmal tritt

ein Herr im Jägergewand in die Stube, ſetzt ſich unweit von Käthen zum Tiſch und läßt ſich einſchenken. Die Aufwärterin bringt Bier, und der Herr nimmts und trägt Käthen zu trinken hin. Käthe wunderte ſich ein Weilchen, daß ihr der Herr ſolche Ehre erweiſe; ein Weilchen ſträubte ſie ſich, doch endlich trank ſie und zwar gern. Der Herr ſtellt den Krug hin, zieht aus der Taſche einen Ducaten, wirft ihn dem Dudelſackpfeifer zu, und ruft: „Ein Solo!“ Die Burſche treten auseinander, und der Herr nimmt ſich Käthen zum Tanze.

„Ei, zum Kuckuk, wer iſt das doch?“ fragen die Alten und ſtecken die Köpfe zuſammen; die Burſche verziehen den Mund, und die Mädchen verkriechen ſich, eins hinter dem andern, und nehmen die Schürze vor's Geſicht, daß Käthe nicht ſehe, wie ſie ſie auslachen. Aber Käthe ſah Niemanden, ſie war froh, daß ſie tanzte, und hätte ſie die ganze Welt ausgelacht, ſo würde ſie ſich nichts daraus gemacht haben. Den ganzen Nachmittag, den ganzen Abend tanzte der Herr nur mit Käthen, kaufte ihr Pfefferkuchen und Roſoglio, und als die Zeit zum Nachhauſegehen kam, begleitete er ſie durch's Dorf.

„Könnt' ich doch mit Euch bis zu meinem Ende tanzen, wie heut!“ ſagte Käthe, als ſie ſich trennen ſollte.

„Das kann ſein, komm' mit mir!“

„Wo wohnt Ihr denn?“

„Häng' Dich mir um den Hals, ich will Dir's ſagen.“

Käthe that's, allein in dem Augenblicke verwandelte ſich der Herr in den Teufel, und flog mit ihr gerad' zur Hölle. Beim Thor hielt er an und pochte, die Cameraden kamen, öffneten, und als ſie ſahen, daß er ganz in Schweiß ſei, wollten ſie ihm Erleichterung ſchaffen und Käthen herunterheben. Die aber hielt feſt wie eine Zange, und ließ ſich auf keine Weiſe losreißen: der Teufel mochte wollen oder nicht, er mußte ſich mit Käthen um den Hals zu Lucifer verfügen.

„Wen bringſt Du da?“ fragte dieſer.

Und da erzählte der Teufel, wie er auf Erden gewandelt, und von Käthens Wehklage gehört, daß ſie keinen Tänzer bekommen könne, und wie er, um ſie zu tröſten, mit ihr ein Tänzchen verſucht, und ihr auf ein Weilchen auch die Hölle habe zeigen wollen. „Ich hab' nicht gewußt,“ ſchloß er, „daß ſie mich nicht wird loslaſſen wollen.“

„Weil Du ein Dummkopf biſt, und Dir nicht merkſt, was ich ſage,“ bellte der alte Lucifer ihn an. „Bevor Du mit Jemandem Etwas anfängſt, ſollſt Du ſeine Geſinnung prüfen. Hätteſt Du dran gedacht, als Du Käthen begleiteteſt, würdeſt Du ſie nicht mit Dir genommen haben. Jetzt pack' Dich und ſieh, wie Du ſie loswirſt.“

Voll Verdruß trabte der Teufel mit Frau Käthen auf die Erde zurück. Er verſprach ihr goldne Berge, wenn ſie ihn freiließe; er verfluchte ſie, Alles umſonſt. Abgemüdet, in Wuth gebracht, kam er mit ſeiner Laſt auf einer Wieſe an, wo ein junger Schäfer in einem ungeheuren Pelz die Schafe hütete. Der Teufel verwandelte ſich in einen gewöhnlichen Menſchen, und drum erkannte ihn der Schäfer nicht. „Freund, wen tragt Ihr denn da?“ fragte ihn gutmüthig der Schäfer.

„Ach, Freund, ich athme kaum. Stellt Euch vor, ich gehe ganz ruhig meines Wegs, ohne an Etwas zu denken, da hockt ſich das Weib mir auf den Hals, und will mich um keinen Preis loslaſſen. Ich hab' ſie bis in's nächſte Dorf tragen wollen, um mich dort frei zu machen; aber ich bin's nicht im Stande, die Knie ſchlottern mir.“

„Nu, wartet, ich will Euch helfen, aber nicht auf lang', weil ich wieder weiden muß; die Hälfte Wegs etwa will ich ſie tragen.“

„Ei, da werd' ich froh ſein.“

„Hörſt Du, häng Dich um mich!“ ſchrie der Schäfer Käthen zu.

Kaum hört' es Käthe, ließ ſie den Teufel, und hing ſich um den bepelzten Schäfer. Der hatte nun was zu tragen, Käthen und den ungeheuer großen Pelz, den er des Morgens vom Schaffer geliehen. Auch bekam er's bald genug, und ſann, wie er ſich Käthens entledigen könnte. Er kommt zu einem Teich, und da fällt ihm ein, ob er ſie nicht hinein werfen könnte. Aber wie? Könnt' er den Pelz nicht mit ihr ausziehen? Er war ihm ziemlich weit, und ſo verſuchte er allmählich, ob's ginge. Und ſieh, er zieht eine Hand heraus, Käthe merkt nichts; er zieht die andere heraus, Käthe merkt noch nichts; er macht die erſte Schnur vom Knopfloch los, dann die zweite, dann die dritte, und plumps! liegt Käthe im Teiche ſammt dem Pelz. Der Teufel war dem Schäfer nicht nachgegangen, er ſaß auf der Erde, hütete die Schafe, und guckte, wie bald der Schäfer mit Käthen kommen würde. Er durfte nicht lange warten. Den naſſen Pelz auf der Schulter, eilte

der Schäfer zur Wieſe, da er dachte, der Fremde werde vielleicht ſchon beim Dorfe ſein, und die Schafe würden allein weiden. Als ſie ſich erblickten, ſah Einer den Andern an, der Teufel, daß der Schäfer ohne Käthen komme, und der Schäfer, daß der Herr noch immer da ſitze. Nachdem ſie ſich verſtändigt, ſprach der Teufel zum Schäfer: „Hab' Dank. Du haſt mir einen großen Dienſt erwieſen, denn ich hätte mich vielleicht mit Käthen bis zum jüngſten Tage ſchleppen müſſen. Nie will ich Dir's vergeſſen, und Dir's einſt reichlich lohnen. Damit Du aber wiſſeſt, wem Du aus der Klemme geholfen, ſo ſag' ich Dir, daß ich der Teufel bin." Er ſprach's und verſchwand. Der Schäfer blieb eine Weile wie vom Schlag gerührt ſtehen, dann ſagt' er zu ſich ſelbſt: „Sind alle ſo dumm als der, ſo iſt's gut!"

Das Land, wo unſer Schäfer ſich aufhielt, beherrſchte ein junger Fürſt. Reichthum beſaß er in Fülle; da er Herr über Alles war, genoß er Alles im vollen Maß. Tag für Tag vergnügte er ſich nach Herzensluſt auf jede mögliche Art, und wenn die Nacht kam, ſchallte aus den fürſtlichen Gemächern der Geſang ausgelaſſener Zechbrüder. Das Land verwalteten zwei Stellvertreter, die um kein Haar beſſer waren als ihr Herr. Was nicht der Fürſt verthat, behielten die Zwei, und ſo ergings den armen Unterthanen übel. Einſt als der Fürſt nicht mehr wußte, was er ausſinnen ſolle, rief er ſeinen Sterngucker, und befahl ihm, er ſolle ihm und ſeinen zwei Stellvertretern die Zukunft vorherſagen. Der Sterngucker gehorchte und forſchte in den Sternen, welch ein Ende die Drei nehmen würden.

„Verzeih' o Fürſt," ſprach er, als er fertig geworden, „Deinem und Deiner Stellvertreter Leben droht ſolche Gefahr, daß ich mir's nicht zu ſagen getraue."

„Sag's nur heraus, ſei's, was es ſei! Du aber bleibſt, und erfüllt ſich Dein Wort nicht ſo koſtet es Dich den Kopf."

„Gern unterwerf' ich mich Deinem Befehl. So hör' denn: Bevor der Mond voll wird, kommt zu beiden Stellvertretern der Teufel, und im Vollmond holt er auch Dich, o Fürſt, und trägt Euch alle Drei lebendig in die Hölle."

„Ins Gefängniß mit dem lügneriſchen Wicht!" gebot der Fürſt, und die Diener thaten nach ſeinem Befehl. Im Herzen jedoch war

dem Fürſten nicht ſo zu Muth, wie er ſich ſtellte; die Worte des Sternguckers hatten Eindruck auf ihn gemacht. Zum erſten Mal rührte ſich das Gewiſſen in ihm. Die zwei Stellvertreter fuhr man halbtodt nach Hauſe: Keiner von ihnen nahm einen Biſſen in den Mund, endlich rafften ſie all ihre Habe zuſammen, ſetzten ſich auf, machten ſich auf ihre Schlöſſer davon, und ließen dieſe von allen Seiten verrammeln, daß ihnen der Teufel nicht beikommen konnte. Der Fürſt kehrte auf den rechten Pfad zurück, lebte ſtill und eingezogen, und begann das Land ſelbſt zu verwalten, in der Hoffnung, ſein Schickſal vielleicht doch von ſich abzuwenden.

Von dieſen Dingen hatte der Schäfer keine Ahnung; er weidete täglich ſeine Heerde und kümmerte ſich nicht um Das, was in der Welt vorging. Da ſtand eines Tags plötzlich der Teufel vor ihm und ſprach: „Ich bin gekommen, Schäfer, um Dir den Dienſt zu vergelten, den Du mir erwieſen. Ich ſoll die geweſenen Stellvertreter Eures Fürſten in die Hölle ſchaffen, weil ſie ihm ſchlimm gerathen und die Armen beſtohlen haben. Bis der und der Tag erſcheint, geh' in das erſte Schloß, wo viel Volk verſammelt ſein wird. Sobald im Schloſſe Geſchrei entſteht, die Diener die Thore öffnen, und ich den Herrn fortſchleppe, tritt zu mir und ſag': „Entweiche, ſonſt wird's Dir ſchlimm ergeh'n!“ Ich will Dir gehorchen und wandern. Du aber laß Dir von dem Herrn zwei Säcke Goldes geben, und will er nicht, ſo droh' ihm, daß Du mich rufen werdeſt. Hierauf geh' in das zweite Schloß, und thu' wieder ſo, und begehr' die gleiche Zahlung. Mit dem Gelde aber wirthſchafte, und verwend' es nur zum Guten. Bis Vollmond iſt, muß ich den Fürſten ſelbſt holen; doch Den befreien zu wollen, rath' ich Dir nicht, ſonſt müßteſt Du mit Deiner eignen Haut büßen.“ So ſprach er und entfernte ſich.

Der Schäfer merkte ſich jedes Wort. Als das Viertel um war kündigte er ſeinen Dienſt, und ging zu dem Schloſſe, wo der eine der zwei Stellvertreter wohnte. Er kam gerade recht. Haufen von Leuten ſtanden da und ſchauten, bis der Teufel den Herrn fortſchleppen würde. Da erhebt ſich im Schloß ein verzweifeltes Geſchrei, die Thore öffnen ſich, und der Teufel ſchleppt den Herrn, der ſchon todtenbleich, und eine halbe Leiche iſt. Der Schäfer tritt hervor, faßt den Herrn bei der

Hand und ſtößt den Teufel mit den Worten weg: „Pack' Dich, ſonſt wird's Dir ſchlimm ergeh'n!“ Und auf der Stelle verſchwindet der Teufel, und der hocherfreute Herr küßt dem Schäfer beide Hände, und fragt ihn, was er zum Lohne begehre. Als der Schäfer ſagte: Zwei Säcke Goldes! befahl der Herr, ſie ihm ſogleich zu geben.

Zufrieden ging der Schäfer zu dem zweiten Schloſſe, und war dort ſo glücklich als im erſten. Es iſt begreiflich, daß der Fürſt von dem Schäfer bald erfuhr; denn er fragte in Einem fort, wie's mit den Stellvertretern ſtehe. Als er Alles vernommen, ſchickte er nach dem Schäfer einen Wagen mit Pferden, und als er gefahren kam, bat er ihn dringend, er möchte ſich auch über ihn erbarmen, und ihn aus des Teufels Klauen retten.

„Mein Herr und Gebieter,“ antwortete der Schäfer, „Euch kann ich's nicht verſprechen, es geht um meine eigne Haut. Ihr ſeid ein großer Sünder; aber wenn Ihr Euch beſſern wolltet, rechtſchaffen, mild und weiſe regieren, wie's einem Fürſten geziemt, ſo verſucht' ich's und ſollt' ich ſtatt Euer in die Hölle müſſen.

Der Fürſt verſprach ernſtliche Beſſerung, und der Schäfer ging mit der Zuſage, ſich am beſtimmten Tage einzufinden.

Mit Furcht und Angſt erwartete Alles den Vollmond. Wie's die Leute dem Fürſten Anfangs gegönnt hatten, ſo bemitleideten ſie ihn jetzt; denn von dem Augenblicke an, wo er anders ward, konnten ſie ſich keinen beſſern Fürſten wünſchen. Die Tage verſtreichen, ob ſie der Menſch in Freuden oder in Leiden zählt! Eh' der Fürſt ſich deſſen verſah, war der Tag vor der Thüre, wo er ſich von Allem trennen ſollte, was ihm lieb war. Schwarz angekleidet, wie zum Grabesgange, ſaß der Fürſt, und erwartete den Schäfer oder den Teufel. Auf einmal öffnet ſich die Pforte, und der Teufel ſteht vor ihm.

„Mach' Dich bereit, die Stunde iſt abgelaufen, ich komm' um Dich!“

Ohne ein Wort zu ſprechen, erhob ſich der Fürſt, und ſchritt hinter dem Teufel auf den Hof, wo es von Leuten wimmelte. Da drängt ſich der Schäfer ganz erhitzt durch die Haufen, und gerad' auf den Teufel zu und ſchreit: „Lauf ſchnell, lauf ſchnell, ſonſt wird's Dir ſchlimm ergeh'n!“

„Wie kannſt Du Dich erdreiſten, mich aufzuhalten? Weißt Du nicht, was ich Dir geſagt?“ raunte der Teufel dem Schäfer zu.

„Du Narr, mir handelt ſich's nicht um den Fürſten, ſondern um Dich! Käthe lebt, und fragt nach Dir.“

Sobald der Teufel von Käthen hörte, war er gleich fort, wie weggeblaſen, und ließ den Fürſten in Ruh'. Der Schäfer lachte ihn im Stillen aus und war froh, daß er den Fürſten durch dieſe Liſt befreit hatte. Dafür machte ihn der Fürſt zu ſeinem erſten Hofcavalier und liebte ihn, wie ſeinen eignen Bruder. Und er that wohl daran; denn der Schäfer war ſein treuer Rathgeber und redlicher Diener. Von den vier Säcken Goldes behielt er keinen Pfennig für ſich; er half damit jenen, von denen es die Stellvertreter erpreßt hatten.

3. Wie der Schuſter in den Himmel kam.

Es war ein ſehr armer Schuſter, der von ſeinem Handwerk nicht leben und ſeine Kinder nicht ernähren konnte. Er verſchrieb ſich ſammt Weib und Kindern dem Teufel. Nachdem dies geſchehen, fragte ihn der Teufel: „Was willſt Du dafür?“ Der Schuſter ſagte: „So viel Geld, daß ich leben und meine Kinder großziehen kann.“ Der Teufel brachte ihm täglich fünf Gulden in Silber. Dies war zu der Zeit, wo der liebe Gott mit dem heiligen Petrus auf Erden wandelte. Sie kamen einſt ſpät Abends auch zu dem Schuſter. Der Schuſter wußte nicht, wer ſie ſeien; er ſah nur, daß ſie ordentliche Leute wären. Sie baten um ein Nachtlager. Der Schuſter nahm ſie bereitwillig auf; ſein Weib bewirthete ſie ſo gut als möglich, machte ihnen das Lager und gab ihnen ein Nachteſſen, früh ein Frühſtück. Der Sohn Gottes fragte beim Abſchied den Schuſter: „Was bekommſt Du dafür?“ Der Schuſter antwortete: „Ei nichts!“ Der Sohn Gottes ſagte: „Vielleicht doch Etwas?“ Der Schuſter entgegnete: „Nu, wenn es durchaus ſein muß, ſo bitt' ich um drei Dinge: Wer ſich auf meinen Dreifuß ſetzt, auf dem ich zu ſchuſtern pflege, der ſoll von ihm nicht aufſtehen können; wer von außen nach mir durch's Fenſter guckt, der ſoll von dem Fenſter nicht fortgehen können; und wer von meinem Pflaumenbaum im Gar-

ten Pflaumen ſchüttelt, der ſoll an der Stelle haften bleiben." Der Sohn Gottes ſprach: „So ſei's!" und ging mit dem heiligen Petrus weiter. Als die Zeit um war, kam der Teufel zu dem Schuſter in die Stube, und mahnte ihn: „Schuſter, die Zeit iſt um!" Der Schuſter ſagte: „Wart' ein Bischen, ſetz' Dich hier auf meinen Dreifuß, und ruh' aus, bis ich genachtmahlt habe!" Der Teufel ſetzte ſich auf den Dreifuß. Als der Schuſter fertig war, rief er: „Nun, Teufel, komm!" Der Teufel wollte von dem Dreifuß aufſtehen, allein er konnte nicht, und ſchrie, daß ſein Geſäß ihm brenne, und bat den Schuſter: „Ich bitte Dich, Freundchen, laß mich los! Ich will die Friſt Dir gern verlängern." Er mußte dem Schuſter ſieben Jahre zugeben.

Als die ſieben Jahre um waren, kam der Teufel wieder, ging aber nicht mehr in die Stube, ſondern guckte durchs Fenſter. Er klopfte an's Fenſter und mahnte: „Schuſter komm, die Zeit iſt um!" Der Schuſter entgegnete: „Mein Weib kocht eben das Nachteſſen. Wart' ein wenig, bis ich gegeſſen habe!" Als er fertig war, rief er: „Nun Teufel, komm! Wir ſind Alle bereit!" Der Teufel wollte gehen, allein wie ſehr er ſich auch anſtrengte, er konnte von dem Fenſter nicht fort, und bat wieder: „Freundchen, laß mich los! Ich will die Friſt Dir nochmals gern verlängern!" Da ſagte der Schuſter: „Wenn Du mir neue ſieben Jahre zugiebſt, gut! Kommſt Du aber zum dritten Mal, ſo bitte nicht mehr! Ich hab' keine Luſt, Dein Narr zu ſein." Der Teufel gab ihm abermals ſieben Jahre zu, und ging.

Als die neuen ſieben Jahre um waren, kam der Teufel um den Schuſter, und ging wieder in die Stube. Der Schuſter ſagte: „Gut, daß Du kommſt! Bin gleich fertig. Geh' indeß in meinen Garten, und ſchüttle dort den Pflaumenbaum. Mein Weib wird von den Pflaumen in ihr Bündel nehmen. Die wollen wir unterwegs eſſen, und auch Dir werden ſie behagen." Der Teufel ging in den Garten, und ſchüttelte vor Lüſternheit nach dem Obſte den Pflaumenbaum, bis alle Zweige herabfielen, und nur noch der nackte Stamm blieb. Des Schuſters Weib klaubte die Pflaumen auf. Jetzt kam der Schuſter herbei und rief: „Nun Teufel, biſt Du bereit? Doch was ſeh' ich! Ich ſagte Dir, Du ſolleſt blos die Pflaumen abſchütteln, und du ſcheinſt den ganzen Baum mit Dir nehmen zu wollen. Laß und komm!"

Allein der Teufel konnte nicht von der Stelle, wie ſehr er auch riß und zerrte, und begann wieder zu bitten und zu flehen: „Schuſter, Freundchen, hilf mir, laß mich los!“ Da ſprach der Schuſter: „Sagt' ich Dir nicht, wenn Du zum dritten Male kämſt, ſollteſt Du nicht bitten? Immer will ich geh'n, und immer machſt Du Umſtände. Wart', Du ſollſt mich nicht mehr zum Narren haben!“ Und er ging in die Stube, ſeinen Knieriemen zu holen, und fing an den Teufel zu gerben, daß es Schläge regnete. Der Teufel ſchrie und brüllte, daß die Leute auf der Gaſſe zuſammenliefen, um zu ſehen, wer bei dem Schuſter ſolchen Lärm ſchlage, und ſie ſahen, daß der Schuſter den Teufel bearbeite. Als er ihn gehörig durchgebläut, ſagte er: „Lauf zu!“ und ließ ihn frei. Der Teufel lief in die Hölle, und kam nie mehr zurück.

Allein dem Schuſter war doch bange, er werde nicht in den Himmel kommen, da er ſich einmal dem Teufel verſchrieben hatte. Als er ſtarb befahl er, man ſolle ihm ſein Schurzfell in den Sarg mitgeben. Nach dem Tode ging er zum Himmel, und klopfte an das Himmelsthor. Der heilige Petrus öffnete, ſah ihn an und ſprach: „Schuſter, hier iſt nicht Dein Platz! Geh' von hinnen! Was Du Dir gewählt, daß ſoll Dir werden. Hätteſt Du Dir das Reich Gottes gewählt, wär' es Dir zu Theil geworden.“ Hiermit ſchloß er das Himmelsthor. Der Schuſter dachte bei ſich: „Was ſoll ich Aermſter anfangen? Will doch ſeh'n, wie's in der Hölle iſt.“ Er ging zur Hölle. Sobald ihn aber die Teufel von weitem erblickten, ſchrieen ſie fürchterlich: „Schließt das Thor, laßt den Schuſter nicht herein, er wird uns ſonſt noch aus der Hölle jagen!“ Und der Schuſter mochte an das Höllenthor pochen wie er wollte, ſie ließen ihn nicht ein. Da ging er wieder zum Himmel. Der heilige Petrus öffnete, ſah ihn an, und ſprach: „Hier iſt nicht Dein Platz! Du kommſt vergebens!“ Doch der Schuſter ſchlüpfte ihm unter der Hand durch, breitete ſein Schurzfell aus, und ſetzte ſich darauf. Der heilige Petrus wollte ihn forttreiben; allein der Schuſter ſaß feſt und ſagte zu ihm: „Ich ſitze hier nicht auf dem Eurigen, ſondern auf dem Meinen.“ Der heilige Petrus trat vor den Herrn Chriſt, und klagte: „Herr, der Schuſter will nicht fort, und hier iſt ſeine Stätte nicht!“ Da erbarmte ſich der Sohn Gottes und gebot: „So laß ihn! Mag er dort beim Thore ſitzen.“

4. Die Teufelsfelsen.

Reist man von Klobouk nach Wsetin, so kommt man in das Dorf Lidečko, das in einem angenehmen Thale liegt. Zu beiden Seiten steigen hohe Hügel empor, und neben dem Thalweg eilt murmelnd ein Bach nach Wsetin. Hinter Lidečko erblickt man links auf der Anhöhe große Steine, die in einer Reihe aufgehäuft, und von denen viele zwei Klafter hoch sind. Diese Steine ziehen sich in gleicher Richtung mit dem Wege dahin; ähnliche finden sich auf der andern Seite, auf der Anhöhe rechts, gleichfalls in einer Reihe, obwohl Zahl und Größe der Steine hier geringer ist. Es fällt Jedem auf, daß es in der ganzen Umgegend, wenigstens so weit das Auge reicht, keine solche Steine giebt. Sind auch die Hügel hoch und mit Bäumen bewachsen, eigentliche Felsen sieht man nirgend. Weiter jedoch giebt es deren, und zwar Felsen, die verdienen, daß man sie betrachtet. Geht man nämlich über die Brücke, die über den Thalbach gebaut ist, so führt ein Weg rechts nach waldigen Bergen zu Hirtenhütten. Auf diesem Wege kommt man an eine Stelle im Wald, wo die merkwürdigen Felsen stehen. Mitten aus dem Wald erheben sie sich, wildschön, so sonderbar gestaltet, daß es scheint, als wüchsen aus den Felsen Menschenköpfe hervor, manchmal so nah' an einander, daß das Kinn des einen Kopfes die Stirn und Nase des andern bildet. Auch unter den Felsen links vom Wege ist gleich Anfangs einer mit einem Menschenkopf, aus dem ein Paar Hörner in die Höhe ragen. Woher die Felsen rühren, das will ich Euch erzählen.

Einst war im Wirthshause zu Lidečko Musik. Damals musicirten sie noch mit Sackpfeife und Hackbret, und fehlte auch gebranntes Wasser, so waren die Leute doch fröhlich. Als es auf Zwölf ging, trat ein unbekannter Gast in die Stube, und nachdem er den schwarzen Mantel abgelegt, in den er gehüllt gewesen, sah er eine Weile in der Stube umher. Seine schwarzen Brauen über zwei funkelnden Augen und sein schwarzer Schnurbart verliehen ihm ein stattliches Aussehen; die grüne Jacke und der Spitzhut mit der Feder ließen vermuthen, daß er ein Waidmann sei. Nebst andern Mädchen war auch Käthchen

da, eine vaterloſe Waiſe, die blos eine alte Mutter hatte. Da ſie ein hübſches kleines Haus, Acker und Wieſe beſaß, dabei fromm, eingezogen lebte und hübſch war, ſo hätte ſie mancher Burſche gern geheirathet. Auf Käthchen richtete jetzt der Unbekannte ſeine Blicke. Er machte ſich an ſie, ſchwatzte ihr beim Tanze wer weiß was alles vor, und da er ſich ſtattlich ausnahm, vergaffte ſie ſich in ihn. Er verſprach ihr auch, ſie bald zu beſuchen; doch ſagte er, ſein Geſchäft, das eines Jägers, erlaubte ihm nur, um Mitternacht oder dann und wann um Mittag zu kommen. Dann nahm er ſeinen Mantel, warf den Muſikanten einige Zwanziger hin, und entfernte ſich kurz nach Mitternacht.

Der Unbekannte beſuchte Käthchen wirklich. Er nannte ſich Ladimil. Allein ſeine ſpäten Beſuche gefielen Käthchens Mutter nicht, die ihnen immer beiwohnte. Sie ſchöpfte Verdacht, weil ſein Auge ſo unruhig umherrollte, weil er ſich weder beim Kommen noch Gehen mit Weihwaſſer beſprengte, und wenn ſie mit Käthchen zum Abſchied ihm Gottes Segen wünſchte, immer wild davon ſchoß. Es war einſt wieder nach eilf in der Nacht, als Ladimil erſchien, und die Mutter um Käthchens Hand bat. Gegen eine halbe Stunde weigerte ſich die Alte unter verſchiedenen Ausflüchten; endlich, da er nicht aufhörte zu bitten, ſprach ſie zu ihm: „Nun gut, ich will Euch meine Tochter geben, aber blos unter einer Bedingung. Erfüllt Ihr die nicht, und nicht in der Friſt, die ich Euch beſtimme, wird aus der Hochzeit nichts.“ Da erhob ſich der Bräutigam vom Stuhle, als wollt' er ſagen: „Hier bin ich, rede! Ich erfülle, was Du begehrſt.“ Die Alte ſprach alſo in der Abſicht, die Hochzeit zu vereiteln: „Wenn Ihr noch heut' Nacht eine Brücke über unſer Thal wölbt von einer Anhöhe zur andern, bekommt Ihr meine Tochter; wenn nicht, bekommt Ihr meine Tochter niemals!“ „Es gilt die Wette!“ verſetzte der Bräutigam mit wildem Lachen, und eilte zur Thüre hinaus. Als er draußen war, ſtampfte er auf die Erde, daß das ganze Thal erzitterte und ſieh! auf ſein Stampfen erſchien eine ungeheure Menge verkappter Geſellen, und alle ſtellten ſich im Kreiſe um ihn her. Er befahl ihnen, ſie ſollten ſich hurtig rings zerſtreuen, und ſämmtliche Hähne in der Umgegend erwürgen, und wenn ſie dies gethan hätten, ihm zu Hilfe eilen und aus der nächſten Nähe Steine zum Bau einer Brücke zutragen. Sie flogen auseinander und

erwürgten alle Hähne. Dies hatte der Höllenbräutigam — denn es war der Teufel ſelbſt — zu dem Zwecke befohlen, damit kein Hahn krähe, bevor die Brücke nicht fertig wäre; denn die Hähne haben, wie bekannt, große Macht über den Teufel, und machen allen Streichen ein Ende, die er um Mitternacht auszuführen pflegt. Als die Hähne erwürgt waren, eilten die hölliſchen Geſellen ihrem Bruder zu Hilfe. Weil ſich aber keine Steine in der Nähe befanden, mußten ſie erſt zu jener Stelle im Walde; dort brachen ſie Steine von rieſiger Größe, und trugen ſie pfeilgeſchwind ihrem Cameraden zu, der mit unglaublicher Schnelligkeit Stein zu Stein fügte, auf den Hügeln zu beiden Seiten des Thals den Grund legte, und ſchon die Bogen zu wölben begann. Allein in Lidečko lebte damals ein uraltes Mütterchen, das auch einen Hahn beſaß. Weil es jedoch wußte, daß der ſchwarze Verſucher gegen die Hähne gewaltig ergrimmt ſei, ſeitdem ihm die Verſuchung am heiligen Petrus mißlungen, fürchtete es ſich, der Hahn könnte in des Teufels Krallen gerathen, und es ſelbſt könnte deſſen Macht unterliegen; darum ſteckte es den Hahn immer unter einen Trog, an dem bewußten geheimen Ort, wo ihn kein Teufel ſuchen mochte. So geſchah's, daß jener Hahn einzig und allein am Leben blieb, als die hölliſche Rotte auszog, um ſämmtliche Hähne in der Umgegend zu erwürgen. Inzwiſchen rückte die zwölfte Stunde heran. Der Teufel hatte ſchon viele Bogen fertig, und ſicher hätte er bis Eins die ganze Brücke zu Stande gebracht, und ſich des armen, unſchuldigen Käthchens bemeiſtert; doch da krähte auf einmal jener Hahn unter dem Trog an dem bewußten geheimen Ort, und ſieh! augenblicklich ſtürzten die ungeheuren Felſen krachend nieder. Die Bogen, die ſich bereits hoch in der Luft über das Thal wölbten, die Pfeiler, Alles, Alles brach donnernd zuſammen.

Daher rühren die Felſen im Walde, die Steine auf den Höhen bei Lidečko — das ſind die Ueberbleibſel jenes Brückenbaues! Der Teufel, der ſich damals um Käthchen bewarb, ward Stein, zur Mahnung für alle Verführer, und ſein Kopf mit Hörnern iſt noch heutigen Tags zu ſchauen. Von ſeinen Gehilfen entkamen nur jene, die eben in der Luft ſchwebten; die übrigen, die in dem Walde Steine brachen, wurden gleichfalls Stein, und ihre Köpfe ſind dort noch immer zu gewahren.

Der Köhler und Kaiser Maximilian II.

Zur Zeit Kaiser Maximilians war ein armer Köhler, der seine Hütte im Walde hatte. Als er wieder einmal Kohlen brannte, kam der Kaiser auf einem Spaziergang auch zu ihm, und sprach: „Gottes Segen!"

„Vergelt's Gott! Schön willkommen!"

„Dank schön, was machst Du denn da?"

„Kohlen brennen."

„Wieviel verdienst Du damit?"

„I nu, so viel als ich brenne."

„Und was hast Du zu essen?"

„Meine Hütte ist etwas weit weg; drum koch' ich hier Klöße. Bitte, wer seid denn Ihr?"

Maximilian."

Der Köhler konnte sich den langen Namen nicht merken, den er noch nicht gehört. „Wie? Maxi — Mazi — Aha, Marzipan!" — Der huldvolle Kaiser lachte innerlich, und ließ ihn dabei. — „Was macht Ihr denn da im Wald, Herr Marzipan?"

„Bin ein Bischen spazieren gegangen."

„Ohne Zweifel habt Ihr schon Hunger, wie ich. Wartet ein wenig, bis die Klöße gekocht sind! Ihr könnt mit mir essen. Wartet nur, wartet, sie werden gleich fertig sein!" Und bereitwillig legte der Köhler Kohlen zu, damit die Klöße schneller kochten, nahm sie dann mit einer hölzernen Gabel aus dem Topf, gab sie auf eine Schüssel, schmalzte sie und sagte: „Kommt mit mir essen, Herr Marzipan!"

Der Kaiser nahm die hölzerne Gabel und steckte sich ein Stück Kloß an; doch war's zu sehen, daß die Speise ihm nicht sehr behage.

Der Köhler nöthigte ihn: „Laßt's Euch nur schmecken! Die Klöße sind nicht von schwarzem, sind von weißem Mehl." Aber der Kaiser dankte; er spüre keinen Hunger. Der Köhler fragte ihn zwischen dem Essen weiter: „Seid Ihr auch verheirathet?"

„Versteht sich."

„Habt Ihr auch Kinder?"

„Ja wohl. Wenn Du in die Stadt kommſt, beſuch' mich. Hab' dort meine Hütte. Frag' nur nach dem Herrn Marzipan, es wird Dir Jedermann ſagen, wo ich wohne. Dann will ich Dir mein Weib und meine Kinder zeigen."

Der Köhler verſprach mit Freuden, ihn zu beſuchen, und der Kaiſer wünſchte ein „Gott befohlen!" und ging. —

Nach einiger Zeit fuhr der Köhler Kohlen in die Stadt, und nachdem er ſein Geſchäft abgethan, erinnerte er ſich, daß er den Herrn Marzipan beſuchen ſolle. Der Kaiſer hatte ſchon früher an alle Wachen den Befehl ergehen laſſen, wenn ein Mann nach dem Herrn Marzipan frage, ſolle man ihn in's kaiſerliche Schloß führen. Der Köhler fragte wirklich, wo der Herr Marzipan wohne. Die wacheſtehenden Soldaten führten ihn ins kaiſerliche Schloß. Als er dem Kaiſer gemeldet wurde, ließ ihn dieſer ſogleich vor. Er trat in's Gemach, und als er ſeinen Waldgaſt erkannte, ſagte er: „Aber Herr Marzipan, Ihr habt eine ſchöne Hütte und eine ſchöne Stube; ſo ſchön hab' ich's nicht. Mir ſcheint, Ihr eßt andre Klöße, als ich Euch im Walde geboten; drum wollten Euch die nicht ſchmecken! Wo habt Ihr denn Eure Kinder?"

„Die ſind im andren Zimmer. Wart', ich will ſie Dir bringen!" Der Kaiſer führte ſeine ſchmucken Prinzen herbei, und ſtellte ſie dem Köhler vor.

„Ei, Ihr habt prächtige Jungen! Hab' ihnen was mitgebracht, und meine, daß ſie das Spielzeug freuen wird!" Und hiermit zog er einige große Erzklumpen aus ſeiner Taſche, und gab ſie ihnen. Dann fragte er weiter: „Wo habt Ihr denn Euer Weib, Herr Marzipan?"

„Das iſt wieder in einem andern Zimmer. Dir zu Gefallen will ich es gleichfalls holen!" Er ging zur Kaiſerin, und ſagte ihr, daß ein gemeiner Mann bei ihm ſei, der ſie zu ſehen wünſche; ſie möchte nicht zürnen, wenn er ihr etwas Unliebes ſage, ſondern Alles, was er reden würde, in Güte aufnehmen. Er führte die Kaiſerin herbei und ſprach: „Siehſt Du, das iſt mein Weib!"

„Mein Seel', Herr Marzipan, Ihr habt ein prächtiges Weib! Ueberhaupt iſt Alles hübſch in Ordnung bei Euch."

Die Kaiſerin entfernte ſich wieder, und der Kaiſer fragte den Köhler, ob er etwas zu eſſen haben wolle

„Habt Ihr was fertig, möcht' ich wohl eſſen!“

Der Kaiſer ließ kalten Braten, Weißbrot und guten Wein auftragen, und der Köhler ließ ſich's trefflich ſchmecken. Als er ſich ſatt gegeſſen, ſagte er: „Das glaub' ich, daß Euch meine Klöße nicht behagten. Ihr eßt anders als ich!“

Der Kaiſer brachte nun die Rede auf das Spielzeug, das der Köhler den Prinzen gebracht, und fragte ihn: „Wie biſt Du denn zu den Klumpen gekommen?“

„Dergleichen hab' ich im Walde genug. Wenn ich Kohlen brenne, fließt das Zeug in Menge. Ich werf's gewöhnlich bei Seite; man könnte zwei, drei Wagen damit vollladen.“

„Weißt Du was, ich will mit Dir gehen, und es aufladen.“

„Könnt Euch nehmen, wie viel Ihr woll't. Es liegt bei mir in Haufen, wie trocknes Holz.“

Der Kaiſer kam hin und ließ die Erzklumpen fortſchaffen, von denen der Köhler nicht wußte, daß ſie lauter Gold waren. Dann nahm er den Köhler ſammt Weib und Kindern zu ſich und verſorgte ihn reichlich. Allein dem Köhler gefiel das Leben nicht; ihm wurde bang, und er ſagte bald zum Kaiſer, den er inzwiſchen kennengelernt: „Mein allergnädigſter Herr! Mir geht's vortrefflich, ich eſſe und trinke gut, das iſt wahr; aber ohne Arbeit kann ich nicht ſein. Im Wald bei der Arbeit gefiel's mir weit beſſer, als ohne Arbeit hier bei Hof!“ — Der Kaiſer entgegnete: „Ich will nicht, daß Du faullenzen ſollſt, auch ich möchte nicht ohne Arbeit ſein. Willſt Du, ſo geh' in den Garten und arbeite; das wird mich freuen.“

Der Köhler und ſein Weib und ſeine Kinder lernten mit der Zeit das Gärtnergeſchäft, und blieben bei dem Kaiſer bis zu ihrem Tode, und oft unterhielten ſie ſich ſpäter vom Kohlenbrennen und von dem Abenteuer im Walde.

Das Sonnenroß.

Es war einmal ein Land, traurig wie das Grab, ſchwarz wie die Nacht, denn in ihm ſchien Gottes Sonne niemals. Die Menſchen hätten es geflohen, und den Eulen und Fledermäuſen überlaſſen, wenn nicht zum Glück der König ein Roß mit einer Sonne auf der Stirn beſeſſen hätte, die, gleich der wahrhaftigen Sonne, helle Strahlen nach allen Seiten verſandte. Damit alſo die Leute in dem finſtern Lande wohnen könnten, ließ der König ſein Sonnenroß durch daſſelbe führen, von einem Ende zum andern; und es ging Licht von ihm aus, als ob der ſchönſte Tag wäre, allenthalben, wo man es führte; von wo es ſich aber entfernte, dort wälzte ſich dichte Finſterniß hin.

Plötzlich war das Sonnenroß verſchwunden. Dunkelheit, noch ärger als die der Nacht, lagerte ſich über das ganze Land, und nichts vermochte ſie von dieſer Zeit an zu verſcheuchen. Unzufriedenheit und Schrecken verbreitete ſich unter den Menſchen, Noth begann ſie zu drängen, denn ſie konnten nichts arbeiten, nichts erwerben, und es entſtand zuletzt furchtbare Verwirrung. Selbſt der König gerieth in Angſt, und um die Gefahr zu beſeitigen, zog er mit ſeinem ganzen Heere aus, das Sonnenroß zu ſuchen.

Durch dichte Finſterniß zog der König bis an die Grenze ſeines Reiches. Hinter tauſendjährigen Wäldern in einem andern Lande begann hier Gottes Sonne wie durch Morgennebel hervorzudringen. So weit das Auge reichte, war nichts zu ſehen als Wald, ringsum nichts als Wald und wieder Wald.

In dieſen Wäldern kam der König mit ſeinem Heere zu einer armſeligen Hütte. Er trat hinein um zu erfragen, wo er ſei und wohin der Weg führe. Hinter einem Tiſche ſaß ein Mann von mittleren Jahren, der aufmerkſam in einem aufgeſchlagenen großen Buche las. Als der König ſich ihm verneigte, erhob er die Augen, dankte freundlich und ſtand auf. Sein Wuchs war hoch, ſein Antlitz gedankenvoll, ſein Blick durchdringend; das ganze Aeußere kündigte an, er ſei kein gewöhnlicher Menſch, ſondern ein Menſch, der ſich mit außerordentlichen Dingen beſchäftige.

„Eben las ich von Dir," sprach der Mann zum König. „Du gehst das Sonnenroß suchen? Bemüh' Dich nicht weiter denn Du bekommst es nicht; verlaß Dich auf mich ich will es finden. Kehr' zurück nach Hause, dort bist Du nöthig; nimm auch Dein Heer mit Dir, ich bedarf keines Heeres, laß mir nur einen Krieger zu meinen Diensten." — „Wahrlich, Du unbekannter Mann, ich will Dich reichlich belohnen, antwortete der König, „wenn Du mir das Sonnenroß wiederbringst." — „Ich begehre keine Belohnung. Kehr' nach Hause zurück, dort bist Du nöthig, und gönn' mir Ruhe, daß ich mich zur Reise rüste," sprach der Mann. Der König entfernte sich, trat mit seinem ganzen Heere den Rückweg an, und hinterließ nur einen Krieger, dem bereitwilligen Manne zu seinen Diensten. Der Seher — denn das war der Mann — setzte sich wieder zu seinem Buche, und las darin bis zum späten Abend.

Des andern Tages begab sich der Seher sammt seinem Diener auf den Weg. Der Weg war weit, denn schon sechs Länder hatten sie durchzogen, und noch mußten sie weiter. Im siebenten Lande blieben sie bei dem königlichen Palaste stehen. Drei gewaltthätige Brüder herrschten über dieses Land, und hatten drei Schwestern zu Gemahlinnen, deren Mutter, eine böse Zauberin, Striga hieß. Als die Beiden vor dem Palaste standen, sprach der Seher zu seinem Diener: „Du warte hier, ich will in den Palast gehen, mich zu überzeugen, ob die Könige zu Hause sind; denn sie haben das Sonnenroß geraubt, der jüngste reitet darauf." In dem Augenblicke verwandelte er sich in einen grünen Vogel, flog zu dem Erker der ältesten Königin, und flatterte dort umher, und klopfte so lange mit seinem Schnabel, bis sie öffnete und ihn in's Zimmer ließ. Sie ließ ihn gern herein und freute sich über ihn, wie ein Kind, weil er so schön war, und ihr so süß zu schmeicheln wußte. „Ach Schade, Schade, daß mein Gemahl nicht zu Hause ist, der Vogel würde gewiß auch ihm gefallen! Doch er kommt erst Abends, denn er ist fortgeritten, ein Drittheil des Landes zu mustern." So sprach die Königin und spielte mit dem kleinen Vogel.

Plötzlich trat die alte Striga ins Zimmer, gewahrte den Vogel, und schrie: „Erwürg den verfluchten Vogel, sonst wird er Dich blutig machen! — „Gi mich blutig machen! Sieh doch, wie unschuldig, wie lieb er ist! entgegnete die junge Königin. Aber Striga schrie: „Trü-

gerische Unschuld! Her mit ihm, daß ich ihn erwürge!" und schon stürzte sie auf ihn los. Allein der Vogel verwandelte sich flug in einen Menschen, und flugs war er zur Thür hinaus. Sie wußten nicht, wohin er gerathen.

Hierauf verwandelte sich der Seher abermals in einen grünen Vogel, flog zu dem Erker der jüngeren Schwester, und klopfte so lange, bis sie ihm öffnete. Als sie ihn hereingelassen, setzte er sich ihr auf die weiße Hand, flog ihr von der Hand bald auf die eine, bald auf die andre Schulter, und dann blieb er ruhig sitzen, und blickte ihr zutraulich ins Auge. „Ach Schade, Schade, daß mein Gemahl nicht zu Hause ist," rief die Königin vergnüglich lächelnd, „Der Vogel würde gewiß auch ihm gefallen! Doch er kommt erst morgen Abends, denn er ist ausgeritten, zwei Drittheile des Landes zu mustern."

Plötzlich trat die alte Striga ins Zimmer. „Erwürg' den verfluchten Vogel, sonst wird er Dich blutig machen!" schrie sie, kaum daß sie den Vogel gewahrte. — „Ei mich blutig machen! Sieh doch, wie unschuldig, wie lieb er ist!" entgegnete die junge Königin. Aber Striga schrie: „Trügerische Unschuld! Her mit ihm, daß ich ihn erwürge!" und schon stürzte sie auf ihn los. Allein der Vogel verwandelte sich alsbald in einen Menschen, flugs war er zur Thür hinaus und blitzschnell verschwunden, so daß sie gar nicht wußten, wohin er gerathen.

Nach einer Weile verwandelte sich der Seher nochmals in einen grünen Vogel, flog zu dem Erker der jüngsten Königin, und flatterte dort umher, und klopfte so lange mit seinem Schnabel, bis sie ihm öffnete Er flog gerade auf ihre weiße Hand, und schmeichelte ihr so, daß sie eine kindische Freude hatte, indem sie mit ihm spielte. „Ach Jammerschade," rief die Königin in ihrer Freude, „daß mein Gemahl nicht zu Hause ist, der Vogel würde gewiß auch ihm gefallen! Doch er kommt erst übermorgen Abends, denn er ist ausgeritten, alle drei Theile des Landes zu mustern."

Da stürzte die alte Striga ins Zimmer. „Erwürg' den verfluchten Vogel," schrie sie noch in der Thür. „erwürg' ihn, sonst wird er Dich blutig machen!" — „Ei mich blutig machen, Mutter! Sieh doch, sieh, wie unschuldig, wie schön er ist!" entgegnete die Königin; aber die Mutter streckte die dürren Hände nach ihm aus: „Trügerische Un-

ſchuld! Her mit ihm, daß ich ihn erwürge!" Allein in dem Augenblicke verwandelte ſich der Vogel in einen Menſchen, und flugs war er zur Thür hinaus, daß ihn Niemand weiter gewahrte.

Der Seher wußte jetzt, wo die Könige ſeien, und auf welchem Wege ſie kommen würden. Er begab ſich ſchnell zu ſeinem Diener, befahl ihm, auf drei Tage Nahrung zu kaufen, und eilte dann aus der Stadt. Vor der Stadt im Walde erwartete er ihn, und dann gingen ſie hurtigen Schrittes weiter, bis ſie zu einer Brücke gelangten, über welche die Könige kommen mußten. Unter der Brücke harrten ſie bis zum Abend.

Als ſich Abends die Sonne hinter die Wälder neigte, ließ ſich auf der Brücke Roßgeſtampf hören. Der älteſte König kehrte nach Hauſe zurück. Auf der Brücke ſtolperte ſein Roß zufällig über einen Balken. „An den Galgen mit dem Taugenichts, der die Brücke gezimmert hat!" rief erzürnt der König. Da ſprang der Seher unter der Brücke hervor, und ſtürzte auf den König los: „Wie kannſt Du es wagen, einen Unſchuldigen zu verdammen?" Und er zog ſein Schwert, und auch der König zog ſein Schwert, konnte aber den mächtigen Streichen des Sehers nicht widerſtehen. Nach kurzem Kampfe ſank er todt vom Roſſe. Der Seher band den todten König an das Roß, und trieb es an, daß es ſeinen todten Herrn nach Hauſe trage. Dann verbarg er ſich unter der Brücke, und harrte bis zum zweiten Abend.

Als ſich des andern Tags der Abend näherte, kam der jüngere König zur Brücke, und als er das Blut gewahrte, rief er: „Gewiß, daß Jemand hier erſchlagen ward! Welcher Gauner hat ſich erfrecht, mein Königsamt zu üben?" Auf dieſe Worte ſprang der Seher unter der Brücke hervor, und ſtürzte mit gezücktem Schwerte auf den König los: „Wie kannſt Du es wagen, mich ſo zu ſchelten! Du biſt ein Kind des Todes! Wehr' Dich, wie Du's vermagſt!" Der König wehrte ſich, doch vergebens, nach kurzem Widerſtand erlag er dem mächtigen Schwerte des Sehers. Der band den Leichnam wieder an das Roß, und trieb es an, daß es ſeinen todten Herrn nach Hauſe trage. Dann verbarg er ſich unter der Brücke und harrte dort mit dem Diener bis zum dritten Abend.

Am dritten Abend, ſchon nach Sonnenuntergang, kam der jüngſte König auf dem Sonnenroß geritten; er ritt ſchnell, denn er hatte ſich irgendwo verſpätet. Als er das rothe Blut auf dem Boden gewahrte, hielt er an und rief: „Ein Schurke, der ſich unterfangen, meinem Königsarm ein Opfer zu entreißen!“ Kaum hatte er die Worte gerufen ſo ſtand der Seher mit gezücktem Schwerte vor ihm, und drang auf ihn ein. „Wohlan!“ rief der König und zog gleichfalls ſein Schwert, und wehrte ſich mannhaft.

Die erſten zwei Brüder zu überwältigen, war für den Seher ein Spiel; nicht ſo leicht ging es bei dem dritten, denn dieſer war von allen der Stärkſte. Lange kämpften ſie, daß der Schweiß von ihnen rann, und noch neigte ſich der Sieg auf keine Seite. Die Schwerter zerbrachen. Da ſagte der Seher: „Mit den Schwertern richten wir nichts mehr aus. Weißt Du was, verwandeln wir uns in Räder, und rollen wir bergab! Welches Rad zerſchmettert, der iſt beſiegt. — „Gut,“ verſetzte der König, „ich will ein Wagenrad ſein. Du ſei was immer für eins!“ — „Nicht doch, Du ſei was immer für eins; ich will ein Wagenrad ſein,“ ſagte der Seher klug, und der König ging darauf ein. Sie beſtiegen einen Berg; dort verwandelten ſie ſich in Räder, und rollten hinab. Das Wagenrad flog, und mit Gekrach ſtieß es in das andere, daß dieſes in Stücke zerbrach. Aus dem Wagenrad ward ſogleich der Seher, und rief freudig: „Du biſt dahin! Mein iſt der Sieg!“ — „Nicht doch, Freund!“ rief der König, indem er wieder vor dem Seher ſtand, „Du haſt mir blos die Finger zerſchmettert. Weißt Du was, verwandeln wir uns in Flammen, und welche Flamme die andre verbrennt, der iſt Sieger! Ich will eine rothe Flamme ſein, Du ſei eine weiße!“ — Nicht doch,“ verſetzte der Seher, „Du ſei eine weiße Flamme, ich will eine rothe ſein.“ Der König ging darauf ein. Sie ſtellten ſich auf den Weg zur Brücke, verwandelten ſich in Flammen, und einer begann den andern unharmherzig zu brennen. Lange brannten ſie ſich ohne Erfolg. Da kam ein alter Bettler daher, mit langem, weißem Bart, mit kahlem Haupt, eine große Taſche an der Seite, geſtützt auf einen dicken Stock. „Alter,“ rief die weiße Flamme, „bring' Waſſer und gieß' es auf die rothe Flamme! Ich will Dir einen Pfennig ſchenken.“ Aber die rothe Flamme ſchrie: „Alter, ich will Dir einen

Ducaten ſchenken, wenn Du auf die weiße Flamme Waſſer gießeſt.“ Dem Bettler war der Ducaten lieber als der Pfennig; er brachte Waſſer und goß es auf die weiße Flamme. So war der König dahin. Aus der rothen Flamme ward der Seher, fing das Sonnenroß am Zügel, ſchwang ſich darauf, rief den Diener, dankte dem Bettler und ritt davon.

Im königlichen Palaſte herrſchte tiefe Trauer ob den getödteten Königen. Der ganze Palaſt war mit ſchwarzem Tuche belegt, und erſcholl von lauten Klagen. Striga ging unruhig aus einem Zimmer in das andere. Plötzlich blieb ſie ſtehen, ſtampfte mit dem Fuße auf den Boden, ballte die Fauſt und rollte die blitzenden Augen; dann ſetzte ſie ſich auf eine Ofenkrücke, faßte die drei Töchter unter dem Arm, und huſch war ſie mit ihnen in der Luft.

Der Seher und ſein Diener hatten ſchon ein gut Stück Weges zurückgelegt, denn ſie beeilten ſich, da ſie Striga's Rache fürchteten. Sie zogen durch öde Wälder, über nackte Haiden. Die Nahrung, die ſie in der Stadt gekauft, begann ihnen auszugehen. Hunger plagte ſie, beſonders den Diener, und ſie fanden Nichts, womit ſie ihn hätten ſtillen können.

Da kamen ſie zu einem Apfelbaum. Es hingen Aepfel daran, deren Laſt die Aeſte zur Erde beugte, und die lieblich rochen und ſchön gefärbt waren, ſo daß ſie die Eßluſt reizten. „Gott ſei Dank!“ rief erfreut der Diener, und ſchon lief er zu dem Apfelbaum.—„Pflück' nicht von dem Baume!“ rief der Seher, zog ſein Schwert, hieb tief in den Apfelbaum und rothes Blut quoll aus ihm hervor. „Siehſt Du, es wäre Dein Verderben geweſen, hätteſt Du von den Aepfeln gegeſſen; denn dieſer Apfelbaum war die älteſte Königin, welche ihre Mutter hierher pflanzte, um uns aus der Welt zu ſchaffen.“ Der Diener war betrübt über die Täuſchung, doch der Rettung ſeines Lebens froh, ſchritt er weiter hinter dem Seher, in der Hoffnung, bald ein anderes Labſal zu finden.

Er brauchte nicht lange zu warten, denn bald kamen ſie zu einer Quelle. Es ſprudelte das reinſte, friſcheſte Waſſer aus ihr, und lockte die Reiſenden zum Trinken. „Ach,“ ſagte der Diener, „iſt nichts Feſteres zu haben, ſo können wir wenigſtens von dieſem Waſſer trinken und

unſeren Hunger täuſchen." — „Trink' nicht von dem Waſſer!" rief der Seher, hieb mit ſeinem Schwerte mitten in das Waſſer hinein, und es färbte ſich mit Blut, das in ſtarken Wellen dahinfloß. „Das war die jüngere Königin, von ihrer Mutter hierher verſetzt, um uns aus der Welt zu ſchaffen!" ſprach der Seher, und der Diener dankte ihm für die Warnung, und folgte trotz Hunger und Durſt dem Seher, wohin er wollte.

Nach einer Weile kamen ſie zu einem Roſenſtrauch. Der war roth von lauter ſchönen Roſen, und erfüllte mit ſeinem Duft die ganze Umgegend. „O was für ſchöne Roſen," ſagte der Diener, „noch nie in meinem Leben hab' ich deren ſo ſchöne geſehen! Ich will einige abreißen, und mich mindeſtens an ihnen erquicken." — „Reiß' keine Roſe ab!" rief der Seher, hieb mit ſeinem Schwerte in den Roſenſtrauch, und es ſpritzte Blut aus ihm hervor, als ob ſich eine Menſchenader öffnete. „Das war die jüngſte Königin," ſprach der Seher zum Diener, „die ihre Mutter hierher pflanzte, um uns durch die Roſen aus dem Leben zu tilgen."

So zogen ſie weiter. Indem ſie weiter zogen, ſprach der Seher zum Diener: „Die ärgſte Gefahr haben wir überſtanden, wir ſind aus Striga's Bereiche. Doch dürfen wir nicht trauen, denn Striga wird andere Mächte anſtiften." Kaum hatte er die Worte geſprochen, ſo kam ein kleiner Knabe des Weges daher, der einen Zaum in der Hand trug. Er ſprang unter das Roß, berührte es mit dem Zaume, und in demſelben Augenblicke war der Seher von dem Sonnenroß unten und der Knabe ſaß oben, und ſprengte pfeilſchnell von dannen. „Sagt' ich es nicht?" ſprach der Seher. — „Was für ein Knabe iſt das?" rief der Diener. „Wer hätte ſich eines ſolchen Streiches verſehen! Machen wir, daß wir ihn einholen!" — „Laß nur," entgegnete der Seher, „ich will ihn ſelbſt einholen! Geh' indeſſen des Weges weiter, geh' getroſt durch ſechs Länder, bis Du an die Grenze Deines Landes gelangſt, ich werde Dir ſchon nachkommen."

Der Seher verließ den Diener und eilte dem kleinen Zauberer nach. In einer Weile holte er ihn ein, und ging langſam, indem er die Geſtalt eines gewöhnlichen Wandersmannes annahm. Der Zauberer ſah ſich eben um. „Woher Freund?" fragte er den Wandersmann.

Aus weiter Ferne." — „Und wohin?" — „Einen Dienſt ſuchen." — „Einen Dienſt ſuchen? Verſtehſt Du Pferde zu warten?" — „Ei ja wohl." — „So komm zu mir und warte mir dies Pferd. Ich will Dich gut bezahlen." — „Warum nicht!" meinte der Wandersmann, und ſo war der Seher des Zauberers Diener.

Sie kamen zu Hauſe an. Der Seher wartete das Sonnenroß trefflich, ſo daß ſein Herr mit ihm zufrieden war. Nur verdroß es den Seher, daß er keine Gelegenheit zu entfliehen fand; denn der Zauberer verhinderte es durch ſeine Zauberkünſte. Gleichwohl entdeckte dieſer nicht, wer ſein Diener ſei, weil er zu ſehr damit beſchäftigt war, wie er eine ſchöne Prinzeſſin zur Gemahlin bekommen könnte, die in einem Schloſſe wohnte, das auf einer Pappel im Meere ſtand. Er hatte ſchon Verſchiedenes verſucht, Gutes und Schlimmes, doch fruchtete Alles nichts.

„Auf!" ſprach er einſt zu ſeinem Diener, „geh' zum Meere. Im Meere wirſt Du eine ungeheuer hohe Pappel ſehen, auf der Pappel ein ſchönes Schloß. In dem Schloſſe wohnt eine Prinzeſſin; bringſt Du ſie mir, will ich Dich reichlich belohnen, wenn nicht, wird es Dir ſchlimm ergehen." Der Herr befahl's; und der Diener mußt' es vollziehen, wenigſtens verſuchen. Er ſchaffte ſich einen Kahn, belud ihn mit bunten Bändern und Stoffen, und fuhr als Kaufmann zu dem Schloſſe auf der Pappel.

Als er ſich der Pappel näherte, hing er die ſchönſten Stoffe und Bänder aus, damit man ſie vom Schloſſe ſehen könnte. Die ſchönen Stoffe und Bänder lenkten bald die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin auf ſich, die aus dem Erker ſchaute. „Geh' doch hinab zu dem Kahne," befahl ſie ihrer Zofe, „und forſche, ob ſie Dir von den ſchönen Stoffen und Bändern nicht verkaufen möchten." Die Zofe ging und forſchte. „Ich verkaufe nichts," entgegnete der Kaufmann, „außer wenn die Prinzeſſin ſelbſt herab kommt, und ſich ſelbſt auswählt."

Die Zofe richtete die Worte aus, und die Prinzeſſin kam, wählte unter den ſchönen Stoffen und Bändern, wählte und feilſchte, und bemerkte nicht, daß der kluge Kaufmann den Kahn abſtieß und zum Ufer fuhr. Als ſie aus dem Kahn hinauswollte, da erſt bemerkte ſie, was geſchehen war. „Ich weiß, wohin Du mich ſchiffſt," ſagte ſie. „Du

ſchifft mich zu dem Zauberer, der ſich ſchon ſo oft vergebens um mich bemüht hat. Nun, Gott befohlen!“

Da der Seher ſah, daß die Prinzeſſin dem Zauberer nicht gewogen ſei, begann er ihr ſanft zuzureden, ſie möchte ſich deſſen Zutrauen erwerben, damit ſie erführe, worin ſeine Kraft liege; er wolle ihr dann zur Freiheit verhelfen.

Als der Diener dem Herrn die Prinzeſſin brachte, war deſſen Freude unausſprechlich, und als ſie ihm Liebe zeigte, war er ganz von Sinnen. Er hätte ihr Alles gegeben, ihr Alles zu Willen gethan; kein Wunder alſo, daß er ihr auf vieles Bitten auch ſein Geheimniß verrieth. „In dem Walde dort,“ ſprach er, „iſt ein großer Baum; unter dem Baume weidet ein Hirſch, in dem Hirſch iſt eine Ente, in der Ente iſt ein goldenes Ei und in dem Ei iſt meine Kraft; denn in ihm iſt mein Herz.“ Als der Zauberer dies ſeiner Gemahlin unter dem Siegel des ſtrengſten Geheimniſſes vertraut hatte, erzählte ſie's dem Seher.

Der Seher bedurfte nicht mehr. Er bewaffnete ſich und begab ſich in den Wald. Er fand den großen Baum, fand den Hirſch, der unter dem Baume weidete. Er zielte ſchoß, und der Hirſch ſtürzte nieder. Dann ſprang er hinzu, nahm aus ihm die Ente heraus, aus der Ente das Ei, trank das Ei aus, und des Zauberers Kraft war dahin. Der Zauberer ward ſchwach, wie ein Kind, denn all ſeine Kraft war in den Seher übergegangen. Dieſer kam, ſchenkte der Prinzeſſin die Freiheit zur Rückkehr in ihren Palaſt, nahm das Sonnenroß, ſchwang ſich darauf und eilte mit ihm zu dem König, dem es gehörte.

Er mußte einen guten Theil der Welt durcheilen, bevor er zu der Grenze des dunkeln Königreichs gelangte, wo er auch den vorausgeſchickten Diener traf. Als ſie die Grenze überſchritten, ergoſſen ſich ringsum die Strahlen des Sonnenroſſes, erleuchteten weit und breit das Land, das ſchon ſo lange in undurchdringliche Finſterniß gehüllt war, und erfreuten die Herzen der geplagten Menſchen. Alles lebte neu auf, die Fluren lachten im Frühlingsſchmuck, und die Menſchen ſtrömten herbei, um ihrem Wohlthäter für die Rettung zu danken. Der König wußte nicht, wie er den Seher belohnen ſolle; er wollte ihm die Hälfte ſeines Königreichs ſchenken. Allein dieſer ſprach: „Ich begehre keinen Lohn, um ſo weniger die Hälfte Deines Königreichs. Sei Du

König und herrſche, wie es ſich gebührt, ich will in meine einſame, friedliche Hütte zurückkehren."

Und er ſchied, und kehrte in ſeine Hütte zurück.

Raraſch und Schotek.[19]

1.

In Bechar war ein Bauer. Als er einſt in die nahe Stadt zu Markte ging, ſah er auf dem Felde unter einem wilden Birnbaum ein Huhn; es war ſchwarz und ganz durchnäßt, zitterte vor Kälte und ſchrie, als ob es den Pips hätte. Der Bauer nahm's unter den Mantel, trug's nach Hauſe und ſetzte es hinter den Ofen, damit es trocken würde; dann ließ er es auf den Hof unter die übrigen Hühner.

Des Nachts als ſchon Alles ſchlief, hörte der Bauer in der Kammer ein Gepolter und gleich darauf eine durchdringende Stimme, halb wie eines Menſchen, halb wie eines Huhnes Stimme: „Gevatter, ich hab' Euch Kartoffeln gebracht!" Der Bauer ſprang aus dem Bette und lief ganz verwundert in die Kammer, um zu ſehen, was das ſei. Er öffnet die Thür und ſieht ein feuriges Huhn, das auf einigen Kartoffelhaufen umherfliegt, von einem auf den andern. Ehe er jedoch von ſeinem Schrecken zu ſich kam, war es verſchwunden.

In der folgenden Nacht hörte er wieder ein Gepolter und den Ruf: „Gevatter, ich hab' Euch Weizen gebracht, Korn und Gerſte!" Der Bauer ſtand nicht mehr auf, er fürchtete ſich; aber bei Tage fand er wirklich in der Kammer drei Getreidehaufen, einen Haufen Weizen, einen Haufen Korn und einen Haufen Gerſte. „Das könnt' ich brauchen — den Teufel im Haus! O daß ich die Beſtie nicht dort gelaſſen!" ſprach der Bauer bei ſich. Er nahm Schaufel und Beſen, und warf und kehrte all' das Getreide auf den Miſt ſammt den Kartoffeln. Er war ein ehrlicher Mann und achtete auf einen guten Leumund, und darum hatte er Angſt, die Nachbarn könnten Etwas davon erfahren; doch wußte er ſich keinen Rath.

Allein die Nachbarn erfuhren es dennoch; ſie bemerkten, wie des Nachts ein Feuerbüſchel in des Bauers Haus flog, ohne es anzuzünden, und bei Tage ſahen ſie das ſchwarze Huhn unter den übrigen Hühnern auf dem Hofe umher laufen. Da ging gleich im ganzen Dorfe das Gerede, der Bauer halte es mit dem Teufel. Einigen ſchien das ſonderbar, weil ſie ihn von jeher als einen ehrlichen Mann kannten; ſie beſchloſſen daher, ihn vor ſolchem Unglück zu warnen. Sie gingen zu ihm, und er entdeckte ihnen aufrichtig Alles, was und wie es geſchehen war, und bat, ſie möchten ihm rathen, auf welche Art er des Uebels los werden könnte. „Wie, rathen? Schlagt die Beſtie todt!“ ſagte ein junger Bauer, und ergriff ſelbſt ein Scheit Holz und ſchleuderte es nach dem Huhne. Aber in demſelben Augenblicke ſprang ihm das Huhn auf den Rücken, und puffte auf ihn los, wie mit einem Scheit Holz, daß ihm grün und gelb vor den Augen wurde, und bei jedem Schlage rief es: „Ich bin Raraſch — Raraſch — Raraſch!“

Hierauf riethen einige dem Bauer, er möchte ſein Haus verkaufen und fortziehen, Raraſch werde dann zurückbleiben. Der Bauer griff das ſogleich auf und ſuchte einen Käufer; allein Niemand wollte das Haus mit dem Raraſch kaufen. Der Bauer nahm ſich vor, ſich um jeden Preis von Raraſch zu befreien. Er verkaufte ſein Getreide, ſein Vieh und Alles, was er entbehren konnte, kaufte ſich ein anderes Haus in einem anderen Dorfe und zog fort. Und als er ſchon zum letzten Mal mit ſeinem Wagen gekommen, um Bottiche, Mulden, Eggen und anderes derartiges Geräthe aufzuladen, ging er, und zündete ſelbſt ſein ſtrohgedecktes Haus an zwei Enden an. Es ſtand für ſich, und Niemand konnte Schaden leiden. „Verbrenn' dort, Teufel!“ ſprach der Bauer bei ſich, und ſchnalzte mit der Peitſche; „für den Platz werd' ich wohl noch etwas erhalten.“

„He, he, he!“ meldete ſich was hinten im Wagen. Der Bauer ſchaut hin — auf der Senſenſtange ſaß das ſchwarze Huhn, ſchlug mit Flügeln, und begann zu ſingen:

„Wir wandern fort, wir ziehen aus,
Wir ziehen in ein and'res Haus,
Wir ziehen aus, wir wandern fort,
Und ſtehlen an einem andern Ort.“

Dem Bauer war, als ob ihn der Schlag getroffen; er wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihm bei, ob ſich Raraſch nicht bewegen ließe, ſelbſt fortzugehen, wenn er ihn gut füttern würde. Sogleich befahl er ſeinem Weibe, ihm täglich einen Teller guter Milch zu geben und drei Stück Kuchen dazu. Raraſch befand ſich wohl; doch ſchien es nicht daß er Luſt fühle, ſich fortzupacken. Eines Abends kommt der Knecht vom Felde nach Hauſe, und ſieht auf der Stiege die drei Stück Kuchen, welche die Bäuerin für Raraſch hingelegt. Er ſchleicht hinzu, nimmt eins nach dem andern und ißt ſie auf. „Beſſer, ich eſſe ſie, als die Beſtie," denkt er bei ſich; „wer wird auch etwas davon erfahren!" Aber in dem Augenblicke ſaß ihm Raraſch ſchon auf dem Rücken und ſchrie: „Ein Stück, zwei Stück, drei Stück Kuchen hat der Knecht gegeſſen!" Und dabei verſetzte er ihm jedesmal einen Puff, daß der Knecht ſpäter noch lange daran dachte.

Des nächſten Morgens, als der Bauer aufſtand und den Knecht zur Arbeit wecken ging, fand er ihn ganz zerſchlagen, daß er ſich kaum rühren konnte. Und als er von ihm gehört, was geſchehen, ging er zu Raraſch, und bat ihn, er möchte ihn verlaſſen, ſonſt würde kein Knecht bei ihm dienen wollen.

„He, he, he!" kicherte Raraſch und ſprach: „Bringſt Du mich wieder dorthin, wo Du mich genommen, komm' ich nicht mehr zu Dir." Der Bauer nahm auf der Stelle ſeinen Mantel, und trug das Huhn wieder unter den Birnbaum, wo er's gefunden, und nachher hatte er vor Raraſch Ruhe bis an ſein Ende.

2.

In Libknic in der Schäferei hielt ſich Raraſch gleichfalls auf, dort aber hießen ſie ihn Schotek. Er ſah wie ein kleiner Knabe aus, nur hatte er an Händen und Füßen Klauen, und die Leute erzählten ſich viele luſtige Streiche von ihm. Gern hetzte er die Hunde, Katzen, Truthühner. Den Knechten und Mägden that er nichts Gutes, und wenn ſie etwas Geheimes zuſammen hatten, verrieth er's gleich; d'rum war auch das Geſinde übel auf ihn zu ſprechen. Aber der Schafmeiſter ließ nichts auf ihn kommen; denn die ganze Zeit

hindurch, wo Schotek da war, erkrankte kein einziges Schaf. Im Winter des Abends saß Schotek gewöhnlich hinter dem Ofen und wärmte sich, und wenn die Magd Spreu brühen kam, sprang er immer vom Ofen in den Bottich und rief: „Hops in die Spreu!“

Einst jedoch richtete er sich übel zu. Die Magd brachte wie gewöhnlich den Spreubottich, hatte aber früher kochendes Wasser hineingegossen und nur oben Spreu darauf gethan. „Hops in die Spreu!“ rief Schotek, war aber in demselben Augenblicke schon wieder aus dem Bottich, und schrie und heulte vor Schmerz. Das Gesinde lachte, daß Alles zitterte. Allein Schotek rächte sich dafür an der Magd. Als sie einst die Leiter hinan auf den Boden stieg, verwickelte er sie so in die Sproſſen, daß man ihr zu Hilfe kommen mußte und Mühe hatte, sie wieder loszumachen.

Im Sommer schliefen die Leute des Schafmeisters auf dem Boden. Einst des Nachts kam Schotek auch dahin, kroch zur Hälfte auf die Leiter, und hetzte die Hunde, die unten im Hofe lagen. Er streckte ihnen einen Fuß nach dem andern entgegen und rief beständig: „Hier ein Fuß, da ein Fuß, bei welchem fangt Ihr mich früher?“ Die Hunde bellten wie besessen. Die Knechte verdroß es bereits, daß er ihnen keine Ruhe lasse, und Einer stand auf, nahm ein Bündel Heu, und schleuderte den lieben Schotek mit dem Bündel von der Leiter hinab. Die Hunde fuhren alsbald auf ihn los, und begrüßten ihn schlecht; kaum entkam er ihren Zähnen. Der Knecht wußte, daß Rache seiner harre, und darum nahm er sich vor Schotek in Acht, und wich ihm schon von Weitem aus; allein es half ihm nichts. Einst weidete er auf den Gemeindegründen bei der Wiese, und setzte sich auf der Wiese neben einem Heuschober hin. Plötzlich entsteht ein Geräusch über seinem Kopfe, und eh' er sich's versieht, ist er mit Heu überschüttet, das ihm zwischen den Haaren kleben bleibt. Der Knecht erhebt ein Geschrei, die Mäher laufen herzu; doch welche Mühe sie auch anwenden, sie können das Heu nicht aus seinen Haaren schaffen, so fest ist es mit den Haaren verschlungen. Der arme Knecht mußte sich den Kopf kahl scheeren lassen. Und als er dann wieder die Heerde auf die Weide trieb, und auf den Gemeindegründen unter einen wilden Birnbaum kam, saß Schotek oben, und

ſchabte ihm Rübchen, indem er ihm zurief: „Kahlkopf! Kahlkopf! Kahlkopf! He, he, he!“

3.

Einen armen Bauer traf ein großes Unglück: der Hagel richtete ſein Feld ſo arg zu, daß kein einziger Halm ganz blieb. Der Bauer ging traurig bei ſeinem Felde umher, ſein Zuſtand grenzte an Verzweiflung. Da begegnet ihm ein Burſche, der ihn anhält und fragt: „Wollt Ihr mich nicht als Knecht in Euren Dienſt nehmen?“ Der Bauer blickt ihn an und ſpricht: „Werde ſelbſt nichts zu eſſen haben. Da ſieh meine heurige Ernte!“ und dabei zeigt er auf das vom Hagel heimgeſuchte Feld. „Nehmt mich nur auf,“ redet ihm der Burſche zu, „Ihr werdet es nicht bereuen.“ Es war Raraſch. Der Bauer ließ ſich endlich bereden und nahm ihn auf.

Als ſie nach Hauſe kamen, ſagte der Knecht: „Herr, ich will in die Mühle fahren!“ — „Was willſt Du denn mahlen? Hab' ja kein Körnchen Getreide,“ entgegnete der Bauer. — „Ihr habt auf der Emporſcheune oben Stroh. Gebt mir nur zwölf Säcke.“ — „Nun, wenn Du aus dem Stroh etwas herauszudreſchen meinſt, in Gottes Namen!“ Der Knecht ging, ſchnitt das Stroh zu Häckerling, füllte den Häckerling in die Säcke, lud dieſe auf den Wagen und fuhr. Es war ſchon ſpät Abends und hübſch dunkel, als er in die Mühle kam. Der Müller hatte auf dem Schüttboden zwölf in Säcke gefüllte Scheffel Getreide, das er den Mahlgäſten weggeſtohlen: er wollte damit Morgens auf den Markt. Raraſch ſchüttete das Getreide in ſeine Säcke, und in des Müllers Säcke ſchüttete er den Häckerling. Dann mahlte er, bezahlte das Mahlgeld und fuhr nach Hauſe.

Der Bauer hatte zwei Pferde; ſie waren jedoch ſo ſchlecht, daß ſie kaum die Füße ſchleppten. „Herr,“ ſagte eines Tages der Knecht zu ihm, „wollt Ihr für die Mähren nicht beſſere Pferde kaufen?“ — „Ei warum nicht!“ entgegnete der Bauer, „aber wie?“ — „Dafür laßt *mich* ſorgen!“ Der Bauer willigte ein. Der Knecht ging, ſchlug die beiden alten Pferde todt und zog ihnen die Haut ab. Dann nahm er die Häute auf die Schulter und begab ſich geraden Weges

in das Wirthshaus. Es war ſchon Abend, als er hinkam. Im Wirthshaus gab's Lärm und Rauch genug, auf dem langen Tiſche brannte ein Licht, und dabei ſtanden viele Gläſer, volle und leere; bei dem einen ſaß der Lohgerber des Ortes. „Kauft die Häute da!“ ſagte der Knecht zu dem Lohgerber. „Das möcht' ich wohl, hab' aber kein Geld bei mir.“ — „Ich will mit Euch nach Hauſe gehen, wir wollen des Handels ſchon einig werden,“ erwiederte der Knecht. Der Lohgerber erhob ſich und ging.

Der Lohgerber hatte eine hübſche Frau, und wenn er des Abends nicht zu Hauſe war, pflegte ſie der Herr Amtmann zu beſuchen; die Lohgerberin briet ihm Hühner, ohne daß ihr Mann davon wußte. Eben heute ſaß der Amtmann wieder bei ihr, als der Lohgerber außen an das Thor klopfte. „Wer iſt's?“ — „Ich bin's, mach' auf!“ Die Lohgerberin erſchrak. „Um des Himmels willen, mein Mann!“ Der Amtmann ſprang in den alten, leeren Schrank, die Lohgerberin verſperrte ihn, zog den Schlüſſel ab, ſteckte das Huhn in die Röhre und ging dann öffnen. Der Lohgerber trat ein, und muſterte die Häute: „Nun, was iſt der Preis?“ — „Gebt mir da den alten Schrank dafür!“ — „Wenn er Euch recht iſt, meinethalben!“ — „Um des Himmels willen, Mann,“ ſchrie die Lohgerberin, „gieb nicht den alten Schrank her! Er iſt ein Andenken der ſeligen Großmutter, der Segen kommt aus unſrem Hauſe!“ — „Wirſt Du ſchweigen?“ donnerte der Lohgerber. „So viel Weſen mit dem alten Rumpelkaſten!“ Und der Burſche trug den Schrank davon.

Er trug ihn vor das Dorf bis auf die Brücke bei der Mühle. Die Mühlräder klapperten und das Waſſer unter dem Wehr rauſchte. Der Burſche ſtellte den Schrank auf die Bruſtlehne und ſprach: „Du ſtehſt nicht dafür, daß ich Dich weiter trage.“ Dann klopfte er an den Schrank: „He, Brüderchen, kannſt Du ſchwimmen?“ Der Amtmann im Schrank begann zu bitten, er ſolle ihn hinauslaſſen, er wolle ihm hundert Stück Ducaten geben. „Her damit!“ ſagte der Burſche, öffnete den Schrank, und der Amtmann zählte ihm die Ducaten auf den Hut. „Danke Gott, daß Du ſo wohlfeil weggekommen,“ ſagte der Burſche, und ſtrich das Geld zuſammen. „Ein andermal

kriech' nicht in fremde Schränke, daß Dir nichts Aergeres widerfahre!" Der Herr Amtmann verſchwor ſich, das Haus des Lohgerbers in ſeinem ganzen Leben nie mehr zu betreten.

Hierauf nahm Rarasch den Schrank und trug ihn wieder zu dem Lohgerber. „Damit Eurer Frau nicht das Herz wehthue," ſprach er, „ſo bring' ich den Schrank wieder. „Ich hab' mich anders beſonnen. Gebt mir lieber Geld, oder ſtellt mir die Häute zurück!" Der Lohgerber ward mit ihm Handels einig und ging in die Kammer, um das Geld zu holen. „Die Schaale iſt rein, der Teufel hat den Kern geholt!" raunte der Burſche der Lohgerberin zu. — „Um des Himmels willen, Ihr habt ihm doch nichts angethan?" — „Nein, doch ſoll's geſchehen," ſprach der Burſche, „wenn Ihr den Schrank noch einmal vor Eurem Manne verſperrt." Indeſſen kam der Lohgerber und zählte das Geld auf den Tiſch. „Hörmahr, Ihr habt eine wackere Frau," ſagte der Burſche zu ihm. „Ich ſoll Euch grüßen, Ihr möchtet hübſch zu Hauſe bleiben und nicht in's Wirthshaus gehen; ſie würde manchmal gern ein Hühnchen für Euch braten. Heut' hat ſie eins für Euch gebraten, fürchtet ſich aber, Ihr möchtet böſe ſein." — „Hm, was ſollt' ich böſe ſein?" meinte der Lohgerber. — „Nun, ſo geht Frau, geht, und bringt ihm das Huhn aus der Röhre!" Die Lohgerberin mußte gehen und das Huhn bringen, das ſie für den Amtmann gebraten. Der Lohgerber war froh, daß ſeine Frau ihn ſo lieb habe, und nahm ſich vor, nicht mehr in's Wirthshaus zu gehen; und die Lohgerberin war froh, daß ſie ſo gut weggekommen, und nahm ſich, niemals wieder für den Herrn zu kochen, ohne daß ihr Mann dabei wäre.

So verſchaffte Rarasch dem Bauer Geld. Der Bauer kaufte ſich junge Pferde, nahm ſeine Wirthſchaft gehörig ein, und bezahlte er dem Burſchen ſein Geld hatte, gedenkt er ihm zu Nichts. Aber der Burſche war auch nicht müßig. Er ſah Alles genau, und er dachte; nun Gelegenheit wollte er nicht ſuchen, und ganz natürlich, daß auf jedem Gaſtmahlen ein Reicher iſt.

Die Waldfrau.[20])

Lieschen war noch ein ganz junges Mädchen. Ihre Mutter war eine Wittwe, und beſaß nicht mehr, als eine armſelige Hütte und zwei Ziegen, aber Lieschen war doch immer frohen Muthes. Vom Frühling bis zum Herbſte weidete ſie die Ziegen beim Birkenwald. Wenn ſie aus dem Hauſe ging, ſteckte ihr die Mutter ein Stück Brot in die Tragtaſche, und dazu eine Spindel, indem ſie ihr befahl: „Sei fein fleißig!“ Weil ſie keinen Spinnrocken hatte, ſchlang ſie ihr den Flachs um den Kopf. Lieschen nahm die Taſche, und hüpfte fröhlich ſingend hinter den Ziegen zum Birkenwald. Wenn ſie hinkamen, gingen die Ziegen weiden; Lieschen ſetzte ſich unter einen Baum, zog mit der Linken die Fäden vom Kopfe, der ihr als Spinnrocken diente, und mit der Rechten drehte ſie die Spindel, daß dieſe luſtig an dem Boden hinſchnurrte. Dabei ſang ſie, daß der Wald erſcholl. Stand die Sonne im Mittag, ſo legte ſie die Spindel bei Seite, rief die Ziegen, gab ihnen vom Brote, damit ſie ihr nicht wegliefen, und hüpfte in den Wald, um Erdbeeren oder anderes Obſt zu ſuchen, wie's eben an der Zeit war, um ein Gericht zum Brote zu haben. Hatte ſie gegeſſen, ſo tanzte ſie, indem ſie die Hände übereinander legte. Die Sonne lachte dann durch die grünen Bäume nieder, und die Ziegen machten ſich's im Graſe bequem und dachten: „Wir haben doch eine fröhliche Hirtin!“ Nach dem Tanze ſpann ſie wieder fleißig, und wenn ſie Abends nach Hauſe kam, brauchte die Mutter niemals zu ſchelten, daß die Spindel nicht voll ſei.

Einſt als ſie ihrer Gewohnheit gemäß eben zur Mittagszeit ſich nach dem einfachen Mahle zum Tanz anſchickte, ſtand plötzlich eine wunderſchöne Frau vor ihr. Sie hatte ein weißes Gewand, dünn wie ein Spinnengewebe; von dem Haupte bis zum Gürtel floſſen ihr goldene Haare herab, und auf dem Haupte trug ſie einen Kranz von Waldblumen. Lieschen erſchrak.

Die Frau lächelte ſie an, und ſprach mit lieblicher Stimme zu ihr: „Lieschen, tanzeſt Du gern?“ Als die Frau ſo freundlich zu

ihr sprach, wich Lieschens Schrecken, und sie erwiederte: „O ich möchte den ganzen Tag tanzen!"

„Komm denn, tanzen wir mit einander, ich will Dich's lehren," sprach die Frau, schürzte das Gewand, faßte Lieschen und begann mit ihr zu tanzen. Als sie sich im Kreise zu drehen anfingen, ließ sich über ihnen eine so süße Musik hören, daß Lieschens Herz in Wonne schmolz. Die Spielleute saßen auf den Zweigen der Birken in schwarzen, aschgrauen, braunen und bunten Röckchen. Es war ein Chor von auserlesenen Spielleuten, der sich auf den Wink der schönen Frau versammelt hatte: Nachtigallen, Lerchen, Finken, Stieglitze, Grünlinge, Drosseln, Amseln und die kunstreiche Grasmücke. Lieschens Wangen glühten, ihre Augen strahlten, sie vergaß ihrer Aufgabe und ihrer Ziegen, und schaute nur auf ihre Gefährtin, die sich *vor* ihr, *um* sie in den reizendsten Bewegungen drehte und so leicht, daß sich das Gras unter ihren zarten Füßen gar nicht beugte. Sie tanzten vom Mittag bis zum Abend, Lieschens Füße ermüdeten nicht und thaten ihr nicht weh. Da hielt die schöne Frau inne, die Musik schwieg — und wie die Frau gekommen, so verschwand sie. Lieschen blickte um sich, die Sonne neigte sich hinter den Wald — und Lieschen schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und indem sie an den ungesponnenen Flachs griff, gedachte sie der Spindel, die auf dem Boden lag und nicht voll war. Sie nahm den Flachs vom Kopfe, steckte ihn sammt der Spindel in die Tasche, rief die Ziegen und trieb sie nach Hause. Sie sang auf dem Wege nicht, sondern machte sich bittere Vorwürfe, daß sie sich von der schönen Frau hatte berücken lassen, und nahm sich vor, wenn die Frau wieder zu ihr käme, ihr nicht mehr zu folgen. Die Ziegen, die keinen fröhlichen Gesang hinter sich hörten, sahen sich um, ob ihre Herrin wirklich nachschreite. Auch die Mutter wunderte sich, und fragte die Tochter, ob sie krank sei, da sie nicht singe. „Nein, Mütterchen, ich bin nicht krank. Der Hals ist mir vom Singen trocken geworden, darum sing' ich nicht," entschuldigte sich Lieschen, und ging, die Spindel und den ungesponnenen Flachs zu bewahren. Sie wußte, daß die Mutter das Garn nicht sogleich aufweise, und wollte am folgenden Tage ein-

ſchifft mich zu dem Zauberer, der ſich ſchon ſo oft vergebens um mich bemüht hat. Nun, Gott befohlen!"

Da der Seher ſah, daß die Prinzeſſin dem Zauberer nicht gewogen ſei, begann er ihr ſanft zuzureden, ſie möchte ſich deſſen Zutrauen erwerben, damit ſie erführe, worin ſeine Kraft liege; er wolle ihr dann zur Freiheit verhelfen.

Als der Diener dem Herrn die Prinzeſſin brachte, war deſſen Freude unausſprechlich, und als ſie ihm Liebe zeigte, war er ganz von Sinnen. Er hätte ihr Alles gegeben, ihr Alles zu Willen gethan; kein Wunder alſo, daß er ihr auf vieles Bitten auch ſein Geheimniß verrieth. „In dem Walde dort," ſprach er, „iſt ein großer Baum; unter dem Baume weidet ein Hirſch, in dem Hirſch iſt eine Ente, in der Ente iſt ein goldenes Ei und in dem Ei iſt meine Kraft; denn in ihm iſt mein Herz." Als der Zauberer dies ſeiner Gemahlin unter dem Siegel des ſtrengſten Geheimniſſes vertraut hatte, erzählte ſie's dem Seher.

Der Seher bedurfte nicht mehr. Er bewaffnete ſich und begab ſich in den Wald. Er fand den großen Baum, fand den Hirſch, der unter dem Baume weidete. Er zielte ſchoß, und der Hirſch ſtürzte nieder. Dann ſprang er hinzu, nahm aus ihm die Ente heraus, aus der Ente das Ei, trank das Ei aus, und des Zauberers Kraft war dahin. Der Zauberer ward ſchwach, wie ein Kind, denn all ſeine Kraft war in den Seher übergegangen. Dieſer kam, ſchenkte der Prinzeſſin die Freiheit zur Rückkehr in ihren Palaſt, nahm das Sonnenroß, ſchwang ſich darauf und eilte mit ihm zu dem König, dem es gehörte.

Er mußte einen guten Theil der Welt durcheilen, bevor er zu der Grenze des dunkeln Königreichs gelangte, wo er auch den vorausgeſchickten Diener traf. Als ſie die Grenze überſchritten, ergoſſen ſich ringsum die Strahlen des Sonnenroſſes, erleuchteten weit und breit das Land, das ſchon ſo lange in undurchdringliche Finſterniß gehüllt war, und erfreuten die Herzen der geplagten Menſchen. Alles lebte neu auf, die Fluren lachten im Frühlingsſchmuck, und die Menſchen ſtrömten herbei, um ihrem Wohlthäter für die Rettung zu danken. Der König wußte nicht, wie er den Seher belohnen ſolle; er wollte ihm die Hälfte ſeines Königreichs ſchenken. Allein dieſer ſprach: „Ich begehre keinen Lohn, um ſo weniger die Hälfte Deines Königreichs. Sei Du

König und herrſche, wie es ſich gebührt, ich will in meine einſame, friedliche Hütte zurückkehren."

Und er ſchied, und kehrte in ſeine Hütte zurück.

Karaſch und Schotek,[19])

1.

In Bêchar war ein Bauer. Als er einſt in die nahe Stadt zu Markte ging, ſah er auf dem Felde unter einem wilden Birnbaum ein Huhn; es war ſchwarz und ganz durchnäßt, zitterte vor Kälte und ſchrie, als ob es den Pips hätte. Der Bauer nahm's unter den Mantel, trug's nach Hauſe und ſetzte es hinter den Ofen, damit es trocken würde; dann ließ er es auf den Hof unter die übrigen Hühner.

Des Nachts als ſchon Alles ſchlief, hörte der Bauer in der Kammer ein Gepolter und gleich darauf eine durchdringende Stimme, halb wie eines Menſchen, halb wie eines Huhnes Stimme: „Gevatter, ich hab' Euch Kartoffeln gebracht!" Der Bauer ſprang aus dem Bette und lief ganz verwundert in die Kammer, um zu ſehen, was das ſei. Er öffnet die Thür und ſieht ein feuriges Huhn, das auf einigen Kartoffelhaufen umherfliegt, von einem auf den andern. Ehe er jedoch von ſeinem Schrecken zu ſich kam, war es verſchwunden.

In der folgenden Nacht hörte er wieder ein Gepolter und den Ruf: „Gevatter, ich hab' Euch Weizen gebracht, Korn und Gerſte!" Der Bauer ſtand nicht mehr auf, er fürchtete ſich; aber bei Tage fand er wirklich in der Kammer drei Getreidehaufen, einen Haufen Weizen, einen Haufen Korn und einen Haufen Gerſte. „Das könnt' ich brauchen — den Teufel im Haus! O daß ich die Beſtie nicht dort gelaſſen!" ſprach der Bauer bei ſich. Er nahm Schaufel und Beſen, und warf und kehrte all' das Getreide auf den Miſt ſammt den Kartoffeln. Er war ein ehrlicher Mann und achtete auf einen guten Leumund, und darum hatte er Angſt, die Nachbarn könnten Etwas davon erfahren; doch wußte er ſich keinen Rath.

Allein die Nachbarn erfuhren es dennoch; ſie bemerkten, wie des Nachts ein Feuerbüſchel in des Bauers Haus flog, ohne es anzuzünden, und bei Tage ſahen ſie das ſchwarze Huhn unter den übrigen Hühnern auf dem Hofe umher laufen. Da ging gleich im ganzen Dorfe das Gerede, der Bauer halte es mit dem Teufel. Einigen ſchien das ſonderbar, weil ſie ihn von jeher als einen ehrlichen Mann kannten; ſie beſchloſſen daher, ihn vor ſolchem Unglück zu warnen. Sie gingen zu ihm, und er entdeckte ihnen aufrichtig Alles, was und wie es geſchehen war, und bat, ſie möchten ihm rathen, auf welche Art er des Uebels los werden könnte. „Wie, rathen? Schlagt die Beſtie todt!“ ſagte ein junger Bauer, und ergriff ſelbſt ein Scheit Holz und ſchleuderte es nach dem Huhne. Aber in demſelben Augenblicke ſprang ihm das Huhn auf den Rücken, und puffte auf ihn los, wie mit einem Scheit Holz, daß ihm grün und gelb vor den Augen wurde, und bei jedem Schlage rief es: „Ich bin Raraſch — Raraſch — Raraſch!“

Hierauf riethen einige dem Bauer, er möchte ſein Haus verkaufen und fortziehen, Raraſch werde dann zurückbleiben. Der Bauer griff das ſogleich auf und ſuchte einen Käufer; allein Niemand wollte das Haus mit dem Raraſch kaufen. Der Bauer nahm ſich vor, ſich um jeden Preis von Raraſch zu befreien. Er verkaufte ſein Getreide, ſein Vieh und Alles, was er entbehren konnte, kaufte ſich ein anderes Haus in einem anderen Dorfe und zog fort. Und als er ſchon zum letzten Mal mit ſeinem Wagen gekommen, um Bottiche, Mulden, Eggen und anderes derartiges Geräthe aufzuladen, ging er, und zündete ſelbſt ſein ſtrohgedecktes Haus an zwei Enden an. Es ſtand für ſich, und Niemand konnte Schaden leiden. „Verbrenn' dort, Teufel!“ ſprach der Bauer bei ſich, und ſchnalzte mit der Peitſche; „für den Platz werd' ich wohl noch etwas erhalten.“

„He, he, he!“ meldete ſich was hinten im Wagen. Der Bauer ſchaut hin — auf der Senſenſtange ſaß das ſchwarze Huhn, ſchlug mit Flügeln, und begann zu ſingen:

„Wir wandern fort, wir ziehen aus,
Wir ziehen in ein and're Haus,
Wir ziehen aus, wir wandern fort,
Und ſtehlen an einem andern Ort.“

Dem Bauer war, als ob ihn der Schlag getroffen; er wußte nicht, was anzufangen. Da fiel ihm bei, ob ſich Raraſch nicht bewegen ließe, ſelbſt fortzugehen, wenn er ihn gut füttern würde. Sogleich befahl er ſeinem Weibe, ihm täglich einen Teller guter Milch zu geben und drei Stück Kuchen dazu. Raraſch befand ſich wohl; doch ſchien es nicht daß er Luſt fühle, ſich fortzupacken. Eines Abends kommt der Knecht vom Felde nach Hauſe, und ſieht auf der Stiege die drei Stück Kuchen, welche die Bäuerin für Raraſch hingelegt. Er ſchleicht hinzu, nimmt eins nach dem andern und ißt ſie auf. „Beſſer, ich eſſe ſie, als die Beſtie," denkt er bei ſich; „wer wird auch etwas davon erfahren!" Aber in dem Augenblicke ſaß ihm Raraſch ſchon auf dem Rücken und ſchrie: „Ein Stück, zwei Stück, drei Stück Kuchen hat der Knecht gegeſſen!" Und dabei verſetzte er ihm jedesmal einen Puff, daß der Knecht ſpäter noch lange daran dachte.

Des nächſten Morgens, als der Bauer aufſtand und den Knecht zur Arbeit wecken ging, fand er ihn ganz zerſchlagen, daß er ſich kaum rühren konnte. Und als er von ihm gehört, was geſchehen, ging er zu Raraſch, und bat ihn, er möchte ihn verlaſſen, ſonſt würde kein Knecht bei ihm dienen wollen.

„He, he, he!" kicherte Raraſch und ſprach: „Bringſt Du mich wieder dorthin, wo Du mich genommen, komm' ich nicht mehr zu Dir." Der Bauer nahm auf der Stelle ſeinen Mantel, und trug das Huhn wieder unter den Birnbaum, wo er's gefunden, und nachher hatte er vor Raraſch Ruhe bis an ſein Ende.

2.

In Libčnic in der Schäferei hielt ſich Raraſch gleichfalls auf, dort aber hießen ſie ihn Schotek. Er ſah wie ein kleiner Knabe aus, nur hatte er an Händen und Füßen Klauen, und die Leute erzählten ſich viele luſtige Streiche von ihm. Gern hetzte er die Hunde, Katzen, Truthühner. Den Knechten und Mägden that er nichts Gutes, und wenn ſie etwas Geheimes zuſammen hatten, verrieth er's gleich; d'rum war auch das Geſinde übel auf ihn zu ſprechen. Aber der Schafmeiſter ließ nichts auf ihn kommen; denn die ganze Zeit

hindurch, wo Schotek da war, erkrankte kein einziges Schaf. Im Winter des Abends saß Schotek gewöhnlich hinter dem Ofen und wärmte sich, und wenn die Magd Spreu brühen kam, sprang er immer vom Ofen in den Bottich und rief: „Hops in die Spreu!"

Einst jedoch richtete er sich übel zu. Die Magd brachte wie gewöhnlich den Spreubottich, hatte aber früher kochendes Wasser hineingegossen und nur oben Spreu darauf gethan. „Hops in die Spreu!" rief Schotek, war aber in demselben Augenblicke schon wieder aus dem Bottich, und schrie und heulte vor Schmerz. Das Gesinde lachte, daß Alles zitterte. Allein Schotek rächte sich dafür an der Magd. Als sie einst die Leiter hinan auf den Boden stieg, verwickelte er sie so in die Sprossen, daß man ihr zu Hilfe kommen mußte und Mühe hatte, sie wieder loszumachen.

Im Sommer schliefen die Leute des Schafmeisters auf dem Boden. Einst des Nachts kam Schotek auch dahin, kroch zur Hälfte auf die Leiter, und hetzte die Hunde, die unten im Hofe lagen. Er streckte ihnen einen Fuß nach dem andern entgegen und rief beständig: „Hier ein Fuß, da ein Fuß, bei welchem fangt Ihr mich früher?" Die Hunde bellten wie besessen. Die Knechte verdroß es bereits, daß er ihnen keine Ruhe lasse, und Einer stand auf, nahm ein Bündel Heu, und schleuderte den lieben Schotek mit dem Bündel von der Leiter hinab. Die Hunde fuhren alsbald auf ihn los, und begrüßten ihn schlecht; kaum entkam er ihren Zähnen. Der Knecht wußte, daß Rache seiner harre, und darum nahm er sich vor Schotek in Acht, und wich ihm schon von Weitem aus; allein es half ihm nichts. Einst weidete er auf den Gemeindegründen bei der Wiese, und setzte sich auf der Wiese neben einem Heuschober hin. Plötzlich entsteht ein Geräusch über seinem Kopfe, und eh' er sich's versieht, ist er mit Heu überschüttet, das ihm zwischen den Haaren kleben bleibt. Der Knecht erhebt ein Geschrei, die Mäher laufen herzu; doch welche Mühe sie auch anwenden, sie können das Heu nicht aus seinen Haaren schaffen, so fest ist es mit den Haaren verschlungen. Der arme Knecht mußte sich den Kopf kahl scheeren lassen. Und als er dann wieder die Heerde auf die Weide trieb, und auf den Gemeindegründen unter einen wilden Birnbaum kam, saß Schotek oben, und

ſchabte ihm Rübchen, indem er ihm zurief: „Kahlkopf! Kahlkopf! Kahlkopf! He, he, he!“

3.

Einen armen Bauer traf ein großes Unglück: der Hagel richtete ſein Feld ſo arg zu, daß kein einziger Halm ganz blieb. Der Bauer ging traurig bei ſeinem Felde umher, ſein Zuſtand grenzte an Verzweiflung. Da begegnet ihm ein Burſche, der ihn anhält und fragt: „Wollt Ihr mich nicht als Knecht in Euren Dienſt nehmen?“ Der Bauer blickt ihn an und ſpricht: „Werde ſelbſt nichts zu eſſen haben. Da ſieh meine heurige Ernte!“ und dabei zeigt er auf das vom Hagel heimgeſuchte Feld. „Nehmt mich nur auf,“ redet ihm der Burſche zu, „Ihr werdet es nicht bereuen.“ Es war Karaſch. Der Bauer ließ ſich endlich bereden und nahm ihn auf.

Als ſie nach Hauſe kamen, ſagte der Knecht: „Herr, ich will in die Mühle fahren!“ — „Was willſt Du denn mahlen? Hab' ja kein Körnchen Getreide,“ entgegnete der Bauer. — „Ihr habt auf der Emporſcheune oben Stroh. Gebt mir nur zwölf Säcke.“ — „Nun, wenn Du aus dem Stroh etwas herauszudreſchen meinſt, in Gottes Namen!“ Der Knecht ging, ſchnitt das Stroh zu Häckerling, füllte den Häckerling in die Säcke, lud dieſe auf den Wagen und fuhr. Es war ſchon ſpät Abends und hübſch dunkel, als er in die Mühle kam. Der Müller hatte auf dem Schüttboden zwölf in Säcke gefüllte Scheffel Getreide, das er den Mahlgäſten weggeſtohlen: er wollte damit Morgens auf den Markt. Karaſch ſchüttete das Getreide in ſeine Säcke, und in des Müllers Säcke ſchüttete er den Häckerling. Dann mahlte er, bezahlte das Mahlgeld und fuhr nach Hauſe.

Der Bauer hatte zwei Pferde; ſie waren jedoch ſo ſchlecht, daß ſie kaum die Füße ſchleppten. „Herr,“ ſagte eines Tages der Knecht zu ihm, „wollt Ihr für die Mähren nicht beſſere Pferde kaufen?“ — „Ei warum nicht!“ entgegnete der Bauer, „aber wie?“ — „Dafür laßt mich ſorgen!“ Der Bauer willigte ein. Der Knecht ging, ſchlug die beiden alten Pferde todt und zog ihnen die Haut ab. Dann nahm er die Häute auf die Schulter und begab ſich geraden Weges

in das Wirthshaus. Es war ſchon Abend, als er hinkam. Im Wirthshaus gab's Lärm und Rauch genug, auf dem langen Tiſche brannte ein Licht, und dabei ſtanden viele Gläſer, volle und leere; bei dem einen ſaß der Lohgerber des Ortes. „Kauft die Häute da!" ſagte der Knecht zu dem Lohgerber. „Das möcht' ich wohl, hab' aber kein Geld bei mir." — „Ich will mit Euch nach Hauſe gehen, wir wollen des Handels ſchon einig werden," erwiederte der Knecht. Der Lohgerber erhob ſich und ging.

Der Lohgerber hatte eine hübſche Frau, und wenn er des Abends nicht zu Hauſe war, pflegte ſie der Herr Amtmann zu beſuchen; die Lohgerberin briet ihm Hühner, ohne daß ihr Mann davon wußte. Eben heute ſaß der Amtmann wieder bei ihr, als der Lohgerber außen an das Thor klopfte. „Wer iſt's?" — „Ich bin's, mach' auf!" Die Lohgerberin erſchrak. „Um des Himmels willen, mein Mann!" Der Amtmann ſprang in den alten, leeren Schrank, die Lohgerberin verſperrte ihn, zog den Schlüſſel ab, ſteckte das Huhn in die Röhre und ging dann öffnen. Der Lohgerber trat ein, und muſterte die Häute: „Nun, was iſt der Preis?" — „Gebt mir da den alten Schrank dafür!" — „Wenn er Euch recht iſt, meinethalben!" — „Um des Himmels willen, Mann," ſchrie die Lohgerberin, „gieb nicht den alten Schrank her! Er iſt ein Andenken der ſeligen Großmutter, der Segen kommt aus unſrem Hauſe!" — „Wirſt Du ſchweigen?" donnerte der Lohgerber. „So viel Weſen mit dem alten Rumpelkaſten!" Und der Burſche trug den Schrank davon.

Er trug ihn vor das Dorf bis auf die Brücke bei der Mühle. Die Mühlräder klapperten und das Waſſer unter dem Wehr rauſchte. Der Burſche ſtellte den Schrank auf die Bruſtlehne und ſprach: „Du ſtehſt nicht dafür, daß ich Dich weiter trage." Dann klopfte er an den Schrank: „He, Brüderchen, kannſt Du ſchwimmen?" Der Amtmann im Schrank begann zu bitten, er ſolle ihn hinauslaſſen, er wolle ihm hundert Stück Ducaten geben. „Her damit!" ſagte der Burſche, öffnete den Schrank, und der Amtmann zählte ihm die Ducaten auf den Hut. „Danke Gott, daß Du ſo wohlfeil weggekommen," ſagte der Burſche, und ſtrich das Geld zuſammen. „Ein andermal

kriech' nicht in fremde Schränke, daß Dir nichts Aergeres widerfahre!" Der Herr Amtmann verſchwor ſich, das Haus des Lohgerbers in ſeinem ganzen Leben nie mehr zu betreten.

Hierauf nahm Raraſch den Schrank und trug ihn wieder zu dem Lohgerber. „Damit Eurer Frau nicht das Herz wehthue," ſprach er, „ſo bring' ich den Schrank wieder. „Ich hab' mich anders beſonnen. Gebt mir lieber Geld, oder ſtellt mir die Häute zurück!" Der Lohgerber ward mit ihm Handels einig und ging in die Kammer, um das Geld zu holen. „Die Schaale iſt rein, der Teufel hat den Kern geholt!" raunte der Burſche der Lohgerberin zu. — „Um des Himmels willen, Ihr habt ihm doch nichts angethan?" — „Nein, doch ſoll's geſchehen," ſprach der Burſche, „wenn Ihr den Schrank noch einmal vor Eurem Manne verſperrt." Indeſſen kam der Lohgerber und zählte das Geld auf den Tiſch. „Fürwahr, Ihr habt eine wackere Frau," ſagte der Burſche zu ihm. „Ich ſoll Euch zureden, Ihr möchtet hübſch zu Hauſe bleiben und nicht in's Wirthshaus gehen; ſie würde manchmal gern ein Hühnchen für Euch braten. Heut' hat ſie eins für Euch gebraten, fürchtet ſich aber, Ihr möchtet böſe ſein." — „Hm, was ſollt' ich böſe ſein!" meinte der Lohgerber. — „Nun, ſo geht Frau, geht, und bringt ihm das Huhn aus der Röhre!" Die Lohgerberin mußte gehen und das Huhn bringen, das ſie für den Amtmann gebraten. Der Lohgerber war froh, daß ſeine Frau ihn ſo lieb habe, und nahm ſich vor, nicht mehr in's Wirthshaus zu gehen; und die Lohgerberin war froh, daß ſie ſo gut weggekommen, und verſchwor ſich, niemals wieder für wen Hühner zu braten, ohne daß ihr Mann davon wüßte.

So verſchaffte Raraſch dem Bauer Geld. Der Bauer kaufte ſich junge Pferde, richtete ſeine Wirthſchaft gehörig ein, und ſolang er den Burſchen bei ſich hatte, gebrach es ihm an Nichts. Aber der Burſche war auch nicht wähleriſch, er aß Alles gern, was er bekam; nur Erbſen wollte er nicht eſſen, und zwar deshalb, weil auf jedem Erbſenkorn ein Kelch iſt.

Die Waldfrau.[20])

Lieschen war noch ein ganz junges Mädchen. Ihre Mutter war eine Wittwe, und besaß nicht mehr, als eine armselige Hütte und zwei Ziegen, aber Lieschen war doch immer frohen Muthes. Vom Frühling bis zum Herbste weidete sie die Ziegen beim Birkenwald. Wenn sie aus dem Hause ging, steckte ihr die Mutter ein Stück Brot in die Tragtasche, und dazu eine Spindel, indem sie ihr befahl: „Sei fein fleißig!“ Weil sie keinen Spinnrocken hatte, schlang sie ihr den Flachs um den Kopf. Lieschen nahm die Tasche, und hüpfte fröhlich singend hinter den Ziegen zum Birkenwald. Wenn sie hinkamen, gingen die Ziegen weiden; Lieschen setzte sich unter einen Baum, zog mit der Linken die Fäden vom Kopfe, der ihr als Spinnrocken diente, und mit der Rechten drehte sie die Spindel, daß diese lustig an dem Boden hinschnurrte. Dabei sang sie, daß der Wald erscholl. Stand die Sonne im Mittag, so legte sie die Spindel bei Seite, rief die Ziegen, gab ihnen vom Brote, damit sie ihr nicht wegliefen, und hüpfte in den Wald, um Erdbeeren oder anderes Obst zu suchen, wie's eben an der Zeit war, um ein Gericht zum Brote zu haben. Hatte sie gegessen, so tanzte sie, indem sie die Hände übereinander legte. Die Sonne lachte dann durch die grünen Bäume nieder, und die Ziegen machten sich's im Grase bequem und dachten: „Wir haben doch eine fröhliche Hirtin!“ Nach dem Tanze spann sie wieder fleißig, und wenn sie Abends nach Hause kam, brauchte die Mutter niemals zu schelten, daß die Spindel nicht voll sei.

Einst als sie ihrer Gewohnheit gemäß eben zur Mittagszeit sich nach dem einfachen Mahle zum Tanz anschickte, stand plötzlich eine wunderschöne Frau vor ihr. Sie hatte ein weißes Gewand, dünn wie ein Spinnengewebe; von dem Haupte bis zum Gürtel flossen ihr goldene Haare herab, und auf dem Haupte trug sie einen Kranz von Waldblumen. Lieschen erschrak.

Die Frau lächelte sie an, und sprach mit lieblicher Stimme zu ihr: „Lieschen, tanzest Du gern?“ Als die Frau so freundlich zu

ihr sprach, wich Lieschens Schrecken, und sie erwiederte: „O ich möchte den ganzen Tag tanzen!“

„Komm denn, tanzen wir mit einander, ich will Dich's lehren,“ sprach die Frau, schürzte das Gewand, faßte Lieschen und begann mit ihr zu tanzen. Als sie sich im Kreise zu drehen anfingen, ließ sich über ihnen eine so süße Musik hören, daß Lieschens Herz in Wonne schmolz. Die Spielleute saßen auf den Zweigen der Birken in schwarzen, aschgrauen, braunen und bunten Röckchen. Es war ein Chor von auserlesenen Spielleuten, der sich auf den Wink der schönen Frau versammelt hatte: Nachtigallen, Lerchen, Finken, Stieglitze, Grünlinge, Drosseln, Amseln und die kunstreiche Grasmücke. Lieschens Wangen glühten, ihre Augen strahlten, sie vergaß ihrer Aufgabe und ihrer Ziegen, und schaute nur auf ihre Gefährtin, die sich *vor* ihr, *um* sie in den reizendsten Bewegungen drehte und so leicht, daß sich das Gras unter ihren zarten Füßen gar nicht beugte. Sie tanzten vom Mittag bis zum Abend, Lieschens Füße ermüdeten nicht und thaten ihr nicht weh. Da hielt die schöne Frau inne, die Musik schwieg — und wie die Frau gekommen, so verschwand sie. Lieschen blickte um sich, die Sonne neigte sich hinter den Wald — und Lieschen schlug die Hände über dem Kopf zusammen, und indem sie an den ungesponnenen Flachs griff, gedachte sie der Spindel, die auf dem Boden lag und nicht voll war. Sie nahm den Flachs vom Kopfe, steckte ihn sammt der Spindel in die Tasche, rief die Ziegen und trieb sie nach Hause. Sie sang auf dem Wege nicht, sondern machte sich bittere Vorwürfe, daß sie sich von der schönen Frau hatte berücken lassen, und nahm sich vor, wenn die Frau wieder zu ihr käme, ihr nicht mehr zu folgen. Die Ziegen, die keinen fröhlichen Gesang hinter sich hörten, sahen sich um, ob ihre Herrin wirklich nachschreite. Auch die Mutter wunderte sich, und fragte die Tochter, ob sie krank sei, da sie nicht singe. „Nein, Mütterchen, ich bin nicht krank. Der Hals ist mir vom Singen trocken geworden, darum sing' ich nicht,“ entschuldigte sich Lieschen, und ging, die Spindel und den ungesponnenen Flachs zu bewahren. Sie wußte, daß die Mutter das Garn nicht sogleich aufweise, und wollte am folgenden Tage ein-

bringen, was ſie an dem einen verſäumt hatte, und darum erwähnte ſie gegen die Mutter nicht das Mindeſte von der ſchönen Frau.

Des andern Tags trieb Lieschen die Ziegen, wie gewöhnlich, zum Birkenwald. Die Ziegen begannen zu weiden, und ſie ſetzte ſich unter einen Baum, und begann fleißig zu ſpinnen und zu ſingen; denn beim Singen geht die Arbeit beſſer von Statten. Die Sonne ſtand im Mittag. Lieschen gab den Ziegen vom Brote, hüpfte fort, um Erdbeeren im Walde zu ſuchen, und dann begann ſie zu Mittag zu ſchmauſen und mit den Ziegen zu ſprechen. „Ach, meine Ziegen, heut' darf ich nicht tanzen!“ ſeufzte ſie, als ſie nach dem Mahle die Broſamen im Schooß zuſammenſcharrte, und auf einen Stein legte, damit ſie die Vögel für ſich davontrügen. „Und warum dürfteſt Du nicht?“ ließ ſich eine liebliche Stimme hören, und die ſchöne Frau ſtand vor ihr, als wäre ſie aus den Wolken gefallen. Lieschen erſchrak noch mehr, als das erſte Mal, und drückte die Augen zu, um die Frau gar nicht zu ſehen; als aber die Frau die Frage wiederholte, antwortete ſie ſchüchtern: „Ach verzeiht, ſchöne Frau, ich kann nicht mit Euch tanzen! Ich würde meine Aufgabe nicht ſpinnen, und die Mutter würde mich ſchelten. Eh' heut die Sonne untergeht, muß ich einbringen, was ich geſtern verſäumt.“ — „Komm nur tanzen; eh' die Sonne untergeht, wird Dir Hilfe,“ ſprach die Frau, ſchürzte das Gewand und faßte Lieschen. Die Spielleute auf den Birken fingen an zu muſiciren und die Tänzerinnen drehten ſich im Kreiſe. Und die ſchöne Frau tanzte noch reizender, Lieschen konnte die Augen nicht von ihr wenden, und vergaß der Ziegen und ihrer Aufgabe. Jetzt hielt ſie inne, die Muſik ſchwieg, die Sonne ging unter. Lieschen ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen, um den der ungeſponnene Flachs geſchlungen war und brach in Thränen aus. Die ſchöne Frau langte nach ihrem Kopfe, nahm den Flachs herab, ſchlang ihn um einen Birkenſtamm, ergriff die Spindel und begann zu ſpinnen. Die Spindel ſchnurrte an dem Boden hin und ward ſichtlich voller, und eh' die Sonne hinter dem Walde niederſank, war aller Flachs geſponnen, auch der vom vorigen Tage. Indem ſie dem Mädchen die volle Spindel reichte, ſprach die ſchöne Frau: „Weiſ' auf und murre nicht! Denk' meiner Worte: Weiſ' auf und murre nicht!“ Hierauf

verſchwand ſie, als hätte ſie die Erde verſchlungen. Lieschen war zufrieden, und dachte unterwegs bei ſich: „Wenn ſie ſo gut iſt, will ich wieder mit ihr tanzen, ſobald ſie kommt.“ Sie ſang wieder, damit die Ziegen munter vorwärts ſchritten. Die Mutter aber empfing ſie verdrießlich; ſie hatte während des Tages das Garn aufweifen wollen und gefunden, daß die eine Spindel nicht voll geworden, und darum war ſie verdrießlich. „Was thateſt Du, Tochter, daß Du geſtern nicht Deine ganze Aufgabe ſpannſt?“ ſagte ſie tadelnd. — „Verzeiht, Mutter, ich tanzte ein wenig,“ erwiederte Lieschen demüthig, und indem ſie der Mutter die Spindel zeigte, ſetzte ſie hinzu: „Heut iſt ſie dafür übervoll.“ Die Mutter ſchwieg, ging die Ziegen melken, und Lieschen legte die Spindel an ihren Ort. Sie wollte der Mutter ihr Abenteuer erzählen, allein ſie dachte: „Nein, bis die Frau noch einmal kommt, will ich ſie fragen, wer ſie iſt, und dann ſag' ich's der Mutter.“ So dachte ſie und ſchwieg.

Des dritten Morgens trieb ſie die Ziegen, wie gewöhnlich, zum Birkenwald; die Ziegen begannen zu weiden, und Lieschen, unter einem Baume ſitzend, zu ſingen und zu ſpinnen. Die Sonne ſtand im Mittag; Lieschen legte die Spindel in's Gras, gab den Ziegen vom Brote, ſuchte keine Erdbeeren, und indem ſie die Broſamen den Vöglein hinwarf, ſagte ſie: „Liebe Ziegen, heut' will ich Euch eins vortanzen!“ Sie hüpfte, legte die Hände übereinander, und ſchon wollte ſie verſuchen, ob ſie auch ſo reizend tanzen könne, als die ſchöne Frau, da ſtand dieſe vor ihr. „Laß uns miteinander tanzen!“ ſprach ſie lächelnd zu Lieschen, und umfaßte ſie. Augenblicklich erklang die Muſik über ihren Häuptern, und die Tänzerinnen drehten ſich in leichtem Fluge. Lieschen vergaß die Spindel und die Ziegen, ſah Nichts als die ſchöne Frau, deren Leib ſich wie ein Weidenzweig nach allen Seiten bog, und hörte Nichts als die liebliche Muſik, nach deren Klängen ihre Füße von ſelbſt ſprangen. Sie tanzten vom Mittag bis zum Abend. Jetzt hielt die Frau inne und die Muſik ſchwieg. Lieschen blickte um ſich, die Sonne war hinter dem Walde. Weinend ſchlug ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen und indem ſie ſich zur Spindel wandte, die nicht voll war, wehklagte ſie, was die Mutter ſagen würde. „Gieb mir Deine

Taſche, ich will Dir erſetzen, was Du heut' verſäumt," ſprach die ſchöne Frau. Lieschen gab ihr die Taſche, und die Frau ward auf einige Augenblicke unſichtbar; dann aber reichte ſie ihr die Taſche mit den Worten: „Da, zu Hauſe ſieh hinein!" und verſchwand, als hätte ſie der Wind davon geweht. Lieschen fürchtete ſich in die Taſche zu ſehen, allein auf der Hälfte des Weges ließ es ihr doch keine Ruhe; die Taſche war ſo leicht, als ob nichts in ihr wäre; ſie mußte hinein ſehen, ob ſie die Frau nicht getäuſcht. Wie erſchrak ſie, als ſie ſah, die Taſche ſei voll — Birkenlaub. Da brach ſie erſt in Thränen aus und machte ſich Vorwürfe, daß ſie ſo leichtgläubig geweſen. In ihrer Aufwallung warf ſie die Blätter mit beiden Händen heraus und wollte die Taſche umſtürzen; dann aber dachte ſie: „Ich will das Uebrige den Ziegen unterſtreuen," und ließ einiges Laub darin. Sie fürchtete ſich, nach Hauſe zu gehen. Die Ziegen konnten ihre Herrin wieder nicht erkennen.

Die Mutter harrte bekümmert auf der Schwelle. „Um Gottes willen, was für eine Spindel Garn brachteſt Du geſtern nach Hauſe?" waren die erſten Worte der Mutter. — „Warum denn?" fragte Lieschen ängſtlich. — „Als Du Morgens fortgegangen, begann ich aufzuweifen. Ich weife auf, weife auf, die Spindel iſt beſtändig voll. Eine Strähne, zwei, drei Strähnen — die Spindel voll. Welcher böſe Geiſt hat das geſponnen! ruf' ich erzürnt, und in dem Augenblicke iſt das Garn von der Spindel fort, als wär' es weggeblaſen. Sag' mir, was das iſt?" Da geſtand Lieschen und begann von der ſchönen Frau zu erzählen. „Das war eine Waldfrau!" rief die Mutter entſetzt. „Um Mittag und Mitternacht treiben ſie ihr Weſen. Ein Glück, daß Du kein Knabe biſt, ſonſt würdeſt Du nicht lebendig aus ihren Armen entkommen ſein. Sie hätte ſo lange mit Dir getanzt, als ein Athemzug in Dir geweſen wäre, oder ſie hätte Dich zu Tode gekitzelt. Doch mit Mädchen haben ſie Erbarmen, ja beſchenken ſie oft reich. Hätteſt Du mir etwas geſagt, ſo würd' ich nicht gemurrt haben, und hätte jetzt die ganze Stube voll Garn." Da dachte Lieschen der Taſche und ihr fiel bei, es könnte doch vielleicht etwas unter dem Laube ſein. Sie nimmt die Spindel von oben weg und den ungeſponnenen Flachs, und blickt in die Taſche, blickt

noch einmal hinein und ſchreit: „Seht, Mutter. ſeht!“ Die Mutter blickt hinein und ſchlägt die Hände über dem Kopfe zuſammen. Die Birkenblätter hatten ſich in Gold verwandelt. „Sie befahl mir, erſt zu Hauſe hineinzublicken, ich gehorchte nicht.“ — „Ein Glück, daß Du nicht die ganze Taſche ausgeleert!“ meinte die Mutter. Des Morgens ging ſie ſelbſt, um an der Stelle nachzuſehen, wo Lieschen das Laub mit beiden Händen weggeworfen; allein auf dem Wege lag nur friſches Birkenlaub. Doch der Reichthum, den Lieschen nach Hauſe gebracht, war ohnehin groß genug. Die Mutter kaufte eine Wirthſchaft. Sie hatten viel Vieh. Lieschen ging in ſchöner Kleidung, ſie mußte nicht mehr Ziegen weiden; allein wie reich und froh und glücklich ſie war, nichts machte ihr ſo viel Vergnügen, als der Tanz — mit der Waldfrau. Noch oftmals ging ſie in den Birkenwald, es lockte ſie hin, ſie wünſchte ſich, die ſchöne Frau noch einmal zu ſehen — allein ſie erblickte ſie nimmer wieder.

König Iltiß.

Einſt wurden die Fröſche mit ihrer alten Verfaſſung unzufrieden; ſie quakten und quakten ſo lange, bis ſie endlich unter Quaken den langbeinigen Storch zu ihrem König wählten. Als dies die Hühner und Hennen ſahen, wollten ſie hinter den Fröſchen nicht zurückbleiben; ſie meinten, es wäre gut, wenn ſie auch ihren König hätten. Sie hielten daher einen allgemeinen Landtag und begannen ſich zu berathen. Alle waren bisher eines Sinnes geweſen. Als es aber dazu kam, wer König ſein ſolle, begannen ſie zu zanken und zu hadern; denn Niemand wollte dulden, daß der Andere über ihn herrſche, ſondern Jeder hätte ſelbſt gern über die Andern geherrſcht. Es ſtellten ſich die Hähne zum Kampfe, und hackten mit den Schnäbeln auf einander los, daß die Federn von einander ſtoben und ihre Kämme bluteten. Endlich rieth ihnen ein alter weiſer Hahn, es wäre das Beſte, wenn ſie den König Iltiß zu ihrem König nähmen;

der ſei ein gewaltiger Herr mit ſtarken Zähnen, den Jeder fürchten, und der gewiß Ruhe und Ordnung herſtellen werde. Der Rath gefiel den Hähnen, und ſie ſandten ſogleich an den Iltiß, um mit ihm einen Vertrag zu ſchließen. Als der Iltiß ihr Begehren vernommen, zeigte er ſich ſehr freundlich und bereitwillig; er verſprach ihnen auch, ſie vor dem Hühnergeier, der ihre Kinder forttrage, vor dem Marder, der ihre Eier austrinke, und vor dem Spatzen, der ihnen die Körner vor der Naſe wegſtehle, zu ſchützen, und verhieß ihnen, die ſchönen, großen Hähne zu ſeinen Kammerherren zu machen, und zu andern Würden zu erheben. Allen gefiel, was er verſprach, den Hennen und den Hähnen, und ſo ſetzten ſie den Iltiß feierlich auf den Thron, und waren froh, daß ſie einen ſo mächtigen und gütigen König hätten.

Es währte nicht lange, ſo gelüſtete den Iltiß nach einem Huhn. Um die Gemüther nicht gleich durch offenbare Gewalt zu erbittern, beſchloß er, unter irgend einem tauglichen Vorwande ein Huhn todt zu beißen, und deſſen Blut auszuſaugen. Er ließ daher einen ſchönen fetten Hahn vor ſich rufen, und fragte ihn, ob er was rieche. Der Hahn war eine gute ehrliche Haut, und ſagte aufrichtig: „Verzeiht, Herr König, ich riech' etwas, das entſetzlich ſtinkt.“ Es war dies der Geſtank, den die Iltiſſe gewöhnlich verbreiten. „Du unverſchämter Wicht,“ fuhr der Iltiß auf, „das wagſt Du Deinem König ins Geſicht zu ſagen?“ und ſchnapps! biß er ihm den Kopf ab, und ſog ihm das Blut aus. Dann ließ er einen zweiten Hahn rufen, und fragte ihn gleichfalls, ob er was rieche. Der Hahn, der ſeines Cameraden Leib ohne Kopf daliegen und des Iltiß Maul von Blut triefen ſah, merkte, daß es übel mit ihm ſtehe. Er begann vor Angſt am ganzen Leibe zu zittern, und vermochte kein Wort über die Lippen zu bringen. „Warum zitterſt Du?“ fragte ihn der Iltiß ſtreng. „Mir ſcheint, Du haſt kein gutes Gewiſſen. Sprich, was riechſt Du?“ Der Hahn raffte alle ſeine Kraft zuſammen, verneigte ſich tief, und ſagte mit feiner, ſüßer Stimme: „Herr König, ich riech' etwas, das wunderlich duftet.“ — „Tückiſcher Verräther,“ rief der Iltiß zornig, „Du willſt Deine Erbärmlichkeit mit Schmeicheleien beſchönigen?“ und ſchnapps! biß er ihm den Kopf ab, und

ſog ihm das Blut aus. Der Iltiß hatte zwar ſchon zur Genüge, allein das Spiel mit den Hähnen machte ihm Vergnügen; drum ließ er noch einen dritten Hahn vor ſich rufen, und fragte ihn ebenfalls, was er rieche. Der aber war pfiffig; er ſah zwar die zwei Leichname ohne Kopf und bemerkte Blut an des Iltiß Barte, doch that er nichts dergleichen. Er verneigte ſich einige Mal nach Gebühr und erwiederte dem Iltiß vorſichtig: „Verzeiht, Herr König, das Wetter iſt ſchlecht, ich hab' einen furchtbaren Schnupfen.“ Der Iltiß, der ſah, wie klug ſich der Hahn aus der Schlinge ziehe, und dem gerade nichts Anderes einfiel, was er gegen ihn vorbringen könnte, lächelte huldreich, und entließ ihn in Gnaden.

Zweite Abtheilung.

Lieder, Balladen, Romanzen, Legenden und Sprüchwörter.

Kleinigkeiten.

Frohſinn.

(Böhmiſch.)

Ei wie die Lerch', ſo klein ſie iſt,
Nie lebt im Müßiggange;
Sie ruhet nicht bei Tag und Nacht,
Lobt Gott mit frohem Sange!
Ei daß wir alle insgeſammt
Der Lerche folgen möchten:
Drum in der Linken ſchwenkt das Glas,
Das Mädchen in der Rechten!

Die Liebe.

(Mähriſch.)

Wie kommſt Du doch, o Liebe,
Wie kommſt Du auf die Welt?
Du wächſeſt nicht im Garten,
Man ſä't Dich nicht im Feld.

„Ich werde von ſelbſt geboren,
Das hat gar keine Beſchwer,
Und ſchleiche zwiſchen den Mädchen
Und jungen Burſchen umher."

Die Liebe.

(Slowakiſch.)

Woher nur nimmt ein Jeder
Die Liebe auf dieſer Welt?
Sie wächſt auf keinem Berge,
Man ſä't ſie nicht im Feld.

Und wohnte gleich die Liebe
Auf Felſen himmelhoch,
Es bräche ſich ihretwegen
Den Hals gar Mancher doch!

Freigebigkeit.

(Böhmiſch. Melodie 1.)

Fließt das Waſſer gegen's Waſſer,
Und es bläſt der Wind hinein —
Liebchen mit den blauen Augen
Schaut heraus zum Fenſterlein.

Schau' nicht ſo heraus zum Fenſter,
Komm Du lieber vor die Thür:
Giebſt Du mir zwei holde Küßchen,
Sieben geb' ich Dir dafür!

Der Schreiber.

(Böhmiſch.)

O Mütterchen, o ſieh doch nur
Den Schreiber im Wagen drin:
Hat einen Buſch auf ſeinem Hut,
Fährt wie ein Kaiſer dahin!

Er hält in der Linken das Papier,
In der Rechten die Feder fein;
Er ſchreibt mich wohl, er ſchreibt mich wohl
Noch in ſein Herzchen ein.

Die ſchwarzen Augen.

(Slowakiſch.)

Es wäſſerte das Mädchen Hanf
Im weißen Sommerkleid,
Da kam ein ſchmucker Burſch und pries
Die ſchwarzen Augen der Maid:

„Ei wahrlich verkauften ſie auf dem Markt
So ſchwarze Aeugelein,
Ich ging' und kaufte ſie mir gleich
In meine Wirthſchaft ein!"

Schnelles Beſinnen.

(Böhmiſch.)

Sage mir, mein Sternlein lieb,
Biſt Du helle, biſt Du trüb'?

Biſt Du trüb', ſo werde hell —
Mädchen, o beſinn' Dich ſchnell!

„Ja doch, ſchon beſann ich mich —
Ewig lieben will ich Dich."

Das wohlmeinende Gänslein.

(Böhmiſch.)

Flog eine junge Gans
Ueber den Bach voll Muth,
Konnte nicht drüber weg
Fiel in des Baches Fluth.

Trank alles Waſſer aus
Bis auf den Boden rein,
Daß es der Schenker nicht
Schütte ins Bier hinein.

Störung in der Andacht.

(Böhmiſch. Melodie 2.)

Seh' ich Dich, mein holdes Mädchen,
In der Kirche betend knie'n,
Kann ich ſelbſt zu Gott nicht beten
Seh' auf Dich nur immer hin.
Wenn ich Gott im Himmel liebte,
Holdes Mädchen, ſo wie Dich:
Wär' ich lange ſchon ein Heil'ger
Oder Engel ſicherlich!

Verbot.

(Mähriſch.)

Beſuch' mich nicht, hörſt Du?
Und laß mich in Ruh,
Sonſt bind' ich mit Bändern
Die Thür vor Dir zu.

„Ei bind' ſie nur, bind' ſie
Mit Bändern ſofort:
Ich löſe die Feſſeln
Mit freundlichem Wort."

Der nahende Morgen.

(Mähriſch.)

Wie lange ſchlich ich im Dunkel,
Zu finden das Fenſterlein,
Hinter dem in ſtiller Kammer
Hold ſchläft die Liebſte mein!

Hätt' ich doch die Schlüſſel zum Tage,
Der dort ſchon ſichtbar iſt:
Fürwahr, ich ließ' ihn nicht leuchten
Vor eines Jahres Friſt!

Kukuk.
(Böhmiſch.)

Als ich von der Liebſten ging
Läutete man zum Gebete,
Und der Kuckuk rief dazu
Von der Eiche:
„Kuku, kuku!"
Mein goldenes Täubchen!
„Kuku, kuku!"
Werde mein Weibchen!

Der Rübe Hochzeit.
(Böhmiſch. Melodie 3.)

Als die Rübe Hochzeit machte,
Jauchzte Sellerie: Juchhu!
Möhre tanzte hopſa, heiſa,
Und Meerrettig pfiff dazu.

Das Lied der Schwalben.
(Böhmiſch.)

Ach, wie über unſrer Scheune
Doch die kleinen Schwalben ſingen!
Ach ſie ſingen, ach ſie ſingen:
Wird mein Liebchen nicht die Meine,
Nicht die Meine, nicht die Meine,
Sie mein Schwarzaug', ſie mein Täubchen
Mit dem gold'nen Miederleibchen!

Abſchiedswunſch.
(Böhmiſch.)

Es kugelte, es kugelte
Ein rothes Aepfelein —
Ach, wer erhält, ach, wer erhält,
Dich, gold'nes Mädchen, mein?

Und wer Dich auch erhalten mag,
Stets ſei das Glück mit Dir!
Ich aber, ach! muß von hier fort,
Muß morgen ſchon von hier.

Der Abſchied.

(Mähriſch.)

Horcht, was für ein Dröhnen!
Ei, was ſoll das ſein?
Läuten etwa Glocken,
Brauſt der Ahornhain?

's läuten keine Glocken,
's brauſt kein Ahornhain:
Abſchied nimmt ein Jüngling
Von der Liebſten ſein.

Seufzer.

(Slowakiſch. Melodie 4.)

Wenn zu mir heut Abends
Doch der Liebſte käme:
Käme mit der Sonne
Ja der Mond zuſammen!

Doch es kommt der Liebſte
Nicht zu mir heut Abends,
Mit der goldnen Sonne
Nicht der Mond zuſammen!

Seufzer.

(Böhmiſch.)

Hinter jenen dichten Wäldern
Weilſt Du, meine Süßgeliebte,
Weit, ach weit! weit, ach weit!
Berſtet, ihr Felſen,

Ebnet euch, Thäler,
Daß ich erſehe,
Daß ich erſpähe,
Meine ferne, ſüße Maid!

Das Täubchen.
(Böhmiſch.)

Wo biſt Du umher geſchweift,
Goldenes Täubchen,
Daß Deine Schwinge
So von Waſſer träuft?

„Schweifte übers Meer dahin,
Den Täuber mein zu ſchauen,
Den Täuber mein zu ſchauen,
Auf dem Berge grün.“

Ausgebrannte Liebe.
(Mähriſch.)

Du vermagſt zu lieben,
Doch nur auf kurze Zeit;
Hätt's nicht mein Herz geahnet,
Wie wär' es jetzt voll Leid!

Doch ahnt' es mein Herz wohl:
Es brannt' in hellem Flammenſchein,
Und als es ausgebrannt war,
Ward es zu Stein.

Glück im Unglück.
(Böhmiſch.)

Im grünen Haine koſte
Ein Paar in Lieb' und Treu';
Da fiel ein Aſt herunter,
Erſchlug ſie alle zwei.

Aber o! — 'nen Hahn nur hatte ſie,
Der ſchreit nun beſtändig: Kikeriki!

Stoßſeufzer.

(Mähriſch. Melodie 6.)

Gott, beſcher' mir was Dir recht iſt,
Gern für Alles preiſ' ich Dich;
Nur beſchütze und bewahre,
Herr, vor einer Alten mich!

Junges Weib, gleichwie ein Eichhorn
Hüpft's umher mit frohem Sinn;
Doch ein altes, ach ein altes,
Wackelt, wie ein Faß, dahin!

Beſſer iſt beſſer.

(Böhmiſch.)

Niemals hab' ich noch auf Buchen Eicheln wachſen ſehen,
Soll der Burſch ſein Mädchen laſſen und nach Witwen gehen?
Sieht man doch des Mädchens Wange roth und röther blüh'n,
Ganz verhöckert ſchleppt die Witwe elend ſich dahin.

Niemals hab' ich noch Wachholder grünen ſeh'n auf Wieſen,
Soll die Maid, ſtatt ihres Burſchen, Witwer ſich erkieſen?
Sieht man doch des Burſchen Wange roth und röther blüh'n,
Ganz verhöckert ſchleppt der Witwer elend ſich dahin.

Loos der Verheiratheten.

(Slowakiſch.)

Olive Du, Olive,
Ihr gold'nen Blätter ihr!
Ei Burſch, ſo laß das Freien,
Biſt noch zu jung dafür.
Was haben die gewonnen,
Die da vor Dir gefreit?

Sie hängen, wie die Gänſe,
Die Flügel nun vor Leid.

Schlechtverträgliche Geſellſchaft.
(Böhmiſch.)

Ei, in einem Haus zwei Hähne,
Katz' und Hund dazu,
Hartes Brot, ein ſtumpfes Meſſer,
Schlimmes Weib, ein guter Mann:
Sagt, wie das beiſammen
Weilen kann!

Heitere und ſcherzhafte Lieder, Balladen und Romanzen.

Der Ziege Teſtament.
(Böhmiſch.)

Eine Ziege war gemäſchig
Ging nach Gras in's Herrnrevier;
Doch der gnäd'ge Herr, der traf ſie,
Und zerſchlug den Schädel ihr.

„Gnäd'ger Herr, jetzt iſt's vorüber,
Hört mich denn, eh' ich verbleich'!
Hört, mein haarig Fell vermach' ich
Scheidend zu Perrücken Euch!

Aber tragt Ihr nicht Perrücken,
Hebt es auf in Eurem Schrein,
Und wenn's Zwerlein Euch quälet,
Wickelt Eure Glieder d'rein!"

Mein wirſt Du, o Liebchen!

(Mähriſch.)

Fürwahr, mein Liebchen, ich will nun frei'n,
Ich führ' als Weibchen Dich bei mir ein.
Mein wirſt Du, o Liebchen, fürwahr Du wirſt mein,
Und wollteſt Du's auch nicht ſein.

So werd' ich ein Täubchen von weißer Geſtalt,
Ich will ſchon entfliehen, ich flieg' in den Wald.
Mag doch nicht die Deine, mag dennoch nicht Dein,
Nicht eine Stunde ſein."

Ich hab' wohl ein Flintchen, das trifft gar bald,
Ich ſchieß' mir das Täubchen herunter im Wald.
Mein wirſt Du, o Liebchen, fürwahr Du wirſt mein,
Und wollteſt Du's auch nicht ſein.

„So werd' ich ein Fiſchchen, ein goldener Fiſch,
Ich will ſchon entſpringen in's Waſſer friſch.
Mag doch nicht die Deine, mag dennoch nicht Dein,
Nicht eine Stunde ſein."

Ich hab' wohl ein Netzchen, das fiſcht gar gut,
Ich fang' mir den goldenen Fiſch in der Fluth.
Mein wirſt Du, o Liebchen, fürwahr Du wirſt mein,
Und wollteſt Du's auch nicht ſein.

„So werd' ich ein Häschen voll Schnelligkeit
Und lauf' in die Felder, die Felder breit.
Mag doch nicht die Deine, mag dennoch nicht Dein,
Nicht eine Stunde ſein."

Ich hab' wohl ein Hündchen, gar pfiffig und fein,
Das fängt mir das Häschen im Felde ſchon ein.
Mein wirſt Du, o Liebchen, fürwahr Du wirſt mein,
Und wollteſt Du's auch nicht ſein.

Neckereien.
(Slowakiſch.)

Wäreſt Du ein Schneider doch
Auf der weiten Erde,
Näheteſt Du Kleider mir
Aus des Mohnes Blüthe.

„Ja, ich nähe Kleider Dir
Aus des Mohnes Blüthe,
Doch Du ſpinneſt Seide mir
Aus dem Maienregen.“

Ja, ich ſpinne Seide Dir
Aus dem Maienregen,
Doch Du näheſt Schuhe mir
Aus dem Hirſchgeweihe.

„Ja, ich nähe Schuhe Dir
Aus dem Hirſchgeweihe,
Doch Du ſpinnſt mir Zwirn dafür
Aus der Haferähre.“

Ja, ich ſpinn' Dir Zwirn dafür
Aus der Haferähre,
Doch Du machſt ein Lager mir
Mitten auf der Donau.

„Ja, ich mach' ein Lager Dir
Mitten auf der Donau,
Doch Du geheſt dann auf ihr,
Ohne naſſe Füße.“

Ja, ich gehe dann auf ihr
Ohne naſſe Füße,
Doch Du wiegeſt ohne Scherz
Mich auf gold'nen Armen.

„Ja, ich wiege ohne Scherz
Dich auf gold'nen Armen,
Doch Du ſchwörſt, Du ſchwöreſt mir,
Treue ohn' Erbarmen!“

Ewig — Bier.
(Böhmiſch. Melodie 7.)

Sage, ſage, wer Dich trinkt, o Bier?
Sage, wer Dich trinkt, o Bier,
Nehm' ich einſt im Grab Quartier:
Sage, ſage, wer Dich trinkt, o Bier?

Brüder, Brüder, Ihr trinkt dann das Bier!
Aber ſagt, wer trinkt das Bier,
Nehmt auch Ihr im Grab Quartier?
Brüder, Brüder, wer trinkt dann das Bier?

Unſre Buben trinken dann das Bier,
Haben Buben für und für,
Und die trinken auch wie wir:
Ewig trinket Dich die Welt, o Bier!

Das Pärchen.
(Böhmiſch.)

Kugelte ein Apfel roth,
Rollte auf der Erden —
Wem wirſt Du, o Liebſte mein,
Wem zu Theile werden?

Kugelten zwei Aepfel roth,
Rollten ſich entgegen —
Wem würd' ich zu Theil, als Dir?
Kannſt Du Zweifel hegen?

Wem würd' ich zu Theil, als Dir?
Frag' nicht weiter, Amen!
Du biſt hübſch und ich bin hübſch,
Paſſen luſt zuſammen.

Sonderbare Liebſchaft.
(Böhmiſch.)

Sie wollt' nicht den Jungen,
Sie nahm ſich den Greis;

Es hat ihr gefallen
Der Scheitel ſo weiß.

„Du wackelndes Männlein
Mit ſchneeweißem Bart,
Verlaß ja nicht untreu
Dein Eheweibchen zart!“

„Ich ſteig' auf den Baum dort,
Hold winkt er mir zu,
Ich ſchüttl' ihn, und kehre
Dann wieder im Nu.“

Der Baum, der hat Aepfel,
Ich hole uns zwei;
Sie glänzen ſo herrlich,
Froh lach' ich dabei.“

Beim Gänſerupfen.

(Böhmiſch.)

Laß Dich rupfen, liebes Gänschen,
Denn ſo muß es einmal ſein;
Jeder ſieht, daß ihm das Rupfen
Nutzen ſchaffe und Gedeih'n.

Ei, wie herrlich iſt's, zu rupfen,
Wenn wo Federn ſichtbar ſind!
Niemand ſchämt ſich zuzugreifen.
Merkt er nur, daß er gewinnt.

Viele rupfen gar gewaltig,
Haben nicht an wenig g'nug,
Und ſie fragen auch nicht weiter.
Ob's geſchieht mit Recht und Fug.

Der Juriſt will früher wiſſen,
Welcher Part viel Federn hat;
Schert ſich nicht um nackte Wahrheit.
D'ran er nichts zu rupfen hat.

Doctor auch curirt die Kranken
Nur so lang' er rupfen kann;
Sind sie kahl, so überläßt er
Sie dem Todtengräber dann.

Der Herr Lehrer heucht am Fenster,
Wem wohl gelte das Geläut';
Kommt er beim Begräbniß rupfen
Schmaust er drauf voll Seligkeit.

Lange Rosenkränze betet
Ganz zerknirscht der Wuch'rer her;
Borgt von ihm nur Geld auf Zinsen
Rupft er Euch ganz mitleidsleer.

Hat ein Vater keine Federn,
D'ran ein Freier rupfen kann,
Hoff' er ja nicht, er bekomme
Für die Tochter einen Mann.

Ist ein Bursch besetzt mit Federn,
Bang' ihm nicht vor Hieb und Stich;
Aber hat er kahle Flügel,
Wird Recrut er sicherlich.

Auch der Fleischer, Schneider, Schuster,
Schenker, Bäcker ganze Schaar
Ist nicht faul, und weiß zu rupfen,
Wird sie Federn wo gewahr.

Bis herab auf die Garküchler,
Käsehändler ist's so Brauch;
Zwiebelkrämer, Knoblauchkrämer,
Gleich den Andern, rupfen auch.

Selbst die Mütterchen, die grauen,
Kauernd bei des Ofens Gluth,
Zittert ihnen auch das Kinn schon,
Rupfen an der Ehre Gut.

Will wer in der Welt was richten,
Laß er tüchtig Federn fehn;
Kann er's nicht, der arme Teufel,
Mag er ſeines Weges gehn.

Nun, ſo laß Dich rupfen, Gänschen,
Und verſtreu' die Federn nicht;
Weißt nicht, wer auf Dir wird ſchlafen —
Mann von Ehre oder Wicht!

Selbſtbewußtſein.

(Böhmiſch. Melodie 8.)

Bin ein Burſch mit leerem Beutel
Noch war all' mein Placken eitel,
Und es ſchämt ſich meine Holde,
Daß ich nicht ſtolzir' in Golde.

Bin ich gleich ein armer Teufel,
Bin doch brav, das iſt kein Zweifel,
Sind die Kleider keine neue,
Iſt doch's Herz voll friſcher Treue.

Ei was iſt an ſchönen Röcken,
D'rinnen lump'ge Kerle ſtecken;
Aber willſt Du fort Dich ſchämen,
Brauchſt Du mich ja nicht zu nehmen.

Nichts.

(Slowakiſch.)

Was wohl ſagen meine Leute,
Daß ſo ſchön iſt, die ich freite?
Nichts.

Was wohl ſagen meine Leute,
Daß wir ſchön ſind alle Beide?
Nichts.

Was wohl ſchenken uns die Meinen,
Bis vor ihnen wir erſcheinen?
Nichts.

Sind bei Vielen eingekehret;
Haben ſie uns was beſcheret?
Nichts.

Und was finden wir zu Hauſe,
In der kleinen, engen Klauſe?
Nichts.

In dem Keller, in der Stube,
In der Kammer, in der Truhe?
Nichts.

Doch was fehlt zu unſrer Freude,
Da wir ſchön ſind alle Beide?
Nichts.

Mäuſe werden uns nicht plagen,
Finden ja bei uns zum Nagen
Nichts.

Diebe werden uns nicht quälen,
Finden ja bei uns zum Stehlen
Nichts.

Woll'n ein fröhlich Leben führen,
Denn was können wir verlieren?
Nichts.

Treuliebchens Bitte.

(Böhmiſch.)

Es ſei, mein Liebſter, wo immerhin,
Ich folge Dir nach als Kriegerin.
„Was willſt Du dort, mein Lebenslicht?
Siehſt mich vor lauter Kriegsvolk nicht."

So werd' ich ein Täubchen und ſuche Dich,
Und ſetz' auf Deinen Scheitel mich;
So werd' ich ein Vöglein, das ſinget hell,
Und flieg' auf Deinen Helm gar ſchnell.

Willſt Du mich freien, gefall' ich Dir,
So ſchmoll' und hadre nicht mit mir;
Denn haderſt Du und ſchmolleſt Du,
So wein' ich, mein Liebſter, betrübt dazu.

So laß uns wandern!

(Böhmiſch.)

Ach Mädchen, liebes Mädchen,
Wie ſchwarz Dein Auge iſt!
Faſt fürcht' ich, es verzaubert
Mich einſt voll arger Liſt.

„Und wär' mein Auge ſchwärzer,
Um vieles ſchwärzer noch,
Dich, Liebſter mein, verzaubern —
Ich thät' es niemals doch."

Die Krähe auf jener Eiche,
Sieh, wie ſie Eicheln pickt!
Wer weiß, wen einſt der Himmel
Zum Bräutigam Dir ſchickt!

„Und ſprich, wen ſollt' er ſchicken?
Ich gab ja Dir mein Wort,
Weißt, unterm grünen Baume,
Bei unſrer Hütte dort."

Wohlan, ſo laß uns wandern,
Du wanderſt friſch mit mir;
Ein Kleid von grüner Farbe,
Mein Mädchen, kauf' ich Dir.

Ein Kleid von grüner Farbe,
Das auch nicht gar zu lang:

So kannſt Du mit mir wandern,
Nichts hindert Dich im Gang.

Wir wollen luſtig wandern
Bergüber und thalein;
Die großen, freien Wälder
Sind unſer Kämmerlein!

Das herzhafte Mädchen.

(Mähriſch.)

Sie ſchickten in des Bauers Haus,
Sollt' in den blut'gen Krieg hinaus.

Dem Bauer vor dem Kriege graut,
Er ſetzt ſich hin und ſchluchzet laut:

„Hab' keinen Sohn zu ſtellen für mich,
Auch keinen Bruder! 's iſt fürchterlich!"

„Du älteſte, älteſte Tochter mein,
O ſtell' Dich, ſtatt meiner, in die Reih'n!"

„„Ei Vater, mein Herz das iſt zu weich,
Erſchrickt vor dem Geringſten gleich.""

„Du zweite, Du zweite Tochter mein,
So ſtell' Dich Du für mich in die Reih'n!"

„„Ei Vater, mein Herz iſt gar zu weich,
Fürchtet ſich vor dem Geringſten gleich.""

Da ſchickt er nach der Jüngſten fort,
Die dienen muß bei Fremden dort:

„Du, meine Jüngſte, o komm nach Hauſ',
Und zieh für mich in den Krieg hinaus!"

„„Ja, liebſter Vater, ich komm' ſogleich,
Und zieh' hinaus in den Krieg für Euch.""

„„Mein Herz, o Vater, iſt ſtark und feſt,
Von keiner Gefahr ſich ſchrecken läßt.""

Und als ſie ihr anlegten das Kleid,
Da weinten beide Schweſtern vor Leid.

Und als ſie ihr flochten das lange Haar,
Da weinte der Mädchen ganze Schaar.

Und als ſie empor auf's Roß ſich ſchwang,
Da weinten Vater und Mutter bang:

„Ade, o Tochter, ade, ade!
Schütz' Gott Dich, daß es Dir wohlergeh'!"

Und als es kam zur entſcheidenden Schlacht,
Umritt ſie dreimal des Feindes Macht.

Sie that den erſten Schuß voll Muth,
Dreihundert Türken ſtürzten in's Blut.

Sie that den zweiten Schuß, ſchoß gut,
Das ganze Lager ſchwamm in Blut.

Sie ſchoß zum dritten Male keck,
Und alle Türken rannten hinweg.

Das ſchien dem Kaiſer wunderbar:
„Was iſt das wohl für ein Huſar?"

„Hab' eine einzige Tochter fürwahr,
So nehm' ſie zu ſeiner Frau der Huſar!"

„„Herr Kaiſer, fürwahr,
Bin kein Huſar:
Bin — ich beſiegel's mit meinem Schwur —
Ein armes Bauermädchen nur,""

„So hab' ich einen einzigen Sohn,
Den geb' ich dem Bauermädchen zum Lohn!"

Und der Krieg war zu Ende, der Kampf war aus,
Und gerüſtet ward der Hochzeitſchmaus.

Täuſchungen.

(Böhmiſch. Melodie 9.)

Sagten, es käm' vom Berg
Dunkelnder Wolken Schaar;
Doch es war meiner Maid
Kohlſchwarzes Augenpaar!

Sagten, es kam' vom Berg
Purpurnes Morgenlicht;
Doch es war meiner Maid
Roſiges Angeſicht!

Sagten, es ſtrahle ſchon
Voller Tag ſonnenklar;
Doch es war meiner Maid
Strahlende Stirn fürwahr!

Sehnſucht.

(Slowakiſch.)

Könnt' ich nur, mein Liebſter,
Deinen Hut erſpähen,
O dann wär' ich ledig
Aller Liebeswehen!

Meinte, durch das Feld hin
Blitzten helle Streife;
Doch es blies der Liebſte
Lieblich auf der Pfeife.

Meinte, daß in Feuer
Rings das Feld entſprühte;
Doch es war die Wange,
Die dem Liebſten glühte.

Komm o komm, mein Liebſter,
Daß ich Dich umfange;
Möchte gern ſchon küſſen
Deine rothe Wange!

Komm, o komm, mein Liebſter,
Hurtig ohne Weile,
Bringe meinem Herzen
Troſt und Luſt in Eile!

Schlafen möcht' ich, ſchlafen,
Bin ſo gar beklommen —
Doch ſchon iſt mein Liebſter
Unverſehns gekommen!

Die Salbe.

(Slowakiſch.)

Auf dem Feld ein weißer Felſen,
Auf dem Fels 'ne weiße Roſe,
Auf der Roſe liegt ein Jüngling,
Und ſein Mädchen hält das Haupt ihm.
„Liebſter, Liebſter, ach was ſchmerzt Dich?"
„„Wahrlich, ſchwer bin ich verwundet!""
„Wer es that, der ſoll Dich heilen,
Dich dahin zum Arzte führen."
„„Nein, der Arzt hat keine Salbe
Für die Wunde, die mich brennet;
Nur mein Liebchen hat die Salbe,
Welche meine Schmerzen heilet!""

Das Vöglein Lügner.

(Böhmiſch.)

Was plaudert dort das Vögelein
Auf jenem Eichenaſt?
„Daß jedes Mädchen, welches liebt,
Vor lauter Lieb' erblaßt."

Ei Vögelein, Du ſprichſt nicht wahr,
Du biſt gar lügenreich,

Ich Mädchen liebe ja doch auch,
Und niemals bin ich bleich.

Wart' Vögelein, und weil Du lügſt,
So geh' ich hörbar kaum,
Und lade mir die Flinte ſchnell,
Und ſchieße Dich vom Baum.

Die Verliebte.

(Böhmiſch.)

Die Sonne hinter dem hohen Berg
Stieg auf am geſtrigen Tage —
Und ſeh' ich den Liebſten, da pocht mein Herz
Sogleich mit froherem Schlage.

Und wo mein Liebſter iſt, bin auch ich,
Ich ruf ihm ſchon von ferne,
Von fern ſchon hüpf' ich an ſeine Bruſt
Und putze für ihn mich gerne.

Mein Liebſter weidete dort im Thal
Die Roſſe, ſeine Rappen:
Ich mähte hurtig Gras im Feld,
Für ſeine Roſſe, die Rappen.

Und als ich Abends Aehren las
Beim Birnbaum dort, o Wonne!
Da band mein Liebſter die Weizenſaat:
Wie ſtrahlt' er im Glanz der Sonne!

Der zerbrochene Krug.

(Böhmiſch. Melodie 10.)

Wollt' 'ne Maid um Waſſer geh'n,
Trug 'nen Krug, der war ſo ſchön.
Stieg ein Herr vorbei.
Brach den Krug entzwei.

Und es weinte laut die Maid
Um den Krug in bittrem Leid:
„Seid ihr ſtolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!“

„„Weine nicht ſo bitterlich,
Gern erſetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geſchirr
Dieſes Tuch von mir!““

Doch die Maid, ſie wollt' es nicht,
Weinet fort und fort und ſpricht:
„Seid ihr ſtolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!“

„„Weine nicht ſo bitterlich,
Gern erſetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geſchirr
Dieſen Ring von mir!““

Doch die Maid, ſie wollt' ihn nicht,
Weinet fort und fort und ſpricht:
„Seid Ihr ſtolz genug,
Zahlt mir nun den Krug!“

„„Weine nicht ſo bitterlich,
Gern erſetz' den Schaden ich!
Nimm für das Geſchirr,
Nimm mich ſelbſt dafür!““

Ei, wie war ſogleich die Maid
Voller Luſt und Fröhlichkeit:
„Für den ſchönen Krug
Hab' ich nun genug!“

Der Einſiedler.

(Böhmiſch.)

Ich bin ein armer Einſiedler,
Bei dem kein Gut zu finden;
Hab' nur dies Paar Pantoffeln da,
Gemacht aus Holz von Linden.

Den Roſenkranz trag' ich am Gurt.
Das Brevier ſtill unterm Arme,
Und fleh' zu Gott, daß er gnädig ſich
Der falſchen Mägdlein erbarme.

„Biſt Du ein armer Einſiedler,
Dein Vater noſter bete;
Die Mädchen aber laß in Ruh',
Und denk' an Faſt' und Mette!"

Des Liebſten Schwur.

(Böhmiſch.)

Ei, ſchmollte mein Vater nicht wach und im Schlaf,
So ſagt' ich ihm, wen ich im Gärtelein traf.
Und ſchmolle nur, Vater, und ſchmolle nur fort,
Ich traf den Geliebten im Gärtelein dort.

Ei, zankte mein Vater nicht wieder ſich ab,
So ſagt' ich ihm, was der Geliebte mir gab.
Und zanke nur, Vater, mein Väterchen Du,
Er gab mir ein Küßchen und eines dazu.

Ei, klänge dem Vater nicht ſtaunend das Ohr,
So ſagt' ich ihm, was der Geliebte mir ſchwor.
Und ſtaune nur, Vater, und ſtaune noch mehr,
Du giebſt mich doch einmal mit Freuden noch her.

Mir ſchwor der Geliebte ſo feſt und gewiß,
Bevor er aus meiner Umarmung ſich riß,

Ich hätte am längſten zu Hauſe geſäumt.
Bis luſtig im Felde die Weizenſaat keimt.

Die Boten der Liebe.

(Böhmiſch.)

Wie viel ſchon der Boten
Flogen die Pfade
Vom Walde herunter,
Boten der Treu';
Trugen mir Briefchen
Dort aus der Ferne,
Trugen mir Briefchen
Vom Liebſten herbei!

Wie viel ſchon der Lüfte
Wehten vom Morgen,
Wehten bis Abends
So ſchnell ohne Ruh';
Trugen mir Küßchen
Vom kühligen Waſſer,
Trugen mir Küßchen
Vom Liebſten herzu!

Wie wiegten die Halme
Auf grünenden Bergen,
Wie wiegten die Aehren
Auf Feldern ſich leis;
„Mein goldenes Liebchen,"
Lispelten alle,
„Mein goldenes Liebchen,
„Ich lieb' Dich ſo heiß!"

Leichtſinn.

(Böhmiſch. Melodie 11.)

Aehren, Aehren, Aehrelein,
Ei, wer wird euch mähen?

Mein Geliebter weilet fern,
Mag nicht zu mir gehen.

Aehren, Aehren, Aehrelein,
Ei, wer wird euch binden?
Mein Geliebter weilet fern,
Will ihn ſchon noch finden.

Mutter, Mutter, Mütterchen,
Bin von loſem Blute;
Nimm den Beſen, feg' mich rein
Von dem Uebermuthe.

Meine Goldpantöffelein,
Bin ſchon ſchwer zum Hüpfen;
Mutter, Mutter, Mütterchen,
Möcht' in's Häubchen ſchlüpfen.

Grüne, junger Eichenbaum,
Friſch auf deinem Plätzchen —
Grolle Du, nur Du mir nicht,
O mein ſüßes Schätzchen!

„Wahrlich nein, ich groll' Dir nicht,
Doch, ich muß beklagen,
Daß Du mit 'nem Andern gehſt,
Wie die Leute ſagen."

Grimmiger Fluch.

(Böhmiſch.)

Ha! wüßt' ich, wer mit dem Liebſten
Mich boshaft will entzwei'n,
Fürwahr, fürwahr, ich ſtreut' ihm
Salz in die Augen hinein!

Ich ſtreut' ihm Salz in die Augen
Und Sand ihm zwiſchen die Zähn':

Dann würd' ihm wohl am Ende
Die Luſt zum Lügen vergeh'n.

Jetzt weiß ich's, o jetzt weiß ich's!
Es iſt ein altes Weib,
Das möchte unſre Herzen
Entzwei'n zum Zeitvertreib.

O Herrgott Du, ſo ſchicke
Auf das Weib Dein Wetter daher
Und beregne es neun Tage
Mit Steinen, zentnerſchwer!

Neun Tage mit ſchweren Steinen,
Am zehnten mit Dornen fein,
Daß es nie wieder verſuche,
Zwei Liebende zu entzwei'n!

Keinen Alten!

(Mähriſch.)

Hab' ich auch nur bleiche Wangen,
Nur ein blaſſes Angeſicht,
Gibt mich meine liebe Mutter
Doch dem erſten Beſten nicht.

Gibt mich keinem alten Manne,
Keinem Graubart ſicherlich:
Säß' ich neben ihm am Tiſche,
Welcher Kummer wär's für mich!

Alter Ehmann iſt nicht beſſer
Als ein Kittel, welcher alt:
Wickle Dich hinein, wie immer,
Iſt Dir doch erbärmlich kalt.

Altes und junges Weib.

(Böhmiſch.)

Sagten, daß ich ſchon geſtorben,
Und bin friſch am ganzen Leib —
Ach, ſie boten zum Erwärmen
Mir ein altes, altes Weib!

Einem Froſche gleicht die Alte.
Iſt bei Tag und Nacht eiskalt;
Bei der Jungen, da erwärmt man,
Wie in Federn, ſich gar bald.

Gebt der Alten einen Rechen,
Daß ſie grabe krummgebückt!
Gebt der Jungen einen Burſchen,
Den ſie grad' zum Herzen drückt!

Das lebendige Bild.

(Böhmiſch. Melodie 12.)

Wie der Herr Pfarrer brav
Predigen kann!
Bilder verſchenket er
An Jedermann.

Will auf die Predigt auch
Hin zu ihm geh'n,
Und um ein ſolches Bild
Bitten ihn ſchön.

Ei, der Herr Pfarrer iſt
Gütig fürwahr,
Gab mir ein Bild, das hat
Leben ſogar.

Aber was mit dem Bild
Anfangen nun?

Weiß in der That nun nicht,
Wo's hinzuthun.

Steck's in den Rahmen ich,
Hat es nicht Raum;
Sperr' ich es in die Truh',
Athmet's wohl kaum.

Setz' es dort auf den Stuhl,
Mich ihm zur Seit';
Gibt es ein Mäulchen mir,
Thu' ich Bescheid!

Der Mücke Hochzeit.

(Slowakisch.)

Die Mücke setzt sich zur Fliege hin,
Und möcht' sie gerne frei'n.
Die Bremse zieht die Stiefel an,
Möcht' gern Brautführer sein.

Die Fliege ruft den Spatzen schnell
Als Brautübergeber herbei,
Und fraget ihn um seinen Rath,
Ob der Schritt zu wagen sei.

Der Spatz, der spricht ihr wacker zu,
Daß sie mit dem Freier zieh',
Sonst könnten die Leute sagen vielleicht,
Es blähe Hoffart sie.

Die Wespe Kranzeljungfer war,
Die Laus Brautmütterlein,
Und die Wanze war die Köchin beim Fest,
Der Floh, der hüpft' im Reih'n.

Biene sang, die Hornitz dudelte,
Die Grille geigte genug,

Der Käfer die Trompete blies,
Die Spinne die Trommel ſchlug.

So zogen ſie zur Hochzeit aus,
Eine reichgeſchmückte Schaar;
Es tanzten dreißig Paare dort
Wenn nicht vierzig Peare gar.

Die Bremſe als Brautführer war
Stets überall voran,
Und pfiff und ſprang und jubelte,
So viel als Einer kann.

Und endlich zogen nach Hauſe ſie,
Und ſetzten ſich zum Schmaus,
Und theilten, wie es Sitt' und Brauch,
Geſchenke in Menge aus.

Der Mücke Tod.

(Slowakiſch.)

Als die Mücke Hochzeit hielt,
Trank man einen Eimer Wein;
Flog die Nachtigall herzu,
Schenkte noch den Gäſten ein.

Und die Gäſte, toll und voll,
Uebten an der Mücke Mord.
In der Kammer liegt ſie dort,
Fliege weinet fort und fort.

„Fliege, hemm' der Thränen Lauf,
Mücke wacht wohl wieder auf!"
„„Damit hat's wohl ſeine Noth,
Ach, ſie iſt ja wirklich todt!""

Und das Fett verkauften ſie
Für einhundert Gulden dann,
Ihr Geripp' als Ellenmaß!
So geſchah es, glaubt mir das!

Des Wiedehopfs Hochzeit.

(Böhmiſch.)

Ich weiß von einem Vogel,
Wiedhopf wird er genannt;
Wollt' knüpfen mit der ſchönen
Rußkräh' der Ehe Band.

Da wurden zur Hochzeit Gäſte
Geladen in reichſter Zahl
Sowohl die großen Vögel,
Als die kleinen allzumal.

Die frohe, muntre Lerche,
Die lud der Gäſte Schaar;
Brautführer bei der Hochzeit
Der Goldkopf Aemmerling war.

Die Wachtel war Kranzeljungfer,
Und wand den grünen Kranz;
So zog dann zur Vermählung
Die Braut in vollem Glanz.

Die Saatkräh' ſprach den Segen,
Der Habicht Zeuge war;
Daß ſie Feindſchaft im Herzen trügen,
Das läugnet' er ganz und gar.

Der Rabe war Koch, und ſchmorte
Und buk und ſott und briet,
Daß er voll Rußes wurde,
Dies bezeuget ſein Habit.

Und als die Tafel zu Ende,
Muſicirte die Nachtigall.
Und alle Gäſte tanzten
Unter lautem Jubelſchall.

Tanzten, bis Bräutchen meinte,
Daß es ſanft ruhen möcht',
Worauf die geſprächige Elſter
Die Betten machte zurecht.

So geſchah's, und geſchieht noch immer,
Das iſt nicht etwa erdacht:
Kommt Wiedhopf zu der Nußtrüh',
Wird alsbald Hochzeit gemacht.

Scenen aus des Wolfes Hochzeit.

(Böhmiſch.)

Wollte ſich der Wolf vermählen,
Hatte zur Gemahlin jüngſt
Jungfrau Ziege ſich erbeten,
Die verwaiſt war; denn ihr Vater
Und auch ihre liebe Mutter
Waren beide ſchon geſtorben,
Und ſo viel's Vierfüßler gab
Auf der Erde weiten Fluren
Lud er alle zu dem Feſt.

Der Brautführer war der Kater,
Zeigte ſich der Maus gefällig
Mit dem Haſen, holdem Jüngling
Eſel war beim Feſt der Bäcker
Und der Iltis war der Koch
Mit dem hochgebornen Eber
Kranzeljungfern waren da
Zwei der allerholdſten Weſen,
Fräulein Fuchs und Fräulein Hirſchkuh

Dieſe leiſteten der Braut,
Der ſo reizend ſchönen Ziege,
Alle Dienſte, wie ſich's ziemt.

Als die Tafel nun geendet,
Schritt zum Tanze jeder Gaſt,
Der daran Gefallen fand.
Junker Haſe producirte
Alsbald ſeine muntern Sprünge,
Und ihm warf die Tänzerin,
Eine der zwei Kranzeljungfern,
Fräulein Fuchs, die's auf den Junker
Abgeſeh'n, ihr Schnupftuch zu;
Ja, als er ſich hurtig drehte,
Und dabei zart auf ſie eindrang,
Reichte ſie ihm einen Kranz.
Neiderfüllt ward da der Windhund,
Daß ihm ſolche Gunſt geworden,
Und er forderte voll Grimm
Ihn zum Zweikampf mit dem Degen
Oder auf Piſtolen auch.
Haſe blieb nicht Antwort ſchuldig,
Nannt' ihn einen Schuft, und ſchwor,
Daß er ſich ihm ſtellen werde,
Daß er, als ein Mann von Ehre,
Gegen ihn ſich wehren wolle,
Mit all ſeiner Heldenkraft.
Doch der Löwe, friedenliebend,
Abhold ſolchen Balgereien
Ließ ſogleich ſein Wort erſchallen,
Und gebot mit Ernſt, ſie ſollten,
Sich bezähmend, ruhig ſein
Bei fünfhundert Gulden Strafe.

Siehe, und der Junker Igel,
Glattgekämmt, von ſchlankem Wuchſe

Gar entzückend anzuſchaun,
Ward dort heiß um Fräulein Marder,
Bat, indem er es umarmte,
Um des edlen Fräuleins Huld,
Und es trank der Kuh Herr Hirſch
Aus gefülltem Humpen zu,
Und indem mit allem Anſtand
Er den Hut abnahm vor ihr,
Fleht' er ſie mit ſeinen Worten:
„Kommt, erhebet Euch zum Tanz!"
Höchſterfreut war da die Kuh,
Schritt ſogleich mit ihm zum Tanze.
Und zur Stute ſprach ſie alſo:
„O, wie bin ich innigſt froh,
's juckt vor Wonne mich der Rücken,
Daß Herr Hirſch nach mir begehrt!"
„Wahrlich", ſprach zu ihr die Stute,
„Du haſt ein verteufelt Glück
Mit Verehrern und Galanen.
Sitz' ſchon vom frühen Morgen
Mit verdrießlichem Geſichte,
Niemand nimmt zum Tanze mich.
Hatteſt erſt zuvor den Büffel,
Hatteſt ihn vom frühen Morgen,
Und jetzt kommt der Hirſch ſchon wieder.
Ach wie froh, wie ſelig wär ich,
Käm auch Jemand her um mich!"
Das Kameel vernahm die Rede,
Hörte, was die Stute ſagte,
Dachte, „s'iſt ja eine Frau,
Die recht ehrbar will's verſuchen;"
Und es nahm die Stut' und drehte
Zierlich'ſich mit ihr im Kreis.
Doch es zog der Hamſter jetzt
Seine Stiefel in die Höhe,

Zog auch um drei ganze Ellen
Seine Hoſen mehr empor,
Und ſtand auf, und trat zu Fräulein
Eichhorn, zu der Holden, hin,
Sprach: „Ich fühle Ueberdruß,
Länger müßig dazuſitzen,
Schönſte, komm mit mir zum Tanz.
Doch die Spitzmaus, die glaubwürd'ge,
Rief aus ihrem Loch hervor:
„Tanze ja mit Hamſter nicht!“
Sprach der Hamſter zu der Spitzmaus
„Ueberlaß mir Deine Holde
Nur auf eine kurze Weile,
Will ihr keinen Schaden thun,
Das verſprech' ich und verbürg' ich
Weigerſt Du's, ſoll meine Fauſt
Eines Beſſern Dich belehren!“
Ohne Zögern ſtand die Spitzmaus
Kampfentſchloſſen auf dem Platz:
Hab' er Muth, ſo mög' er's wagen!
Und der Hamſter, der behend war
Säumte nicht und faßte ſie,
Packte ſie bei ihren Haaren,
Zauſte ſie mit einer Hand,
Mit der andern ſchlug er ſie
Ganz entſetzlich über's Maul,
Schlug ſie, der leichtſinn'ge Hamſter
Bis der Spitzmaus zartes Antlitz
Bläulich von den Schlägen ſchwoll
Es beklagte ſie die Otter,
Ach und Fräulein Eichhorn weinte
Jeder, der die Spitzmaus ſah,
Fühlte Mitleid und Erbarmen.
Da verzog der Dachs nicht länger,
Schickte das achtbare Frettchen,

Daß es zum Gerichtsherrn eile,
Ihn in ſeinem Namen grüße,
Einen guten Tag ihm wünſche,
Und, weil ihm in ſolchen Dingen
Alle Macht gegeben ſei,
Ihn erſuche, ohne Aufſchub
Zu erſcheinen bei dem Feſte,
Wo man ungebührlich rauſe.
Das achtbare Frettchen lief
Und traf grade unterweges
Den Gerichtsherrn, ihn, den Widder
Der bedächtig ſchritt einher.
Schon als es von fern ihn ſchaute,
Zog es gleich die Kappe, machte
Seine ſchuldige Verbeugung,
Und erſtattete Bericht.
Als der Widder bei dem Feſte
Nun erſchien, erhoben ſich
Der Mauleſel, der glorreiche,
Und der Rehbock ſchnell, begrüßten
Ihn nach Pflicht, und reichten ihm
Einen vollen Krug mit Warmbier,
Und er ließ am Tiſch ſich nieder,
Und in einer Weile wurden
Hamſter dann und Spitzmaus, Beide,
Vorgeführet und verhört.
Da entſchied zuletzt der Widder.
Daß der Hamſter, als der Schuld'ge,
Zahlen ſolle fünf Faß Bier.
Und ſo war der Streit geſchlichtet;
Alle wurden wieder fröhlich,
Und die Inſtrumente klängen.
Bär ſpielt' auf der Violine,
Elephant, der ſchlug die Zither,
Die Baßgeige ſtrich der Zobel,

Und das gab ſo ſüße Töne,
Daß ſich Alle hoch erfreuten
An der herrlichen Muſik.
Wieſel ſprang mit dem Kaninchen
Affe hüpfte mit dem Eſel
Luſtig, daß der Staub nur flog.
Doch indeſſen wurde langſam
Ihre Speiſekammer leer;
Dichtes Waſſer blieb im Faſſe,
Hefe wurde weggegoſſen,
Und das Feſt, es ging zu Ende.
Mahnend zog der Stier die Glocke,
Da verloren Alle ſich.

Geſcheidter Liebesgrund.

(Böhmiſch. Melodie 13.)

Ach, weiß nicht in der That,
Was Dich ſo an mich zieht,
Ach, weiß nicht in der That,
Was Du mich liebſt!
Hab' ja kein Heirathsgut,
Bin auch nicht gar ſo ſchön;
Ach, weiß nicht in der That
Was Du mich liebſt!

„Dein blaues Augenpaar,
Das iſt's, was mir gefällt,
Dein blaues Augenpaar,
Was mich beglückt,
Dein blaues Augenpaar,
Und Deine Hand fürwahr,
Weil ſie zur Arbeit ſo
Flink und geſchickt."

Mein Geliebter weilet fern,
Mag nicht zu mir gehen.

Aehren, Aehren, Aehrelein,
Ei, wer wird euch binden?
Mein Geliebter weilet fern,
Will ihn ſchon noch finden.

Mutter, Mutter, Mütterchen,
Bin von loſem Blute;
Nimm den Beſen, feg' mich rein
Von dem Uebermuthe.

Meine Goldpantöffelein,
Bin ſchon ſchwer zum Hüpfen;
Mutter, Mutter, Mütterchen,
Möcht' in's Häubchen ſchlüpfen.

Grüne, junger Eichenbaum,
Friſch auf deinem Plätzchen —
Grolle Du, nur Du mir nicht,
O mein ſüßes Schätzchen!

„Wahrlich nein, ich groll' Dir nicht,
Doch, ich muß beklagen,
Daß Du mit 'nem Andern gehſt,
Wie die Leute ſagen."

Grimmiger Fluch.

(Böhmiſch.)

Ha! wüßt' ich, wer mit dem Liebſten
Mich boshaft will entzwei'n,
Fürwahr, fürwahr, ich ſtreut' ihm
Salz in die Augen hinein!

Ich ſtreut' ihm Salz in die Augen
Und Sand ihm zwiſchen die Zähn';

Dann würd' ihm wohl am Ende
Die Luſt zum Lügen vergeh'n.

Jetzt weiß ich's, o jetzt weiß ich's!
Es iſt ein altes Weib,
Das möchte unſre Herzen
Entzwei'n zum Zeitvertreib.

O Herrgott Du, ſo ſchicke
Auf das Weib Dein Wetter daher
Und beregne es neun Tage
Mit Steinen, zentnerſchwer!

Neun Tage mit ſchweren Steinen,
Am zehnten mit Dornen fein,
Daß es nie wieder verſuche,
Zwei Liebende zu entzwei'n!

Keinen Alten!

(Mähriſch.)

Hab' ich auch nur bleiche Wangen,
Nur ein blaſſes Angeſicht,
Gibt mich meine liebe Mutter
Doch dem erſten Beſten nicht.

Gibt mich keinem alten Manne,
Keinem Graubart ſicherlich:
Säß' ich neben ihm am Tiſche,
Welcher Kummer wär's für mich!

Alter Ehmann iſt nicht beſſer
Als ein Kittel, welcher alt:
Wickle Dich hinein, wie immer,
Iſt Dir doch erbärmlich kalt.

Altes und junges Weib.

(Böhmiſch.)

Sagten, daß ich ſchon geſtorben,
Und bin friſch am ganzen Leib —
Ach, ſie boten zum Erwärmen
Mir ein altes, altes Weib!

Einem Froſche gleicht die Alte,
Iſt bei Tag und Nacht eiskalt;
Bei der Jungen, da erwärmt man,
Wie in Federn, ſich gar bald.

Gebt der Alten einen Rechen,
Daß ſie grabe krummgebückt!
Gebt der Jungen einen Burſchen,
Den ſie grad' zum Herzen drückt!

Das lebendige Bild.

(Böhmiſch. Melodie 12.)

Wie der Herr Pfarrer brav
Predigen kann!
Bilder verſchenket er
An Jedermann.

Will auf die Predigt auch
Hin zu ihm geh'n,
Und um ein ſolches Bild
Bitten ihn ſchön.

Ei, der Herr Pfarrer iſt
Gütig fürwahr,
Gab mir ein Bild, das hat
Leben ſogar.

Aber was mit dem Bild
Anfangen nun?

Weiß in der That nun nicht,
Wo's hinzuthun.

Steck's in den Rahmen ich,
Hat es nicht Raum;
Sperr' ich es in die Truh',
Athmet's wohl kaum.

Seh' es dort auf den Stuhl,
Mich ihm zur Seit';
Gibt es ein Mäulchen mir,
Thu' ich Bescheid!

Der Mücke Hochzeit.

(Slowakisch.)

Die Mücke setzt sich zur Fliege hin,
Und möcht' sie gerne frei'n.
Die Bremse zieht die Stiefel an,
Möcht' gern Brautführer sein.

Die Fliege ruft den Spatzen schnell
Als Brautübergeber herbei,
Und fraget ihn um seinen Rath,
Ob der Schritt zu wagen sei.

Der Spatz, der spricht ihr wacker zu,
Daß sie mit dem Freier zieh',
Sonst könnten die Leute sagen vielleicht,
Es blähe Hoffart sie.

Die Wespe Kranzeljungfer war,
Die Laus Brautmütterlein,
Und die Wanze war die Köchin beim Fest,
Der Floh, der hüpft' im Reih'n.

Biene sang, die Hornitz dudelte,
Die Grille geigte genug,

Der Käfer die Trompete blies,
Die Spinne die Trommel ſchlug.

So zogen ſie zur Hochzeit aus,
Eine reichgeſchmückte Schaar;
Es tanzten dreißig Paare dort
Wenn nicht vierzig Paare gar.

Die Bremſe als Brautführer war
Stets überall voran,
Und pfiff und ſprang und jubelte,
So viel als Einer kann.

Und endlich zogen nach Hauſe ſie,
Und ſetzten ſich zum Schmaus,
Und theilten, wie es Sitt' und Brauch,
Geſchenke in Menge aus.

Der Mücke Tod.

(Slowakiſch.)

Als die Mücke Hochzeit hielt,
Trank man einen Eimer Wein;
Flog die Nachtigall herzu,
Schenkte noch den Gäſten ein.

Und die Gäſte, toll und voll,
Uebten an der Mücke Mord.
In der Kammer liegt ſie dort,
Fliege weinet fort und fort.

„Fliege, hemm' der Thränen Lauf,
Mücke wacht wohl wieder auf!"
„„Damit hat's wohl ſeine Noth,
Ach, ſie iſt ja wirklich todt!""

Und das Fett verkauften ſie
Für einhundert Gulden dann,
Ihr Geripp' als Ellenmaß!
So geſchah es, glaubt mir das!

Des Wiedehopfs Hochzeit.

(Böhmiſch.)

Ich weiß von einem Vogel,
Wiedhopf wird er genannt;
Wollt' knüpfen mit der ſchönen
Rußkräh' der Ehe Band.

Da wurden zur Hochzeit Gäſte
Geladen in reichſter Zahl
Sowohl die großen Vögel,
Als die kleinen allzumal.

Die frohe, muntre Lerche,
Die lud der Gäſte Schaar;
Brautführer bei der Hochzeit
Der Goldkopf Aemmerling war.

Die Wachtel war Kranzeljungfer,
Und wand den grünen Kranz;
So zog dann zur Vermählung
Die Braut in vollem Glanz.

Die Saatkräh' ſprach den Segen,
Der Habicht Zeuge war;
Daß ſie Feindſchaft im Herzen trügen,
Das läugnet' er ganz und gar.

Der Rabe war Koch, und ſchmorte
Und buk und ſott und briet,
Daß er voll Rußes wurde,
Dies bezeuget ſein Habit.

Und als die Tafel zu Ende,
Muſicirte die Nachtigall.
Und alle Gäſte tanzten
Unter lautem Jubelſchall.

Tanzten, bis Bräutchen meinte,
Daß es ſanft ruhen möcht',
Worauf die geſprächige Elſter
Die Betten machte zurecht.

So geſchah's, und geſchieht noch immer,
Das iſt nicht etwa erdacht:
Kommt Wiedhopf zu der Nußkräh',
Wird alsbald Hochzeit gemacht.

Scenen aus des Wolfes Hochzeit.

(Böhmiſch.)

Wollte ſich der Wolf vermählen,
Hatte zur Gemahlin jüngſt
Jungfrau Ziege ſich erbeten,
Die verwaiſt war; denn ihr Vater
Und auch ihre liebe Mutter
Waren beide ſchon geſtorben.
Und ſo viel's Vierfüßler gab
Auf der Erde weiten Fluren
Lud er alle zu dem Feſt.

Der Brautführer war der Kater,
Zeigte ſich der Maus gefällig
Mit dem Haſen, holdem Jüngling
Eſel war beim Feſt der Bäcker
Und der Iltis war der Koch
Mit dem hochgebornen Eber
Kranzeljungfern waren da
Zwei der allerholdſten Weſen,
Fräulein Fuchs und Fräulein Hirſchkuh

Dieſe leiſteten der Braut,
Der ſo reizend ſchönen Ziege,
Alle Dienſte, wie ſich's ziemt.

Als die Tafel nun geendet,
Schritt zum Tanze jeder Gaſt,
Der daran Gefallen fand.
Junker Haſe producirte
Alsbald ſeine muntern Sprünge,
Und ihm warf die Tänzerin,
Eine der zwei Kranzeljungfern,
Fräulein Fuchs, die's auf den Junker
Abgeſeh'n, ihr Schnupftuch zu;
Ja, als er ſich hurtig drehte,
Und dabei zart auf ſie eindrang,
Reichte ſie ihm einen Kranz
Neiderfüllt ward da der Windhund.
Daß ihm ſolche Gunſt geworden,
Und er forderte voll Grimm
Ihn zum Zweikampf mit dem Degen
Oder auf Piſtolen auch.
Haſe blieb nicht Antwort ſchuldig,
Nannt' ihn einen Schuft, und ſchwor,
Daß er ſich ihm ſtellen werde,
Daß er, als ein Mann von Ehre,
Gegen ihn ſich wehren wolle,
Mit all ſeiner Heldenkraft.
Doch der Löwe, friedenliebend,
Abhold ſolchen Balgereien
Ließ ſogleich ſein Wort erſchallen,
Und gebot mit Ernſt, ſie ſollten,
Sich bezähmend, ruhig ſein
Bei fünfhundert Gulden Strafe.

Siehe, und der Junker Igel,
Glattgekämmt, von ſchlankem Wuchſe

Gar entzückend anzuſchaun,
Ward dort heiß um Fräulein Marder,
Bat, indem er es umarmte,
Um des edlen Fräuleins Huld,
Und es trank der Kuh Herr Hirſch
Aus gefülltem Humpen zu,
Und indem mit allem Anſtand
Er den Hut abnahm vor ihr,
Fleht' er ſie mit ſeinen Worten:
„Kommt, erhebet Euch zum Tanz!"
Höchſterfreut war da die Kuh,
Schritt ſogleich mit ihm zum Tanze.
Und zur Stute ſprach ſie alſo:
„O, wie bin ich innigſt froh,
's juckt vor Wonne mich der Rücken,
Daß Herr Hirſch nach mir begehrt!"
„Wahrlich", ſprach zu ihr die Stute,
„Du haſt ein verteufelt Glück
Mit Verehrern und Galanen.
Sitz' ſchon vom frühen Morgen
Mit verdrießlichem Geſichte,
Niemand nimmt zum Tanze mich.
Hatteſt erſt zuvor den Büffel,
Hatteſt ihn vom frühen Morgen,
Und jetzt kommt der Hirſch ſchon wieder.
Ach wie froh, wie ſelig wär ich,
Käm auch Jemand her um mich!"
Das Kameel vernahm die Rede,
Hörte, was die Stute ſagte,
Dachte, „s'iſt ja eine Frau,
Die recht ehrbar will's verſuchen;"
Und es nahm die Stut' und drehte
Zierlich ſich mit ihr im Kreis.
Doch es zog der Hamſter jetzo
Seine Stiefel in die Höhe,

Zog auch um drei ganze Ellen
Seine Hoſen mehr empor,
Und ſtand auf, und trat zu Fräulein
Eichhorn, zu der Holden, hin,
Sprach: „Ich fühle Ueberdruß,
Länger müßig dazuſitzen,
Schönſte, komm mit mir zum Tanz.
Doch die Spitzmaus, die glaubwürd'ge,
Rief aus ihrem Loch hervor:
„Tanze ja mit Hamſter nicht!“
Sprach der Hamſter zu der Spitzmaus
„Ueberlaß mir Deine Holde
Nur auf eine kurze Weile,
Will ihr keinen Schaden thun,
Das verſprech' ich und verbürg' ich
Weigerſt Du's, ſoll meine Fauſt
Eines Beſſern Dich belehren!“
Ohne Zögern ſtand die Spitzmaus
Kampfentſchloſſen auf dem Platz:
Hab' er Muth, ſo mög' er's wagen!
Und der Hamſter, der behend war
Säumte nicht und faßte ſie,
Packte ſie bei ihren Haaren,
Zauste ſie mit einer Hand,
Mit der andern ſchlug er ſie
Ganz entſetzlich über's Maul,
Schlug ſie, der leichtſinn'ge Hamſter
Bis der Spitzmaus zartes Antlitz
Bläulich von den Schlägen ſchwoll
Es beklagte ſie die Otter,
Ach und Fräulein Eichhorn weinte
Jeder, der die Spitzmaus ſah,
Fühlte Mitleid und Erbarmen.
Da verzog der Dachs nicht länger,
Schickte das achtbare Frettchen,

Daß es zum Gerichtsherrn eile,
Ihn in seinem Namen grüße,
Einen guten Tag ihm wünsche,
Und, weil ihm in solchen Dingen
Alle Macht gegeben sei,
Ihn ersuche, ohne Aufschub
Zu erscheinen bei dem Feste,
Wo man ungebührlich raufe.
Das achtbare Frettchen lief
Und traf grade unterweges
Den Gerichtsherrn, ihn, den Widder
Der bedächtig schritt einher.
Schon als es von fern ihn schaute,
Zog es gleich die Kappe, machte
Seine schuldige Verbeugung,
Und erstattete Bericht.
Als der Widder bei dem Feste
Nun erschien, erhoben sich
Der Maulesel, der glorreiche,
Und der Rehbock schnell, begrüßten
Ihn nach Pflicht, und reichten ihm
Einen vollen Krug mit Warmbier,
Und er ließ am Tisch sich nieder,
Und in einer Weile wurden
Hamster dann und Spitzmaus, Beide,
Vorgeführet und verhört.
Da entschied zuletzt der Widder,
Daß der Hamster, als der Schuld'ge,
Zahlen solle fünf Faß Bier.
Und so war der Streit geschlichtet;
Alle wurden wieder fröhlich,
Und die Instrumente klängen.
Bär spielt' auf der Violine,
Elephant, der schlug die Zither,
Die Baßgeige strich der Zobel,

Und das gab ſo ſüße Töne,
Daß ſich Alle hoch erfreuten
An der herrlichen Muſik.
Wieſel ſprang mit dem Kaninchen
Affe hüpfte mit dem Eſel
Luſtig, daß der Staub nur flog.
Doch indeſſen wurde langſam
Ihre Speiſekammer leer;
Dichtes Waſſer blieb im Faſſe,
Hefe wurde weggegoſſen,
Und das Feſt, es ging zu Ende.
Mahnend zog der Stier die Glocke,
Da verloren Alle ſich.

Geſcheidter Liebesgrund.

(Böhmiſch. Melodie 13.)

Ach, weiß nicht in der That,
Was Dich ſo an mich zieht,
Ach, weiß nicht in der That,
Was Du mich liebſt!
Hab' ja kein Heirathsgut,
Bin auch nicht gar ſo ſchön;
Ach, weiß nicht in der That
Was Du mich liebſt!

„Dein blaues Augenpaar,
Das iſt's, was mir gefällt,
Dein blaues Augenpaar,
Was mich beglückt,
Dein blaues Augenpaar,
Und Deine Hand fürwahr,
Weil ſie zur Arbeit ſo
Flink und geſchickt."

Auftrag
(Mähriſch.)

Weiße, weiß Gänſe,
Die ihr hochhin flieget,
Die ihr weithin ſehet!

Drehet euch, ihr Gänſe,
Ob dem Hof des Treuen,
Kündet meinem Treuen,
Daß er kommen möge,
Will ſchon, will ſchon freien!

Mögen um mich kommen
Schnell mit vierzig Roſſen
Und mit fünfzig Wagen!

Die Räder von Pfefferkuchen,
Die Wagenkörbe von Zucker,
Die Roſſe in blankem Golde,
Im Scharlachkleide der Holde,
Die Peitſche mit Gold durchflochten —
Es hat ſie mein Liebſter geflochten!

Die Heimkehr.
(Mähriſch.)

Der Jüngling in den Krieg muß fort,
Zur Liebſten ſpricht dies Abſchiedswort:

„Nach ſieben Jahren bin wieder ich hier,
Bring' Deinen Ring zurücke Dir.“

Schon rann das ſiebente Jahr dahin,
Sie harrte noch immer treu auf ihn.

Und als es ſollte zu Ende geh'n,
Schritt ſie hinaus, um Gras zu mäh'n.

Es begegnete ihr im weiten Feld
Ein junger Soldat, ein ſchmucker Held.

Haſt Du nicht Luſt, o Holde mein,
Gleichwie die übrigen Mädchen zu frei'n?"

„„Ich will nicht frei'n, will ledig ſein,
Will harren treu des Liebſten mein.""

„Dein Liebſter längſt ein Weibchen hat,
Ich war bei der Hochzeit in der That."

„Nun, meine holde Roſe, ſprich,
Was Du ihm wünſcheſt inniglich?"

„„Wünſch' ſo viel Glück ihm in der Welt,
Als Halme wachſen auf dem Feld.""

„„Wünſch' ſo viel Heil ihm und Gedeih'n,
Als Blätter rauſchen in dem Hain.""

„Ei, meine holde Taube, ſprich,
Was Du weiter ihm wünſcheſt inniglich?"

„„Wünſch' Küſſe ihm ſo viel an der Zahl,
Als Sterne glänzen am Himmelsſaal.""

„„Wünſch' ſo viel Tag' ihm voll Seligkeit,
Als Kirchen ſtehen weit und breit.""

„„Und ſo viel Kinder friſch und geſund,
Als Blüthen keimen im Frühling bunt.""

Da lacht der Soldat, den Ring ihr weiſ't,
Der wie die goldene Sonne gleißt.

„Das iſt ja der Ring, derſelbe Ring,
Den einſt der Liebſte von mir empfing!"

Und es war der Liebſte, ſie froh umfing,
Und ſchnell mit ihr zum Prieſter ging.

Und dort in der Kirche im grünen Wald,
Dort wurden ein glücklich Paar ſie bald.

Die Mutter und ihr Sohn.

(Böhmiſch.)

Es ging, es ging die Mutter
Dahin auf grüner Wieſ';
Sie trug in ihren Armen
Ein Söhnlein, hold und ſüß.

„O Söhnlein, liebes Söhnlein,
Was iſt Dein künftig Loos?
Ertränk' ich Dich im Waſſer,
Zieh' ich Dich lieber groß?"

„„O Mutter, liebe Mutter,
Ertränk' mich nimmermehr;
Erziehe mich geduldig,
Und gieb mich in das Heer!""

„„Ja, unſer guter Kaiſer,
Gewiß, er lobt Dich dann,
Daß Du ihm haſt erzogen
Solch einen Kriegesmann.""

Die Mutter, ſie erbarmte
Ob ihrem Söhnlein ſich,
Sie warf es nicht in's Waſſer,
Erzog es mütterlich.

Wiegenlied.

(Böhmiſch. Melodie 14.)

Schlaf' mein Kind, in Ruh'
Schließ' die Aeuglein zu!
Gott wird Dir zur Seite liegen,
Engel werden ſanft Dich wiegen
Schlaf', mein Sohn, in Ruh'!

Schlaf', mein Kind, in Ruh,
Schließ' die Aeuglein zu!

Wachſt Du auf in einer Weile,
Wird Dir ſüßer Brei zu Theile:
Schlaf', mein Herz in Ruh'!

Schlaf', mein Kind, in Ruh'!
Schließ' die Aeuglein zu!
Will Dir Trommel, Geige geben,
Aber Keinem Dich, mein Leben:
Schlafe, ſchlaf' in Ruh'.

Ernſtere, weh- und ſchwermüthige Lieder, Balladen, Romanzen.

Verlorene Jugend.

(Slowakiſch.)

Brauſten alle Berge,
Sauſte rings der Wald —
Meine jungen Tage,
Wo ſind ſie ſo bald?

Jugend, theure Jugend,
Floheſt mir dahin;
O Du holde Jugend,
Achtlos war mein Sinn.

Ich verlor Dich leider,
Wie wenn einen Stein
Jemand von ſich ſchleudert
In die Fluth hinein.

Wendet ſich der Stein auch
Um in tiefer Fluth,
Weiß ich, daß die Jugend
Doch kein Gleiches thut.

Das geflügelte Herz.

(Böhmisch. Melodie 15.)

Dritthalb Jahre sind's nun,
Daß ich Dich, o Holde,
Kennen gelernt;
Doch Dich zu verstehen,
Davon, Holde, bin ich
Weit noch entfernt.
Hast wohl der Liebe Gluth
In mir entfacht,
Selber noch an Liebe,
Du mein holdes Kindchen,
Niemals gedacht.

Denkst Du noch, o Holde,
Jenes Maienabends,
Denkst Du noch fein?
Wie die Nachtigall da
Gar so süß, o Holde,
Sang dort im Hain?
Hell, als wär's Tageszeit,
Mond uns beschien,
Und wir, goldnes Kindchen,
Schauten, wo sich's Vöglein
Setze dahin.

Hin auf eine Tanne
Setzte da, o Holde,
S'Vögelein sich,
Und ich, Holde, gab Dir
Einen Kuß, den ersten,
Herzinniglich.
O welche Seligkeit,
O welche Lust,
Die mir jetzt noch immer,

Du mein goldnes Kindchen
Füllet die Bruſt!

Wenn Du mir, o Holde,
Aufrichtig und offen
Wär'ſt gegen mich;
Wär' auf dieſer Erde
Niemand, Holde, Niemand
Sel'ger, als ich!
Doch Deinem Herzen ſind
Flügel verlieh'n,
Und ſo, goldnes Kindchen,
Flatterl's auf von Blumen
Fort her und hin.

Die Roſe.
(Slowakiſch.)

Blühet eine Roſe,
Die gar hold zu pflücken,
Kommt auch wohl ein Jüngling
Und er wird ſie pflücken.

Bin noch eine Roſe,
Da kein Mann mich freiet
Es verwelkt die Roſe,
Bis ein Mann mich freiet.

Bin noch eine Blüthe,
Hab' noch keine Kindlein;
Es verwelkt die Blüthe,
Hab' ich einmal Kindlein.

Die Ertrunkene.
(Böhmiſch.)

Es tönt, es tönt zum Kriege.
Wer geht und rüſtet ſich?

Das Mädchen, dem ein Ritter
Herzinnig iſt ergeben,
Wird weinen bitterlich.

Auch ich hab' einen Liebſten,
Der heiße Treu' mir ſchwor.
Wenn nur der Herr, mein Kaiſer,
Ein Röſlein mir verliehe,
Gleich ſchwäng' ich mich empor!

„Was möchteſt Du, mein Liebchen,
Was möchteſt Du dort thun?"
Ich möchte Hemden waſchen,
Damit Du ſchneeweiß gingeſt,
Das möcht' ich dorten thun.

„Wo tauchteſt Du, mein Liebchen,
Wo tauchteſt Du ſie ein?"
Im Donauſtrom ein Felſen,
Auf ihn möcht' ich mich ſtellen,
Dort tauchte ich ſie ein.

Sie ſtand am Donauſtrome,
Und wollte guten Rath,
Frug ihn, ob ſeine Tiefe
Sich mit der Breite meſſe,
Sie ſtiege gern ins Bad.

Sie ſprang hinab ins Waſſer
Die Donau ſchlang ſie ein:
Da war es ach! auf immer
Da war es ach! auf immer
Geſchehn um's Mägdelein.

Und ihre weißen Füße
Geh'n auf dem tiefen Sand;
Die weißen Hände halten,

Die weißen Hände halten
Sich feſt am Uferrand.

Ihr ſchwarzes Haargeflechte
Treibt in der Fluthen Lauf,
Und ihre blauen Augen,
Und ihre blauen Augen,
Ach! ſchau'n zum Himmel auf.

Die Waiſe.

(Böhmiſch. Melodie 16.)

Ein Kind, noch klein und zart,
Zur armen Waiſe ward.

Als es nun klug genug,
Es nach der Mutter frug.

„Ach Vater, Vater mein,
Wo iſt mein Mütterlein?"

„„Dein Mütterlein ſchläft feſt,
Sich nimmer wecken läßt.""

„„Liegt auf dem Kirchhof dort,
Unweit von ſeiner Pfort'.""

Als dies vernahm das Kind
Zum Kirchhof lief's geſchwind.

Gräbt mit der Nadel fein,
Scharrt mit den Fingern fein.

Es ſcharrt und ſcharret lang
Dann weinet es ſo bang:

„O Mutter höre mich,
Ein einzig Wort mir ſprich!"

„„Das Sprechen fällt mir ſchwer,
Mich drückt die Erde ſehr.""

„„Geh' heim, mein Kind, haſt ja
'Ne andre Mutter da.““

„Ach die iſt nicht ſo gut,
Mir nichts, als Leides, thut.“

„Giebt ſie mir eine Krum',
Kehrt ſie ſie dreimal um.“

Gabſt Du mir Brot, gabſt Du
Mir Butter auch dazu.“

„Und kämmt ſie mir das Haar,
Blutet mein Haupt fürwahr.“

„Als Du mich kämmteſt lind,
Umarmteſt Du Dein Kind “

„Wäſcht ſie die Füße mir,
Zerbläut ſie beide ſchier.“

„Als Du ſie wuſcheſt lind,
Da küßteſt Du Dein Kind.“

„Und wäſcht mein Hemd ſie, dann
Fängt gleich das Fluchen an.“

„Als Du es wuſcheſt, Du
Sangſt freundlich ſtets dazu.“

„„Geh' heim, mein Kind, geh', geh
Und Gott empfiehl Dein Weh!““

„„Ich komme bald zu Dir,
Und nehme Dich zu mir,““

Das Kind nach Hauſe ging,
Sein Haupt ſchwer niederhing

„Ach liebſter Vater Du,
Verkauf die letzte Kuh.
Kauf eine Todtentruh' “

„Halt Geld für das Geläut',
Den Grabgeſang bereit!"

„Den Prieſtern, Gott zu Lieb',
Den Todtengräbern gieb!"

„„Ei Kind, was thuſt Du denn,
Als wär's um Dich geſcheh'n?""

„Ach Vater, Vater mein,
Seh' ſchon mein Mütterlein!"

„Die Mutter kommt um mich,
Und nimmt, nimmt mich zu ſich!"

„„Ei Kind, was ſprichſt Du da?
Die Mutter iſt nicht nah'.""

„„Die Mutter fault im Grab,
Ward längſt geſenkt hinab.""

„„Ich ſehe Niemand hier —
Mein Kind, es träumet Dir!""

„Ach Vater, mir wird ſchwer,
Reich' mir das Kiſſen her!"

„Mein Haupt, das brennt, das brennt!
Es geht mit mir zu End'."

„Die Seele Gott verbleib',
Dem Grab gehört mein Leib!"

„Ins Grab — zum Mütterlein,
Das Herz ihr zu erfreu'n!"

Krank war es einen Tag,
Es ſtarb am zweiten Tag,
Im Grab am dritten lag.

Der verlorene Schäfer.

(Böhmiſch.)

Es weidet im grünen Haine
Der Hirt die Lämmer ſein,
Er weidet ſie auf dem Hügel
Im grünen Birkenhain.

Da unterm Eichbaum ſtellen
Zwei Mädchen ſich plötzlich dar
Der Hirt giebt guten Abend
Sie lächeln wunderbar.

Das eine, wie eine Taube.
War ganz am Leibe weiß
Das zweite, wie eine Schwalbe
Begann ſo ſanft und leis.

„Komm Hirt mit uns, und ſchlafe
Dort bis zum weißen Tag.
O laß, laß Deine Lämmer,
Es weide ſie, wer da mag.

Sie nahmen ihn bei den Armen
Er ging zu den Bergeshöh'n
Die Lämmer ſammt ſeiner Hütte
Hat er nie wieder geſeh'n.

Reiters Schwanenlied.

(Böhmiſch.)

Ihr wunderſchönen Sternchen
Wie ſeid ihr gar ſo klein,
Doch leuchtetet ihr ehmals
Mir hell mit eurem Schein

Und eins und eins vor allen,
Der Morgenſtern es war,

Der leuchtete mir immer
Zur Liebſten hin ſo klar.

Du Mond dort in den Wolken,
Wie ſchwebſt du gar ſo hoch:
Wie iſt mein trautes Liebchen
Von mir ſo ferne doch!

Wohl haben mir die Meinen
Zu Hauſe oft gedroht,
Wenn vor den Feind ich käme,
So ſchlug er bald mich todt.

Ich bin ins Feld gezogen,
Hinaus in's blut'ge Feld —
Noch ein Mal will ich denken
Der Liebſten auf der Welt.

Die Welt iſt groß hienieden,
Die Eltern ſind ſo weit,
Eh' ſie von mir was wiſſen,
Bin ich der Würmer Beut'.

Schon grub ein tiefes Grab man
Dort in dem grünen Hain.
So grüße mir noch einmal
Die Allerliebſte mein.

So hab' Dich wohl, mein Schätzchen,
Mein Lieb, ich grüße Dich!
O härm' Dich nicht und klag' nicht,
Ein fromm Gebetlein ſprich!

(Böhmiſch... Melodie 17.)

Ach mich hält der Gram gefangen,
Meinem Herzen iſt ſo weh,

Denn ich ſoll von hinnen ziehen
Ueber jenes Berges Höh.

Was einſt mein war, iſt verloren,
Alle, alle Hoffnung flieht;
Ja ich fürchte, daß, o Mädchen,
Dich mein Aug' nicht wieder ſieht.

Dunkel wird mein Weg ſich dehnen,
Wenn ich ſcheiden muß von hier:
Steh' ich dann auf jenem Berge,
Seufz' ich ein Mal noch nach Dir.

Der Königinhofer Garten.

(Böhmiſch.)

Dort in Kön'ginhof im Garten [1])
Blüht ein ſchönes Röſelein;
Sprengte durch zwei volle Nächte
Thau das ſchöne Röslein ein.

Dort in Kön'ginhof im Garten
Bei dem ſchönen Röſelein
Weinte durch zwei volle Nächte
Thränen hin die Liebſte mein.

Dort in Kön'ginhof im Garten
Seufzten wir den Abſchiedsgruß,
Bei dem ſchönen Röslein gaben
Wir uns ach! den letzten Kuß.

Das Scheiden.

(Slowakiſch.)

Ach das Scheiden, ach das Scheiden,
Welch ein ſchweres Herzeleid,
Wenn ſich zwei in Liebe trennen,
Junger Burſch und junge Maid!

Als wir von einander ſchieden
Zwangen wir die Thränen nicht,
Wiſchten uns mit weißem Tuche
Beide weinend das Geſicht.

Stirbſt Du mir, wie kann ich leben?
Sterben beide wir in Treu',
Laſſen in ein Grab zuſammen
Uns verſenken alle zwei.

Laſſen uns auf eine Tafel
Beide ſchreiben hintenhin:
Die zwei Todten hier im Grabe
Waren nur ein Herz und Sinn.

Die Verlaſſene.

(Böhmiſch. Melodie 18.)

Neulich ſchwamm ein flinkes Gänschen
Auf dem klaren Teich dahin,
Als ich von dem Heißgeliebten
Abſchied nahm mit trübem Sinn.

Hinter jene ſchwarzen Berge,
Hinter Böhmens Grenze dort,
Führten ſie mir treuen Mädchen
Meinen theuren Jüngling fort.

Wär' ich doch das flinke Gänschen,
Schwämm' ich nicht im Teich dahin:
Hinter meinem Schatz bergüber
Flög' ich ſchnell mit frohem Sinn!

Die Verlaſſene. [2])

(Slowakiſch.)

So grün der Berg, ſo ſteinig der Pfad.
Mit wem erfreu' ich mich?

Ich freu'te mich mit dem Vater gern,
Doch hab' ja keinen ich.
Der Vater war eine grüne Eich'
Und ſtand am Meere, weh'!
Es ſchwoll das Meer und nahm mir ihn —
Du mein Gott in der Höh'!

So grün der Berg, ſo ſteinig der Pfad,
Mit wem erfreu' ich mich?
Ich freu'te mich mit der Mutter gern;
Doch hab' ja keine ich.
Die Mutter ein Himmelsgarten war
Und ſtand am Meere, weh'!
Es ſchwoll das Meer und nahm mir ſie —
Du mein Gott in der Höh'!

So grün der Berg, ſo ſteinig der Pfad,
Mit wem erfreu' ich mich?
Ich freu'te mich dem Bruder gern,
Doch hab' ja keinen ich.
Der Bruder ein grüner Ahorn war,
Und ſtand am Meere, weh'!
Es ſchwoll das Meer und nahm mir ihn —
Du mein Gott in der Höh'!

So grün der Berg, ſo ſteinig der Pfad,
Mit wem erfreu' ich mich?
Ich freu'te mich mit der Schweſter gern,
Doch hab' ja keine ich.
Die Schweſter war eine grüne Birk'
Und ſtand am Meere, weh'!
Es ſchwoll das Meer und nahm mir ſie —
Du mein Gott in der Höh'!

So grün der Berg, ſo ſteinig der Pfad,
Mit wem erfreu' ich mich?
Ich freu'te mich mit dem Liebſten gern,
Doch hab' ja keinen ich.

Der Liebste zögerte zu lang'
Und stand am Meere, weh'!
Es schwoll das Meer und nahm mir ihn —
Du mein Gott in der Höh'!

Schlimmer Gruß aus der Ferne.

(Böhmisch.)

Als ich durchs Meer hinschiffte, da flog
Eine Nachtigall über die Fluth;
Sie ließ ein weißes Blatt herab,
Herab auf meinen Hut.

Ich nahm den Hut vom Haupte schnell,
Ins weiße Blatt ich sah,
Ach einen Gruß von meiner Maid
Erblickt', erblickt' ich da.

Seit jener Zeit bin ich verwaist,
Dem Gärtner im Garten gleich.
Pflegt er die Rose, und sie welkt
In seinen Händen bleich.

Wohl pflegt' einst eine Ros' auch ich —
Gar tief in treuer Brust
Und doch verlor, verlor auch ich
Meine Perle, meine Lust.

Die verbrecherische Schwester.

(Böhmisch Melodie 19.)

Bei der herrschaftlichen Aue
Heu't die Maid im Morgenthaue.

Und vier Herr'n vorüberreiten
„Mädchen, willst uns nicht begleiten?

„„Zöge gern mit euch ihr Herren,
Doch mir wirds der Bruder wehren.

„Kannst dem Bruder Gift bereiten,
Und uns fröhlich dann begleiten."

„„Weiß nicht, wie ich das vollbringe,
Lernte niemals solche Dinge.""

„Geh' dorthin zum grünen Haine,
Findst der gift'gen Schlangen eine."

„Koch' sie ihm in Milch, und reiche
Sie ihm dar: er wird zur Leiche."

Und sie ging zum grünen Haine,
Fand der gift'gen Schlangen eine.

Kochte sie in Milch geschwinde,
Buk sie dann, vor Lieb' ach blinde!

Und es fuhr der Bruder balde
Holz daher aus schwarzem Walde.

„Bruder, komm, wirst Hunger haben:
Buk ein Fischlein, Dich zu laben."

„„Was ist mit dem Fisch geschehen?
Ist nicht Schweif noch Kopf zu sehen.""

„Ei den Kopf hab' ich geschmauset,
Katze hat den Schweif gemauset "

Und als er davon genommen,
Thät es übel ihm bekommen.

„Schwester, arg ist mein Befinden,
Wolle mir das Haupt verbinden."

„„Stünde darnach mein Verlangen,
Gäb' ich nicht zu essen Schlangen.""

„Schwester, frischen Wein mir bringe,
Daß ich mir das Herz verjünge!"

Doch sie bracht' ihm Wasser trübes:
„„Trink' mein Brüderlein, mein liebes!""

„Schweſter, mir das Kiſſen reiche,
Daß mein Haupt ich leg' aufs weiche!"

Doch 'nen harten Stein ſie brachte:
„„Ei ſo ſtirb denn hin, verſchmachte!""

Und kaum daß die Erd' ihn hüllet,
Schreibt ſie, ganz von Lieb' erfüllet:

„Komm, mein Liebſter, ohne Weile!
Bruder ſtarb zu unſrem Heile."

„„Ei konnt'ſt ihn um's Leben bringen,
Könnt's Dir auch an mir gelingen.""

„Ach mein Gott, was wird jetzt werden!
Hab' nicht Bruder, Mann auf Erden."

„Hab' dem Bruder Gift gegeben,
Und muß nun verſtoßen leben!"

Eiferſucht noch im Tode.

(Mähriſch.)

Was iſt Weißes zu gewahren
Auf den Bergen, in den Thalen?
Sind es weißer Gänſe Schaaren,
Oder iſt dort Schnee gefallen?

Wären's weißer Gänſe Schaaren,
Wären längſt ſchon fortgeflogen;
Wär' es Schnee, die warme Sonne
Hätt' ihn längſt ſchon aufgeſogen.

Iſt ein Lager, auf dem Lager
Ruht ein Jüngling hingeſtrecket,
Und das Haupt des ſchönen Jünglings
Iſt mit Wunden ganz bedecket.

Auf der einen Seite, glänzend,
Sein geſchliffner Säbel lieget;

Auf der andern Seite, trauernd,
Sich an ihn sein Mädchen schmieget.
Hält ein Tuch in ihrer Rechten
Dem Verwundeten zu dienen;
Hält ein Reis in ihrer Linken,
Dran noch frische Blätter grünen.
Wischet mit dem weißen Tuche
Ihm den Schweiß vom Angesichte:
Mit dem grünen Reise scheuchet
Sie der Fliegen frech Gezüchte.
„Ach wie lange soll wie lange
Ich in bangen Zweifeln schweben.
Sage, sag mir, mein Geliebter,
Hegst Du Hoffnung noch zu leben?
„„Wolle mir, o Heißgeliebte;
Meinen blanken Säbel reichen,
Daß ich seh in seinem Spiegel,
Wie die Wangen mir erbleichen.
Und sie reichet ihm dem Säbel.
Doch springt seitwärts sie behende;
Denn sie merkt, der Jüngling sinne
Still im Herzen auf ihr Ende.„
„Ei wer hat Dir, Heißgeliebte,
Diesen guten Rath ertheilet?
O wie noch mein Aug im Sterben
Sehnsuchtsvoll auf Dir verweilet.
„„Meine alte Mutter hat mir
So gerathen im Vertrauen.
Sicher wollteſt mit dem Säbel
Du das Haupt vom Rumpf mir hauen!““
„Ja, das wollt' ich! Treffen sollte
Dich mein Säbel gleich dem Blitze;
Denn ich kann es nicht ertragen
Daß ein Andrer Dich beſitze.

Die fünf Freier.

(Mähriſch.)

Beim Nachbar dort am Bache
Rauft ſich der Gänſe Schaar,
Geh' Sohn, nimm Deinen Säbel
Und tödte ſchnell ein Paar! —

Die Schöne ſitzt am Tiſche,
Gleich einer Roſ' erblüht,
Und rühmet ſich, es hätten
Sich Fünf um ſie bemüht.

Heiß liebte ſie der Erſte.
Der Zweite ſie ihm nahm
Es brach das Herz dem Dritte
Daß er ſie nicht bekam.

Der Vierte ſchwenkt ſein Tüchlein
Beim Tanz hoch über ſich;
Der Fünfte unterm Fenſter
Weint bitter, bitterlich.

Treue für Untreue.

(Mähriſch.)

Es ſitzt ein kleiner Vogel
Auf hohem Eichenbaum,
Und ſpähet ob die Sonne
Sich zeig' am Bergesſaum.

Wohl, ſteigt die Sonn' in die Höhe,
Doch die meine ging hinab,
Seitdem, ſich einem Andern
Mein Lieb zu eigen gab.

O grabt ein Grab mir Leute,
Knapp an dem Wege dort,

Und bettet mich zu Ruhe
An dem erſehnten Ort.

Zu meinem Haupte pflanzet
'Nen rothen Blumenſtrauß,
Zu meinen Füßen höhlet
Ein ſteinern Brünnlein aus.

Ach geht ſie dann vorüber,
Vielleicht von den Blumen ſie pflückt,
Indeß der Glückliche ſchlürfend
Sich aus dem Brunnen erquickt!

Zuſpäte Reue.

(Slowakiſch. Melodie 20.)

O Vater im Himmel,
Wie reut es mich zu ſpät,
Daß wegen des Einen
Die Andern ich verſchmäht!

Ich gab für den Pfau ach!
Den edlen Falken hin!
O wüßt' ich die Stätte,
Wie gerne ſucht' ich ihn!

Er ſitzt wohl im Hofe
Des Nachbars fort und fort,
Er ſitzet am Schnürchen,
Am ſeidnen Schnürchen dort.

Das Schnürchen, das Schnürchen
Iſt gar ſo dünn und fein,
Es ſchnitt ſich ins Herz mir,
Tief in das Herz hinein.

Der verwelkte Kranz.

(Böhmisch.)

Wer trat dem engen Pfade
Wohl diese Spuren ein?
Auf ihm, da ging ein Mädchen,
Und weinte ganz allein.

Auf ihm, da kam ein Jüngling,
Voll Schmerz in tiefer Brust,
Er haschte sich das Mädchen
Und jauchzte laut vor Lust.

„Geliebter, o Geliebter,
Komm bald, recht bald zu mir!
Aus frischen grünen Blättern
Ein Kränzlein geb' ich Dir."

Der Jüngling kam nicht wieder,
Das Kränzlein welkte matt,
Der Jüngling kam nicht wieder,
Verwelkt war jedes Blatt.

Lust und Schmerz.

(Böhmisch. Melodie 21.)

Auf der grünen Höh' ein Baum,
Unten eine Matte —
O wie ist mir, denk' ich sein,
Den so lieb ich hatte!

Denk' ich sein, bei Tag, bei Nacht,
Wann es mag geschehen:
Gleich beginnt die ganze Welt
Sich um mich zu drehen.

Ach, wie schwer ist's, daß man stirbt,
Sind gesund die Glieder;

Doch weit ſchwerer, daß wer liebt
Was ihm ganz zuwider.

Was ich möcht' umfaſſen,
Das hat mich verlaſſen.
Was ich möcht' verſcheuchen,
Will nicht von mir weichen.

Ruhe im Grabe.
(Böhmiſch)

Als ich dort ging durchs ſchwarze Gewäld,
Da ſchnitten Mädchen im Haferfeld.

Ich frug ſie, ob nicht in ihrer Mitte
Auch meine Getreue Hafer ſchnitte.

„Ach nein, ach nein! ſie iſt nicht da,
Vor einer Woche begrub man ſie ja.“

So zeigt den Weg mir, wo ſie mein Liebchen
Getragen zum kalten Erdenſtübchen.

„Man findet gar leicht den Weg dahin,
Er iſt durchflochten mit Rosmarin.“

So zeigt die Kirche mir wo mein Schätzchen
Begraben liegt an ſtillem Plätzchen.

Und zweimal ging ich den Kirchhof ab,
Und nirgend ſah ich ein neues Grab.

Zum dritten Mal durchſchreit ich ihn eben,
Da ſeh' ich ein neues Grab ſich erheben.

„Wer ſchreitet zu meinem Grab herzu
Und ſtört die Todten in ihrer Ruh'?“

„Wer wandelt ob mir, ich frage wieder,
Und ſtreifet den Thau vom Graſe nieder?“

Mein Liebchen, o Du liegst hier versenkt.
Die ich so gern einst, so gern beschenkt?

„Und nahm ich auch manche Deiner Gaben,
So ist doch keine mit mir begraben."

„Geh' nur zu meiner Mutter ins Haus
Sie reicht Dir alle die Gaben heraus"

„Das Tuch, das werft in den Fluß hinein
So wird mir ums Haupt weit leichter sein.

„Den Ring, den werft in des Meeres Schlünde
Damit ich Ruh im Grabe finde.

Der Unvergeßliche

(Mährisch.)

So duftete nie im Kranze
Der Rosmarin,
Wie er, der holde Fremdling
Da er vor mir erschien
Kalter Thau herab sich
In jener Nacht ergoß.
Da ich hinter dem Holde.
Meine Thür verschloß
Ach kalt wie Eis
Kann ich nun nicht vergessen.
Kann ich nun nicht vergessen
Den grauen Täuber — —
Vergessen ihn auf keine Weis'!
Ach schon vergaß ich manchen
Mir wards nicht schwer:
Doch ihn, ach ihn vergessen
Kann ich nimmermehr!

Der verlorene Jungfrauenkranz.

(Mähriſch.)

Hirten, Hirten habt ihr nirgend
Wo gefunden meinen Kranz?
Hab' den grünen Kranz verloren,
Und ſo herrlich war ſein Glanz!
„Haben nirgend ihn gefunden,
Doch wir ſah'n, wir ſahen ihn,
Als ihn weitweg Vögel trugen
Ueber das Gebirge hin."
Weh, ſo iſt der Kranz verloren!
Dünge ich auch zwanzig Paar
Schneller Roſſe, ihn zu holen,
Brächten ſie ihn nimmerdar.
Weh, ſo iſt der Kranz verloren!
Spannt' ich hundert Wagen ein,
Brächten ſie ihn doch nicht wieder,
Würd' er niemals wieder mein.
„Ei ſo klag' nicht ſo, mein Schätzchen,
Klag' nicht ſo und blicke hold!
Will Dir für den Kranz, den grünen,
Kaufen einen Kranz aus Gold."
Ach was iſt der Kranz, der goldne,
Gegen meinen grünen Kranz!
Was iſt alles Goldes Schimmer
Gegen ſeinen friſchen Glanz!

Klage um den Todten.

(Böhmiſch. Melodie 22.)

Eingeſunkne, alte Burgen
Bauen leicht ſich wieder her,
Aber was mir eingeſunken,
Ach! das rettet Niemand mehr.
Abgehau'ne, dichte Wälder

Grünen wieder bald empor,
Aber wer, mein Vielgeliebter,
Ruft dich aus dem Grab hervor?

Könntest du mir jemals wieder
Neu zurückgegeben sein,
Grüb' ich dich mit einer Nadel
Gern aus hartem Felsgestein!

Die Verwünschte.

(Slowakisch.)

Um Wasser ging das Mädchen
Dahin auf grüner Au,
Ging zu dem hölzernen Brunnen,
Und konnte kein Wasser drehen
Vor lauter kühlem Thau.
Voll Zornes rief die Mutter:
„Du Tochter, Töchterlein,
O würdest du zu Stein!"

Da ward des Mädchens Eimer
Zu Marmor auf der Stell',
Das Mädchen aber grünte
Empor als Ahorn schnell.

Es kamen nun zwei Brüder,
Spielleute waren sie:
„Wir zogen weit, mein Bruder,
Solch einen schönen Ahorn,
Den fanden wir noch nie.
Komm, schneiden wir eine Geige
Uns jeder, ich und du,
Zwei Fiedelbogen dazu!"

Sie schnitten in den Ahorn,
Es spritzte Blut heraus,
Die Bursche, sie erschraken,
Und stürzten hin vor Graus.

Da ſprach das Mädchen alſo:
„Warum erſchrecket ihr?
Nein, ſchneidet eine Geige,
Und jeder zwei Fiedelbogen
Euch ohne Furcht aus mir!
Dann geht und ſpielt recht traurig
Vor meiner Mutter Thür,
Singt ihr die Worte vor:
Hier iſt dein Töchterlein,
Das du verwünſcht zu Stein!“

Die beiden Burſche gingen,
Und traurig ſpielten ſie ſehr;
Kaum hörte ſie die Mutter,
Lief ſie zum Fenſter daher:
„O Burſche, liebe Burſche —,
Vermehrt nicht meine Pein,
Bin ja genug gepeinigt,
Seit hin mein Töchterlein!“

Die gebrochene Bank.

(Mähriſch.)

Die Bank, drauf ich ſo oft mit ihm
Gekoſet und gelacht,
Sie iſt gebrochen, und war doch feſt
Aus Eſchenholz gemacht.

Sie iſt entzwei, ſie iſt entzwei,
Wie unſre Liebe ach!
Sie iſt gebrochen, die holde Bank,
Wie er die Treue brach.

Und ſo, wie nimmer zuſammenwächſt,
Ach nimmer, Stück mit Stück:
So kehrt auch niemals, niemals wohl
Der alten Liebe Glück!

Die Getäuſchte.

(Böhmiſch.)

Als ſie dahin ging durch den Hain,
Ach durch den Hain,
Da traf ſie ein Jäger ſo allein.

Die Sonne ſchien, lau blies der Wind,
Ach lau der Wind,
Da blühte ihr Herz in Liebe lind.

Da ſaß ſie bei ihm bis zum Abendroth,
Ach Abendroth,
Der Jäger, der ſchoß 'ne Hirſchin todt.

Nicht lange, ſo mähte ſie grünes Gras,
Ach grünes Gras:
„O daß ich beim ſchmucken Jäger ſaß!"

Und als ſie Kleider ſpülte am Bach,
Ach dort am Bach,
Da klagte ſie bang dem Jäger nach:

„Eh' ich den ſchmucken Jäger geſehn,
Ach ihn geſeh'n,
Da war ich wie eine Roſe ſchön."

„Doch meine Schönheit iſt nun verblüht,
Ach iſt verblüht,
Seit mich der Jäger ſo untreu flieht."

„Er geht mit einer andern Maid,
Ach andern Maid!"
Sie wiegt ein Kindlein, und weint voll Leid.

Ihr Mädchen, o geht nicht durch den Hain,
Ach durch den Hain,
Leicht träf' euch ein Jäger ſo allein.

Klage.

(Böhmisch. Melodie 23.)

Ach mir fehlt, nicht ist da,
Was mich einst süß beglückt;
Ach mir fehlt, nicht ist da,
Was mich erfreut!
Was mich einst süß beglückt
Ist wie die Well' entrückt:
Ach mir fehlt, nicht ist da,
Was mich erfreut!

Sagt, wie man ackern kann
Ohne Pflug, ohne Roß!
Sagt, wie man ackern kann,
Wenn das Rad bricht?
Ach wie solch Ackern ist,
So ist die Liebe auch,
So ist die Liebe auch,
Küßt man sich nicht!

Zwingen mir fort nur auf,
Was mich mit Qual erfüllt;
Zwingen mir fort nur auf,
Was meine Pein:
Geben den Witwer mir
Der kein ganz Herze hat;
Halb ists der ersten Frau,
Halb nur wär's mein!

Die drei Töchter.

(Mährisch.)

Ein Vater hatte drei Töchterlein,
Die waren alle reif zum Frei'n.
Und als zum Altar die älteste schritt,
Gab er dreihundert Thaler ihr mit.
„Mein liebes Töchterlein, pfleg' mich fein,
Werd' ich zu alt zur Arbeit sein."

„„Ja, liebſter Vater, ſtraf' mich Gott,
Pfleg' ich euch treu nicht bis zum Tod!““
Und als zum Altar die zweite ſchritt,
Gab er zweihundert Thaler ihr mit.
„„Mein liebes Töchterlein, pfleg' mich fein,
Werd' ich zu alt zur Arbeit ſein.“
„„Ja liebſter Vater, ſtraf' mich Gott,
Pfleg' ich euch treu nicht bis zum Tod!““
Und als zum Altar die jüngſte ſchritt,
Gab er einhundert Thaler ihr mit.
„Mein liebes Töchterlein, pfleg' mich fein,
Werd' ich zu alt zur Arbeit ſein.“
„„Ja, liebſter Vater, ſtraf' mich Gott,
Pfleg' ich euch treu nicht bis zum Tod!““
Noch waren nicht ſieben Jahre um,
Da ging der Vater gebückt und krumm.
Er ging mit feſtvertrau'ndem Sinn
Zu ſeiner älteſten Tochter hin.
„Hier bin ich, daß du mich pflegeſt, Kind!
Die Arbeit mir ſauer zu werden beginnt.“
Sie öffnete die Kammer im Haus,
Und brachte einen Strick heraus.
„Seid ihr zur Arbeit ſchon zu alt,
So geht und erhängt euch dort im Wald!“
Da griff er zum Stab, und ſchluchzte laut:
„Was muß ich erleben, daß mir graut!“
Er nahm den Stab, ſchlich fort von ihr,
Klopft' an der zweiten Tochter Thür:
„Nicht wahr, du wirſt mich pflegen, Kind?
Die Arbeit mir ſauer zu werden beginnt.“
Sie öffnete die Kammer im Haus,
Brachte einen Bettelſack heraus:
„Seid ihr zur Arbeit ſchon zu alt,
So erbettelt euch euren Unterhalt!“
Da griff er zum Stab, und ſchluchzte laut:

„Was muß ich erleben, daß mir graut!“
Er nahm den Stab, schlich fort von ihr,
Und klopfte voll Furcht an der Jüngsten Thür:
„O pflege, pflege mich, mein Kind!
Die Arbeit mir sauer zu werden beginnt.“
Sie öffnete die Kammer im Haus,
Und brachte einen Kuchen heraus:
„Da setzt euch, Vater, eßt in Ruh',
Und wieget meine Kinder dazu!“
Da rief er schluchzend vor Leid und Freud':
„Dich hielt ich am strengsten jederzeit,
Und du, du fühlst Barmherzigkeit!“
„„Ei, liebster Vater, Dank dafür!
Euere Strenge, die frommte mir.““

Gold überwiegt die Liebe.

(Böhmisch.)

Sternchen mit dem trüben Schein,
Könntest du doch weinen!
Hättest du ein Herzelein,
O du goldnes Sternchen mein,
Möchtest Funken weinen!

Weintest mit mir, weintest laut
Nächte durch voll Leiden,
Daß sie mich vom Liebsten traut
Um das Gold der reichen Braut
Mich vom Liebsten scheiden!

Der Besuch auf dem Kirchhof.

(Böhmisch. Melodie 24.)

Sagt mir, Mutter, wo ist eure Tochter?
Komme auf Besuch von fern.
Hab' sie nicht gesehen seit drei langen Jahren,
Säh' sie wieder einmal gern.

„Unſre Tochter ruhet auf dem Kirchhof,
Dort iſt ihre Lagerſtatt.
Laß von dem Gedanken, je ſie heimzuführen,
Die das Grab verſchlungen hat!“

Und es ſtockte, als ſie dies geſprochen,
Mir der Athem in der Bruſt:
Sie für mich verloren, die ich mir erkoren,
Meine Sehnſucht, meine Luſt!

„Mutter, Mutter, zeiget mir das Plätzchen,
Wo ſie ruht, zeigt es mir doch!
Will zum Kirchhof eilen, will dort fleißig graben,
Säh' ſie gern nur ein mal noch!“

Und als kaum den Kirchhof ich betreten,
Sah ich dort ein Grab, das neu,
Und zwei rothe Roſen gaben mir das Zeichen,
Daß ſie da begraben ſei.

„Hört, ich frage, frag' euch, rothe Roſen,
Senkte man ſie hier hinab?“
Und die rothen Roſen neigten ſich zum Zeichen,
Daß hier der Geliebten Grab.

„O erhebe dich, mein ſüßes Mädchen,
Gieb nur einen Laut von dir!“
„„Gerne, gerne thät' ichs, möchte mit dir ſprechen,
Doch das Herz erſtarrte mir.““

„O ich armes, unglückſelig Weſen,
Das ſein Koſtbarſtes verlor!
Meine holde Roſe iſt verdorrt, verdorret,
Blüht nicht mehr für mich empor.“

„Weh euch, Aeltern, ſchlagt ihr euren Kindern
Ihre Herzensbitte ab!
Ihr verwehret ihnen, daß ſie ſich vermählen,
Ach und ſtürzet ſie ins Grab!“

Klage.

(Slowakisch.)

O Felsen, lieber Felsen,
Was stürztest du nicht ein,
Als ich mich trennen mußte
Von dem Geliebten mein?

Laß dämmern, Gott, laß dämmern,
Daß bald der Abend wink',
Und daß auch bald mein Leben
In Dämmerung versink'!

O Nachtigall, du traute,
O sing' im grünen Hain,
Erleichtere das Herz mir
Und meines Herzens Pein!

Mein Herz, das liegt erstarret
Zu Stein, in meiner Brust;
Es findet hier auf Erden
An nichts, an nichts mehr Lust.

Ich frei' wohl einen Andern,
Und lieb' ich ihn auch nicht;
Ich thue, was mein Vater
Und meine Mutter spricht:

Ich thue nach des Vaters
Und nach der Mutter Wort;
Doch heiße Thränen weinet
Mein Herz in einem fort.

Die Türkenbraut.

(Mährisch.)

Saß ein Mann dort im Gefängniß
Siebzig lange, schwere Wochen,
Saß so lange dort gefangen
Bis ihm grau die Haare wurden.

Und er sprach zu sich im Stillen:
„Wollte Jemand mich befreien,
Würd' ich ihm die Tochter geben,
Würd' ihm geben meine Tochter,
Meinen halben Hof dazu!"

Und es hört' ihn Niemand sprechen,
Hört' ihn Niemand, als ein Knabe,
Der die Pferde wartete.
Und der Knabe säumte nicht,
Sagte dieses zu den Türken:
„Hört doch, meine lieben Herren,
Was da der Gefangne spricht:
Wollte Jemand mich befreien,
Würd' ihm geben meine Tochter
Meinen halben Hof dazu!"

Und nicht säumten da die Türken,
Gaben den Gefangnen frei.

Der Gefangne kam nach Hause
Setzte sich am Tische nieder,
Ließ das Haupt herunter hangen.

„Ei mein Väterchen, was ist euch?
Schmerzt der Kopf euch, oder seid ihr
Gar des Lebens überdrüssig?"

„„Nicht schmerzt mich mein Kopf, noch bin ich
Meines Lebens überdrüssig:
Ich versprach, dem Türken dich,
Ihm, dem Heiden, dich zu geben.

„Vater, eh' mit dem ich zöge,
Lieber wollt ich sterben, Vater!"
Und sie lief hinauf, und hörte
Schon die nahende Musik.

„Ach mein Vater, lieber Vater,
Sagt, um wen die Türken kommen?
Hört sie schießen, hört sie trommeln!“

„„Frage nicht! Die Türken kommen
Dich zu holen, meine Tochter!““
Und die Türken kamen wirklich,
Kamen in gar schönem Zuge;
Hatten Pferde ganz in Scharlach,
Hatten Knaben ganz in Golde,
Brachten für die Braut, die süße,
Diamanten zum Geschenk.

Und die Braut bestieg den Wagen,
Nahm von ihrem Vater Abschied:
„Gott mit euch, mein lieber Vater,
Nimmer kehr' zu euch ich wieder,
Nie in meinem Leben mehr!“

Fünfzehn lange Meilen fuhr sie,
Ohne nur ein Wort zu sprechen;
Dreißig lange Meilen fuhr sie,
Und da sprach sie dieses Wort:
„Warte, Fuhrmann, wart' ein wenig,
Daß ich von dem Wagen steige,
Lösch' mit Wasser meinen Durst!“

„„Ei was willst du Wasser trinken?
Hast vom besten Wein im Wagen.““

„Gut wohl ist der Wein zu trinken,
Wasser ist das Beste doch.“

Und sie stieg vom Wagen nieder,
Nahm den Kranz von ihrem Haupte,
Warf ihn in des Wassers Fluthen:
„Schwimme Kranz, schwimm auf den Fluthen,

Schwimme bis zu meinem Vater,
Künde meinem lieben Vater,
Daß ich mich als Braut zu eigen
Gab dem schnellen Donaustrom!
Seine kleinen Fische werden
Mir Geleiterinnen sein,
Große Störe die Brautführer,
Weiden, Erlen meine Kinder!"
Und hinab ins Wasser sprang sie,
Und der Donaustrom verschlang sie.

Ach da schreit, da weint der Türke,
Und wehklaget laut und jammert!
Doch es treiben auf den Fluthen
Ihre langen, blonden Haare;
Doch es tauchen aus den Fluthen
Ihre schönen, weißen Arme,
Und die schwarzen, hellen Augen
Klebt der Sand des Wassers zu.

Letzter Trost.

(Slowakisch.)

Bei der Pfarre wölbet
Sich ein Brücklein hin
Auf dem Brücklein blühet
Klee so frisch und grün,
Blühet, von der Sense
Niemals noch berührt;
Dort ward mir zu Wagen
Meine Maid entführt.

Wer sie mir entrissen,
Er behalte sie,
Aber nur umarme
Er sie vor mir nie;

Und auch dies geschehe,
Doch bei Nacht allein,
Daß es nicht mein Auge
Seh' zu seiner Pein!

Der Rosmarin. 3)

(Böhmisch. Melodie 25.)

Als ich ging im Eichenwalde,
Zog es mich zum Schlaf dahin,
Und beim Haupt mir bis zum Morgen
Wuchs empor ein Rosmarin.

Und die grünen Zweige alle
Schnitt ich ab vom Rosmarin,
Ließ sie auf dem Wasser schwimmen,
Auf den kühlen Wellen zieh'n.

Welche Maid die grünen Zweige
Unten an dem Flusse fängt,
Dieser sei mein Herz in Liebe,
Sei für immer ihr geschenkt!

Gingen Mädchen Wasser schöpfen
Zu dem Fluß in aller Früh',
Und die grünen Zweige schwammen
Bis zum Steg heran an sie.

Und es neigte sich nach ihnen
Müllers holdes Töchterlein;
Doch das unglückselige Mädchen
Stürzte in die Fluth hinein.

Glocken läuten, Glocken schallen:
Ha, wie fühl' ich mich beengt!
Vöglein, gilts wohl gar der Einen,
Der mein Herz ich ganz geschenkt?

„Ja es gilt ihr, deine Wonne
Lieget in dem Todtenſchrein,
Und vier Männer, ſchwarzgekleidet,
Scharren in die Erd' ſie ein."

Gott im Himmel, ach genommen
Haſt du mir die ſüße Braut!
Saget, ſagt mir, liebe Vöglein,
Wo mein Aug' ihr Grab erſchaut?

„Hinterm Berge in der Kirche
Singen Prieſter dumpf im Chor,
Dort, fünf Schritte von der Kirche,
Hebet ſich ihr Grab empor."

Nun ſo geh' ich hin und ſetze
Auf das Grab, das dunkle, mich,
Will um dich, du meine Süße,
Weinen, trauern innniglich.

Will um dich, Geliebte, trauern
Bis der Tod mich wird befrei'n,
Und den grünen Rosmarinkranz
Legt auf meinen Todtenſchrein!

Die getroffene Ente.

(Slowakiſch.)

Flog eine wilde Ente
Hoch in der Luft einher,
Der junge Schütze traf ſie,
Er traf die Ente ſchwer.

Er ſchoß ihr ab den Flügel,
Den rechten Fuß zugleich;
Da ſaß ſie hin am Waſſer,
Und weinte ſchmerzenreich:

„Du großer Gott im Himmel,
Mein Flug, er iſt vollbracht!
Nun kann ich meine Kindlein
Nicht nehmen mehr in Acht.“

„Ach meine Kindlein ſitzen
An eines Steines Rand,
Und trinken trübes Waſſer,
Und eſſen feinen Sand!“

Geiſtliche Lieder, Legenden, Sprüchwörter.

Morgens.

(Böhmiſch.)

Wie ſich wunderſchön die Sonn' erhebet,
Und die finſtre Nacht von hinnen ſchwebet!
Daß auch wir uns friſch erhoben,
Laßt dafür den Herrn uns dankbar loben!

Engel in den Höh'n mit lautem Schalle,
Die Erzengel und die Seraph' alle
„Heilig, heilig, heilig!“ ſingen:
Laßt auch uns Gott Preis und Ehre bringen!

Sonn' und Mond, der Sterne Silberherde,
Was im Himmel iſt und auf der Erde,
Läßt ſein Lied des Morgens klingen,
Ihm, der Leben ſchenkte allen Dingen.

Nachts ſchon ſingt der Hahn zu Gottes Preiſe,
Mit den Flügeln ſchlägt nach ſeiner Weiſe,
Schlägt die Bruſt, und läßt aus allen
Seinen Kräften Gottes Ruhm erſchallen.

Wie die kleinen Vöglein auch Gott loben,
Wenn die Morgenſonne ſich erhoben!
Jedes ſingt auf ſeine Weiſe,
Daß der ganze Wald ertönt im Kreiſe.

Alles, alles meldet Gottes Ehre,
Was im Himmel, auf der Erd', im Meere,
Vögel und die Fiſch' in Schaaren,
Wo was iſt Belebtes zu gewahren.

Und weil Gott die Thiere ſelbſt erheben,
Denen nicht Verſtand von ihm gegeben,
Sollſt du, dem Verſtand verliehen,
Nicht verſtockten Herzens dich entziehen.

Jeden Morgen denk', daß Gott voll Milde
Dich erſchaffen hat nach ſeinem Bilde;
Preiſ' ihn, daß er dich voll Gnaden
In der Nacht behütet hat vor Schaden!

Vor dem Eſſen.

(Böhmiſch.)

Herrſcher in des Himmels Höhen,
Weil zu dir die Vöglein flehen,
Daß du ihnen Huld erweiſeſt,
Und ſie tränkeſt und ſie ſpeiſeſt:

Hör' in deinen ew'gen Höhen
Uns um unſer Brot auch flehen,
Und mit gnäd'gem Wohlgefallen,
Herr im Himmel, ſchenk' es allen!

Oeffne deiner Allmacht Hände,
Und uns allen Nahrung ſpende;
Mög'ſt aus Wen'gem Viel bereiten,
Hochgelobt in Ewigkeiten!

Nach dem Eſſen.

(Böhmiſch.)

Lauten Dank und Preis gebracht
Gottes, des Dreiein'gen, Macht,
Der uns Matte ſtets erquickt,
Uns mit ſeiner Huld beglückt,
Mit der Koſt der Zeitlichkeit
Und dem Thau der Ewigkeit,
Seiner Erdgeſchöpfe Schaar
Segnet reich und wunderbar!

Unerforſchte Weisheit du,
Preis kommt Deiner Liebe zu,
Die ſich gnädig hat bewährt
Erdenſätt'gung uns beſchert!
Gieb, daß wir auch wohlgedeih'n,
Redlich uns dem Guten weih'n,
Sättigung in Himmelsluſt
Finden einſt an deiner Bruſt.

Vor dem Schlafengehen.

(Böhmiſch.)

Wie der kleinen Küchlein Brut
In der Mutterhenne Huth,
So des Abends flüchten wir,
Herr im Himmel, uns zu dir!

Daß du uns voll Gütigkeit,
Durch des ganzen Tages Zeit,
Friſch erhalten und geſund,
Dank dafür ruft unſer Mund.

Wenn in unſrem Blute war,
Was die Sünde drin gebar,
Sei durch Jeſu Tod die Schuld,
Uns, o Herr, verzieh'n in Huld!

Gieb uns eine ruh'ge Nacht,
Schütz' uns vor des Böſen Macht,
Nimm uns gnadenvoll in Acht
Du, o unſre ſtärkſte Wacht!
Ausruh'n, Herr, laß unſren Leib,
Jeden böſen Traum vertreib',
Nur Gedanken, gut und rein,
Wolle uns im Schlaf verleih'n!
Ruh', von argen Träumen frei,
Uns, o Herr, beſchieden ſei,
Daß, unangefochten ſo,
Wir erwachen friſch und froh!

Die heilige Dorothea.

(Mähriſch.)

Dorothea, die holde Maid,
War voll Frömmigkeit.
Dorothea, die Maid ſo hold,
Trug einen Kranz von Gold,

Trug von Lilien einen Kranz,
Die ſtrahlten im Himmelsglanz.

Der König fühlte Lieb',
Einen Brief an ſie ſchrieb:

„Reichſt du mir deine Hand,
So huldigt dir mein ganzes Land."

„„Kann nicht die Deine ſein,
Gehör' dem Herrn allein.""

Der König, aufgebracht,
Sperrt ſie in Kerkernacht,
Zieht fort mit Heeresmacht.

Sieben Jahre blieb er aus,
Im achten kehrt' er aus dem Strauß.

Fragt in des Herzens Noth:
„Iſt ſie am Leben oder todt?“

„„Wohl lebt ſie wunderbar,
Ohn' Trank und Speiſe gar.““

Da ward ſie geführt ans Licht
Vor ſein Angeſicht.

„Reichſt du mir deine Hand,
So huldigt dir mein ganzes Land.“

„„Kann nicht die Deine ſein,
Gehör' dem Herrn allein.““

Der König ließ vor Wuth
Sie werfen in Ofens Gluth.

Doch je heißer der Ofen glüht,
Je ſchöner die Maid erblüht.
Da ward ſie geführt aus den Loh'n
Vor des Königs Thron.

„Reichſt du mir deine Hand,
So huldigt dir mein ganzes Land.“

„„Kann nicht die Deine ſein,
Gehör' dem Herrn allein.““

Schnell war ein Rad bereit,
Zu rädern die holde Maid.

Da flehte ſie zu Gott
Um Rettung aus der Noth.

Und Gott Erbarmen trug,
Ins Rad der Donner ſchlug;

Schlug ſo gewaltig und ſchwer,
Daß die Erde bebt' umher.

„Kommſt doch nicht heil davon,
Das Schwert giebt dir den Lohn!“

Und hieß mit hartem Sinn
Sie führen zur Richtſtatt hin.

Als der Henker das Schwert
Zum erſten Mal gegen ſie kehrt,
Zerbricht das Schwert.

Da wird er von Zorn erregt,
Das Haupt vom Rumpfe ſchlägt.

Das Haupt zur Erde ſinkt,
Die Seel' in den Himmel ſich ſchwingt.

Dort unter den Engeln des Herrn
Strahlt ſie nun, wie ein Stern.

Lazarus und der Reiche.

(Mähriſch.)

Der arme Lazarus leidet ſchwer,
Geplagt von ſchmerzlicher Wunden Heer.

Er kriecht zu einem reichen Mann,
Fleht um ein Stückchen Brot ihn an.

„Was drängſt du dich herzu ſo keck?
Auf, Hunde, beißt den Bettler weg!"

Doch die ſchlimmen Hunde vergeſſen den Groll,
Und lecken die Wunden ihm mitleidsvoll.

Es währte nicht lange, da kam ein Gruß
An den armen, leidenden Lazarus:

„O Lazarus, s' iſt an der Zeit,
Mach' dich zur Wanderſchaft bereit!"

„Nach unverſchuldeter Erdenqual
Gelangſt du in des Himmels Saal!"

Und Engel kamen zu ihm hin,
Und trugen ihn zum Himmel hin.

„Macht auf, macht auf das Thor ſogleich,
Wir bringen einen Bruder euch!“

„Hart war auf Erden, hart ſein Loos,
Legt ihn nun ſanft in Gottes Schooß!“

„In Gottes Schooß legt ihn hinein,
Und bringt ihm einen Becher Wein,“

„Daß er geneſe vom Erdenleid,
Und ſchlürfe Himmelsſeligkeit!“

Und es währte nicht lange, da kam ein Gruß
An den Mann, der ſchwelgt' im Ueberfluß:

„Du reicher Mann, s' iſt an der Zeit,
Mach' dich zur Wanderſchaft bereit.“

„Nach ſündiger Luſt im prunkenden Saal
Erwartet dich der Hölle Qual.“

Der Reiche achtet nicht auf das Wort,
Und praßt und ſchwelgt, wie früher fort:

„Mir Abbruch thun, das wär' nicht klug!
Zur Buße iſts noch Zeit genug.“

Und der Hölle Brut kam zu ihm hin,
Und faßte mit ihren Krallen ihn.

Sie faßte mit ihren Krallen ihn,
Und ſchleppte ihn zur Hölle hin.

„Macht auf, macht auf das Thor ſogleich,
Wir bringen Leib und Seele euch!“

„Setzt ihn auf den verdienten Stuhl,
Und reicht ihm zu trinken aus dem Pfuhl!“

Doch wie aus dem Becher er trinkt jetzund,
Flammts blau heraus aus ſeinem Mund.

Da ſchreit er: „Weh mir, weh mir, weh!
O welch ein Trank, daß ich vergeh'!“

Blickt auf im Schmerz, der rieſengroß,
Sieht Lazarus ruh'n in Gottes Schooß.

Und er rufet: „Lazarus, ſteh' mir bei,
Aus meinen Qualen mich befrei'!“

„Die Flamme brennet fürchterlich,
O Bruder Lazarus, rette mich!“

Doch umſonſt, daß er jetzt erſt ihn Bruder nennt—
Sein Ruf verhallt, und die Flamme brennt.

Die zwölf Zahlen.

(Mähriſch.)

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was einer iſt?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was einer iſt:
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt.“

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was zweie ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was zweie ſind:
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt.“

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was dreie ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was dreie ſind:
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was viere ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was viere ſind:
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was fünfe ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was fünfe ſind:
Fünf ſind des Heilands Wunden,
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was ſechſe ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich.
Was ſechſe ſind:
Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden
Vier ſind die Evangeliſten
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis.
Einer iſt Jeſus Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was ſieben ſind:
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was ſieben ſind?
Sieben ſind des Geiſtes Gaben,
Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden,
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was achte ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich.
Was achte ſind:
Acht ſind die Seligkeiten.

Sieben ſind des Geiſtes Gaben,
Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden,
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was neune ſind?
„Weiß es wohl, ſag euch gleich,
Was neune ſind:
Neun ſind die Engelchöre,
Acht ſind die Seligkeiten,
Sieben ſind des Geiſtes Gaben,
Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden,
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was zehne ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was zehne ſind:
Zehn ſind die Gebote Gottes,
Neun ſind die Engelchöre,
Acht ſind die Seligkeiten,
Sieben ſind des Geiſtes Gaben,

Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden,
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl
Was eilfe ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Weis eilfe ſind.
Eilf ſind die getödteten Jungfrau'n,
Zehn ſind die Gebote Gottes,
Neun ſind die Engelchöre,
Acht ſind die Seligkeiten,
Sieben ſind des Geiſtes Gaben,
Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden,
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt."

Herrlein, ſo hochſtudiert,
Das alle Weisheit ziert,
Kannſt du uns ſagen wohl,
Was zwölfe ſind?
„Weiß es wohl, ſag' euch gleich,
Was zwölfe ſind:
Zwölf ſind die heil'gen Apoſtel,
Eilf ſind die getödteten Jungfrau'n,

Zehn ſind die Gebote Gottes,
Neun ſind die Engelchöre,
Acht ſind die Seligkeiten,
Sieben ſind des Geiſtes Gaben,
Sechs ſind die ſteinernen Krüge,
Fünf ſind des Heilands Wunden.
Vier ſind die Evangeliſten,
Drei ſind die Patriarchen,
Zwei ſind die Tafeln Moſis,
Einer iſt Jeſu Chriſt,
Der unſer König iſt.

Die Sünderin und Maria.

(Mähriſch.)

Es war 'ne weite, grüne Au,
Auf der grünen Au lag blutiger Thau.

Zwei fromme Seelen wallten dahin,
Hinterdrein 'ne große Sünderin.

Und als ſie kamen zum Himmelreich,
Da klopften ſie an die Pforte gleich.

„Sanct Petre, nimm die Schlüſſel dein,
Und ſieh, wer will in den Himmel herein!"

„„Zwei fromme Seelen wollen herein,
Ne große Sünderin hinterdrein.""

„Die Seelen laß herein zur Pfort',
Die große Sünderin weiſe fort!"

„Weiſ' ihr den Weg, der führt hinab,
Dort in der Hölle finſtres Grab!"

So mußte ſie fort, da half nichts mehr,
Und bereute ihre Sünden ſchwer.

Sie traf die Mutter Gottes an:
„Woher doch? Wer hat dir ein Leid gethan!“

„„Ach von dem Himmel muß ich fort!
Hab' Niemand, der für mich bäte dort ““

„So geh' mit mir, ich bitte für dich:
Der Herr Jeſus erhört mich ſicherlich!“

Und als ſie kamen zum Himmelreich,
Da klopften ſie an die Pforte gleich.

„Sanct Petre, nimm die Schlüſſel dein,
Und ſieh, wer will in den Himmel herein!“

„„Deine Mutter will in den Himmel herein,
Die große Sünderin hinterdrein.““

„Meine Mutter laß herein zur Pfort',
Die große Sünderin weiſe fort!“

„„Nicht doch, mein Sohn, o hab' Geduld,
Verzeih' der Sünderin ihre Schuld!““

„So frag' ſie, liebe Mutter, frag',
Ob ſie geheiligt die Feiertag',“

„Ob ſie die Faſten gehalten nach Pflicht,
Und auch die Armen vergeſſen nicht.“

„„Hab' die Feiertage geheiligt nicht,
Auch nicht die Faſten gehalten nach Pflicht,““

„„Und — weh mir, weh mir, wie's mich kränkt!—
Hab' den Armen nur einen Dreier geſchenkt.“

„Wohlan, ſo hilft dir zur Seligkeit,
Der Dreier, den du den Armen geweiht!“

Adventlied.

(Böhmiſch)

Am Himmel kommt der Morgenſtern
Durch Wolken mit Gefunkel,
Die goldne Sonne folgt ihm nach,
Schon flieht das nächt'ge Dunkel.
Thau von dem Himmel fließet,
Der freundlich ſich erſchließet.

Der ganze Himmel hellt ſich auf,
Rings — um mit Glanz ſich ſchmückend,
Es legt ſich Gottes mächt'ger Zorn,
Der Friede naht beglückend.
Froh Erd' und Himmel ſchallen,
Des Satans Knechte fallen.

Neu hebt ſich Davids Haus empor,
Das trauernd lag danieder,
Jeruſalem mit Luſt ſich füllt,
Sein Ruhm, er kehrt ihm wieder.
Des Herren Bau verklärt ſich,
Des Himmels Gnade mehrt ſich.

Der Todesfroſt, ſo kalt und ſtarr,
Beginnet zu zergehen,
Es nahet warmer Seelenmai,
Verjüngung iſt zu ſehen.
Des Jeſſe Stamm treibt Sproſſen,
Vom Himmelsthau begoſſen.

Er ſchenkte eine Roſe uns,
Ihr weicht der Schnee an Reine:
Er gab uns eine theure Maid,
Süß, wie der Lilien keine.
Der Aaronszweig nun ſprießet:
O Jungfrau, ſei gegrüßet!

Ihr Wohlgeruch erfüllte ganz
Der Engel lichte Chöre,
Hin trat ſie bis vor Gottes Thron,
Da ward ihr Huld und Ehre.
Die Demuthsvolle, Stille
Erwarb uns Gnadenfülle!

Weihnachtslied.

(Böhmiſch.)

Engel, nicht geweilet:
Boten Gottes, eilet,
Flieget in der Runde,
Bringt die frohe Kunde:
„Chriſtus, uns zum Frommen,
Iſt zur Welt gekommen!“

Wunderbares Werden
Für das Heil der Erden!
O voll Freude ſinget,
Lob dem Heiland bringet!
Laßt den Gaſt uns preiſen,
Ehr' dem Kind erweiſen!

Stroh und Heu ſein Bette —
Welche Lagerſtätte!
O der holde Knabe,
Himmels beſte Gabe,
Wie muß er ſich ſchmiegen,
In der Krippe liegen!

Wie vor Froſt er bebet,
Der zum Weltheil lebet!
O gieb dein Gefieder,
Täubchen, daß die Glieder
Ihm mit weichem Pfühle
Seine Mutter hülle!

Sonne, o geſchwinde,
Wärm' ſein Bettchen linde!
Deine Strahlen ſende,
Süße Wärme ſpende!
Daß der Froſt ihn ſchone,
Dien' der Jungfrau Sohne!

Und, mein Herz, nicht weile,
Hin zum Kindlein eile:
Wärm's mit heißem Triebe,
Hüll's mit reicher Liebe,
Trockne ſeine Zähren,
Und' wein' ihm zu Ehren!

Sprüchwörter.

(Böhmiſch.)

Geld
Der Herr der Welt,
So war's vom Anfang her beſtellt.

Jedem, was ſein,
Dem Hund ein Bein.

Alte Sünde
Hat neue Schmach zum Kinde.

Der Weiſe ohne Gefahr und Schrecken
Kann ſelbſt an gift'ger Wolfsmilch lecken.

Die beſte Schanz
Der Freunde Kranz.

Macht Geräuſch dich zagen,
Darfſt nicht in den Wald dich wagen.

Soll nicht dein Schuß verloren ſein,
Ziel' in den Himmel nicht hinein.

Es kommt kein Krebs des Wegs daher,
Wo nicht das Waſſer nahe wär'.

Brauchſt du Kohlen,
Mußt ſie aus der Aſche holen.

Sieh' nach im Rücken fein,
Wirſt vorn geborgen ſein.

Biſt ſatt du, wirf nicht das Brot bei Seit';
Iſt warm dir, wirf nicht hinweg das Kleid.

Wer ſeine Hände legt zu Ruh',
Schnürt ſich die Hände ſelber zu.

Krumm
Iſt um:
Grad'
Der kürz're Pfad.

Es iſt nicht eins — das wohl begreif' —
Ob geſtutzt oder ohne Schweif.

Iſt ſchlimm der Hund,
Mißgönnt er fremdem Mund,
Und ſelbſt dem eignen Schlund.

Gewand, das fremd,
Wie Panzerhemd.

Lobſt's immer, wie ſchön's in der Fremde ſei,
Und bleibſt doch immer zu Haus dabei.

Lädt einer a u f, zwei a b dafür,
Füllt ſich der Wagen ſchwerlich dir.

Drum greift zur Zange des Schmiedes Hand,
Daß ſie vom Feuer nicht ſei verbrannt.

Lehr' deine Kinder Kohlen nagen,
Mir ſchaffen die Kuchen mehr Behagen.

Den Eſel führ' bis nach Paris,
Es wird aus ihm kein Gaul gewiß.

Laß deine Hunde ſich beißen und raufen,
Miſcht nur kein fremder ſich in den Haufen.

Wer bald als Herr ſich brüſten möcht',
Bleibt lange Zeit ein bloßer Knecht.

Neue zu der alten Noth,
Ein ſchlimmes Weib zum trocknen Brot —
Und wer es ſich einmal angefreit,
Seine Noth währt alle Lebenszeit.

Noth kennt nicht Scherz,
Hat weder Schweſter- noch Bruderherz.

Von fremdem Roß ſitz' ab ſogleich,
Wär's mitten in des Meeres Reich.

Lern' jung aus freiem Willen ertragen,
Leidſt wider Willen nicht in alten Tagen.

Auch der Haushahn iſt
Kampffertig auf ſeinem Miſt.

Ziehſt du den Dorn aus fremder Wunde,
Schau', daß er dich nicht ſelbſt verwunde.

Die Mäuler zu ſtopfen allen Leuten,
Gäb's viele Leinwand zu bereiten.

Und ſei die Kuh auch noch ſo groß,
War doch zuerſt ein Kuhkalb bloß.

Thu' dazu, und ſei nicht faul,
Krippe kommt nicht hin zum Gaul.

Altes Gut hinter roſtigem Schloß
Macht neuen Adel mit blankem Troß.

Die Vögel brät ſich Der zum Schmaus,
Der zuerſt ſie holt aus dem Neſt heraus.

Das merk' fein gut:
Trinkſt du, vertrink' nicht den frohen Muth!

Das Aug', wo die Gunſt;
Die Hand, wo der Schmerz,
Und wo s'Schätzchen, das Herz.

In der Kirche gebetet vom Herzensgrund,
Im Bade geſorgt, daß der Leib geſund.

Legſt du ins grüne Gras dich nieder,
Nimm dort vor Schlangen in Acht die Glieder.

Kauf' den Gaul, ſoll er was taugen,
Nicht mit den Ohren, ſondern mit den Augen.

Wen aus dem Hauſe ſie weiſen ins Weite,
Die Krähen mit Krächzen ihm geben s'Geleite.

In klappender Mühl'
Erſpar' dir s' Geigenſpiel.

Verſpricht dir wer zum Dank ein Schwein,
Hol' gleich den Sack, und thu's hinein.

Bei dem, der ſatt,
Der Hungrige nicht Glauben hat.

Dem Gaule taugt ein Haferfeld,
Den Helden macht der Hopfen, den Herrn das Geld.

Fäll' deinen Spruch ſtets ſo in der Parteien Kriege,
Daß ſatt der Wolf, und unverſehrt die Ziege.

Ein ſchlechter Balg, wie oft gedreht,
Giebt keinen Pelz, der für was ſteht.

Wer ſich um Fremdes verzehrt,
Mißkennt des Eignen Werth.

Liebt ein Hund Gekeif, Gekneif,
Bellt er auf den eignen Schweif.

Treibſt du in Sümpfen dich umher,
Bekommſt den Kopf du fieberſchwer.

Wer ſelbſt ſich aufzuſpielen vermag,
Kann ſelbſt ſich vergnügen jeglichen Tag.

Mit einem Leibe von Kupfer,
Einem Herzen von Eiſen
Einer Seele von Hanfe,
Sollſt Gott du preiſen.

Wer zum Himmel ſpuckt empor,
Sein eigen Geſicht beſpuckt der Thor.

Ohne Widerpart
Welkt Tugend jeder Art.

Magſt Wölfe den Roſenkranz beten lehren,
Werden doch ſtets nach Schafen begehren.

Vor vielen hat zu fürchten ſich,
Wer ſelber vielen fürchterlich.

Wirft wer mit einem Stein nach dir,
Mit Brot wirf du nach ihm dafür.

Wer dem Teufel Gutes thut,
Dem lohnt er mit der Hölle Gluth.

Zu Gott das Herz, zum Schwert die Hand,
Und nicht nach fremdem Gut gewandt.

Der Baum, je höher.
Der Blitz, je näher.

Wer ſcheut der Arbeit Ungemach,
Beregnet wird unter dem eignen Dach.

Trifft jemand nicht den Schmied zu machen,
So helf' er die Gluth mit dem Blasbalg fachen.

Es iſt der Mund ein Loch gar klein.
Geh'n dennoch Häuſer und Höfe hinein.

Die Schlange hinterm Hemde,
In der Taſche die Maus,
Der Funk' im Unterfutter,
Bringen kein Heil ins Haus.

Füße hat verborgtes Geld,
Augen hat das weite Feld,
Seine Ohren hat der Wald:
Die drei Dinge fein behalt!

Der Stein das Gold erkennen lehrt,
Das Gold erprobt der Menſchen Werth.

Ein goldner Schlüſſel öffnet aller Orten,
Die Hölle ſelbſt, nur nicht des Himmels Pforten.

Schmackhafter das Brot im freien Stand,
Als im Joche Kuchen allerhand.

Lach' im Leide,
Zittre in der Freude.

Das Unglück ſchweift auf Bergen nicht.
Es ſchreitet hinter dem Menſchen dicht.

Wer ſich auf eigne Erfahrung beſchränkt,
Mit goldner Angel Fiſche fängt.

Willſt du des Wegs nach dem Knäuel nicht fehlen,
Mußt dir den Faden zum Führer wählen

Beſſer, es führt der Hirſche Hauf ein Leu,
Als daß ein Hirſch der Leuen Feldherr ſei.

Wer von einer Katze geboren ward,
Fängt Mäuſe nur nach Katzenart.

Harte Nuß und ſchlechter Zahn,
Junges Weib und alter Mann,
Keines paßt dem andren an;
Beſſer iſt ein gleich Geſpann.

Das Wort, das ſchwalbenleicht entflogen,
Mit vier Roſſen nicht wirds zurückgezogen.

Vor Pferden hüte von hinten dich gut,
Von vorn ſei vor Weibern auf der Hut.

Wohl hat die Zunge Knochen nicht,
Doch entzwei ſie die ſtärkſten Knochen bricht.

Den Kalender machen die Menſchen fein,
Gott den Regen und Sonnenſchein.

In des Vergnügens Fürſtenſtadt,
Kein Bürgerrecht die Tugend hat.

Wer liegend betet, von Faulheit bethört,
Schlummernd der liebe Gott ihn hört.

Stürzt die Eiche bei des Waldes Zittern,
Sammeln ſie Holz von ihren Splittern.

Geweinte Thräne glänzt wohl hell,
Doch trübet ſie das Auge ſchnell.

Wer wandelt in der Sonne Licht,
Achtet des Monds und der Sterne nicht.

Es iſt kein Kirchlein rings umher,
Drin nicht ein Mal im Jahre Kirchweih' wär.

Eier von heute,
Brot von geſtern,
Vorjähriger Wein,
Am beſten gedeih'n.

Magſt du dich nicht nach dem Winde dreh'n,
Er wird dir Sand in die Augen weh'n.

Den böhmiſchen Kopf, leicht kennt man ihn:
Bei jedem Schlag ihm Funken entſprüh'n.

Wo zwei, guter Rath;
Wo drei, oft Verrath.

Ein großer Vogel im Forſt
Braucht einen großen Horſt.

Um ein Wolf zu ſein mit Wolfsbegier,
Braucht der Menſch nicht eben der Füße vier.

Auch die Sonne manchmal doppelt iſt,
Und zeigt ſich dort, wo ſie nicht iſt.

Stets genug hat der Menſch mit einem Gott,
Mit einem Freund wird er oft zum Spott.

Auf einem Fuß die Lüge geht,
Auf zweien die Wahrheit fortbeſteht.

Geht Gott voran, und folgſt du nach,
Dräng' hinten der Teufel, ſo viel er mag.

Fromme Gabe
Mehrt die Habe.

Reichthums Beſitz ſo hoch nicht entzückt,
Als Reichthums Verluſt danieder drückt.

Koch' dein Gericht
An fremder Hoffnung Flamme nicht.

Wer ſein Vaterland nicht liebt mit Gluth,
Der kämpfet gegen das eigne Blut.

Gottes Rad
Mahlt ſpat.

Das Waſſer ertrinkt nicht,
Das Feuer verbrennt nicht,
Die Wahrheit vergeht nicht.

Mein Vaterhaus!

(Melodie 26.)

Mein Vaterhaus?
Wo durch Auen Bäche rauſchen,
Bergeswälder Grüße tauſchen,
Gärten blühen wonnereich —
Ach ein Bild, das Eden gleich —
In dem Land voll eigner Schöne,
Dort iſt, dort mein Vaterhaus,
Dort, ja dort mein Vaterhaus!

Mein Vaterhaus?
Kennſt das Volk du, fromm und bieder.
Wo zur Arbeit flinke Glieder,
Hell der Geiſt, das Herz ſo zart,
Muth zum Kampf die Bruſt bewahrt —
Das ſind Böhmens wackre Söhne,
Dort iſt, dort mein Vaterhaus.
Dort, ja dort mein Vaterhaus!

Anmerkungen.

Zu Abtheilung I.

1. Halena. Eine Art Kittel oder Rock aus grobem Zeug.

2. Ein aufgehobener Feiertag. Wie bekannt, beſtanden früher bei den Katholiken mehr Feiertage, als gegenwärtig. An ſolchen Tagen arbeitet das Volk, beſucht aber hier und da gleichwohl die Kirche,

3. Mit grünen Kappen und Dolmanen. Dolman, der ungariſche Mannsrock.

4. Um den Strauß zu binden. Dieſe Sitte benutzt F. L. Čelakowsky in ſeinem „Nachhall böhmiſcher Volkslieder" zu dem neckiſchen Mädchenliede „die Sträuße," das ich hier überſetzt gebe.

Kommt je ein Witwer, werbend
Um mich, ins Vaterhaus,
Dann bring' ich zum Geſchenke
Ihm einen Blumenſtrauß:
Aus Dornen und aus Neſſeln.
Ei Witwer, rieche fein,
Und denke fleißig mein!

Doch kommt ein Jüngling, werbend
Um mich, ins Vaterhaus,
Dann bring' ich zum Geſchenke,
Ihm einen Blumenſtrauß:
Aus Nelken und aus Roſen.
Ei Holder, bin dir gut!
Da! Schmück' dir deinen Hut!

5. Ohne daß ſie von dem Mädchenthume Abſchied nahm. Dieſen Abſchied vom ledigen Stande pflegt die Braut in elegiſchen, rührenden Worten zu nehmen.

6. An den drei Bittagen. Dies ſind bei den Katholiken der Montag, Dienstag, und die Mittwoche in der Kreuzwoche, welche mit dem fünften Sonntag nach Oſtern beginnt. An dieſen Frühlingstagen werden feierliche Umzüge zur Erflehung eines geſegneten Jahres

gehalten. Auch am Charfreitag ſollen nach andern Märchen die Schätze der Erde offen ſtehen. S. die treffliche Dichtung: „der Schatz“ von K. J. Erben in meinem “Rosmarinkranz,” Regensburg, Manz 1855.

7. Beſonders des ſogenannten Straſchaks. Ein Kartenſpiel, wo einer den andern ſchreckt, und ſo um den Gewinn zu bringen ſucht. Straſchak kommt von strašiti, ſchrecken.

8. Strakonic. Hiſtoriſch merkwürdiges und gewerbfleißiges Städtchen im piſeker Kreiſe, auch Geburtsort des früher genannten Gelehrten und Dichters, F. L. Čelakowsky.

9. Radhoſt. Berg in den Karpathen, von deſſen Mineralienreichthum in den mähriſch-walachiſchen Märchen häufige Erwähnung geſchieht.

10. Der plagte uns mit der Frohne ſo. Wie bekannt, iſt die Frohne (robota) durch Kaiſer Ferdinand den Gütigen im ganzen öſterreichiſchen Staate aufgehoben.

11. Das goldene Spinnrad. S. zur Vergleichung die treffliche Bearbeitung desſelben Stoffes von K. J. Erben in meinem „Rosmarinkranz,“ Regensburg, Mainz. 1855.

12. Dobrunka und

13. Zloboha. Dieſe ſonſt nicht gewöhnlichen Namen haben hier beſondere Bedeutung. Dobrunka kommt von dobry, gut; Zloboha von zly, böſe und Bůh, Gott.

14. Bei dem Höllenſcheuſal Ježibaba. Jezibaba, Jedubaba, Jagababa, nach der ſlawiſchen Mythologie eigentlich die Göttin des Winters.

15. Der Lange, der Breite und der Scharfäugige. Der ſchon in der Vorrede erwähnte Gelehrte und Dichter K. J. Erben bemerkt bei dieſem Märchen: Mir ſind zwei Erzählungen dieſes Märchens bekannt, eine aus der Umgegend der Stadt Zebrák, eine andre vom Herrn K. Wranỳ. Ihre Unterſchiede ſind nicht weſentlich und rühren offenbar von Corrumpirung auf der einen oder der andern Seite, wie denn der Hauptunterſchied der iſt, daß die eine Erzählung die Wahl der Braut auf dem Thurme übergeht, und gleich anfangs den Prinzen in den Wald auf die Jagd führt; der Prinz verirrt ſich, findet die drei Geſellen, und gelangt mit ihnen durch Zufall in das verwünſchte Schloß. Ich gebe das Märchen ſo, wie eine Erzählung die andre ergänzt, eine die andre verbeſſert. Ein andres mit ihm verwandtes Märchen und gleichſam ſeine Abart fand ich in der Gegend von Tauß. Ein König verſpricht nämlich ſeine Tochter Dem zu geben, dem es gelingen würde, ſie zum Lachen zu bringen. Es gelingt einem Hirten mit Hilfe einer wunderthätigen Ziege; die Prinzeſſin lacht, daß das Schloß erzittert. Der König will aber ſeine Tochter dem Hirten doch nicht geben, weiſet

nur von gemeiner Herkunft ſei, und legt ihm drei Stücke auf, die er erſt ausführen ſolle, wenn er die Prinzeſſin zu erhalten wünſche. Der Hirt hat drei Gefährten bei ſich: einer trägt die Füße auf der Schulter, und wenn er ſich ſie anſetzt, macht er einen Sprung von hundert Meilen Länge; der zweite hat ein Bret vor den Augen, und wenn er es aufhebt, ſieht er hundert Meilen weit; der dritte trägt ſeinen Bauch auf dem Rücken, und wenn er ihn herunterthut und zurecht macht, ißt er hundert Ochſen auf, und trinkt hundert Fäſſer Bier aus. Mit Hilfe dieſer drei Gefährten, löſt der Hirt die drei Aufgaben, und die Prinzeſſin iſt ſein. Hier kommen alſo wieder die drei wunderthätigen Geſellen vor, nur bereits in veränderter Geſtalt; die Aufgaben, die ihnen gegeben werden, beſtehen in ganz zufälligen Sonderbarkeiten, ohne einen tiefern Sinn. In dem deutſchen Märchen: „Die ſechs Diener" von den Gebrüdern Grimm war es an drei Geſellen nicht genug, es wurden aus ihnen ſechs. Aus ſeinem Inhalt iſt erſichtlich, wie weit es ſich von der urſprünglichen Einfachheit entfernt. Andere abweichende Erzählungen übergehe ich hier der Kürze wegen. — Das Märchen ſelbſt iſt kein urſprüngliches, ſondern nur eine beſondere Bearbeitung oder Variation vieler anderen Variationen desſelben Thema's, nämlich der Erwerbung einer Jungfrau durch Ueberwindung von drei Schwierigkeiten. Wer und wie wer die Schwierigkeiten überwindet, das gehört blos zur beſonderen Einrichtung jedes Märchens dieſes Kreiſes, obwohl ſich durch kritiſche Analyſe auch da beſtimmen läßt, was urſprünglich, was ſpätere Corrumpirung iſt. — Faſſen wir nun die drei weſentlichen Schwierigkeiten, die drei Stücke, die ausgeführt werden müſſen, näher ins Auge, ſehen wir, worin ſie beſtehen, und wie ihre Ausführung verſchieden geſchildert wird: ſo bemerken wir zwiſchen den Märchen dieſes Kreiſes bald eine gewiſſe Uebereinſtimmung und Verwandtſchaft, die uns dazu führt, anzunehmen, daß die drei Aufgaben nicht zufällig und ohne Grund ſind. In unſerem Märchen ſoll der Prinz einen Ring aus dem Meere, einen Edelſtein aus einem Felſen d. h. aus der Erde, und eine Eichel von einem Eichenbaum d. i. aus der Luft bringen, und die drei Geſellen ſind das Mittel zur Ausführung. In andern Märchen wird dem Helden in ähnlicher Weiſe auferlegt, aus einem See einen Ring oder einen goldenen Schlüſſel zu bringen, im Graſe auseinandergeſtreute Perlen aufzuleſen, und unter drei oder auch zwölf Jungfrauen ſeine Braut zu erkennen; und dazu dient ihm ein Fiſch oder eine Ente, ein Geſchöpf des Waſſers — ein Haufen von Ameiſen, Geſchöpfen der Erde — und eine Biene oder Fliege, ein Geſchöpf der Luft. In anderen Märchen wieder helfen der Walfiſch, der Bär und der Adler. In noch andren Märchen wird einem Jüngling aufgegeben, mit einem Gefäße ohne Boden einen Teich auszuſchöpfen, mit einer hölzernen Hacke einen Wald

zu fällen, und ein Schloß in der Luft zu bauen, und da vollführet die Jungfrau selbst anstatt seiner die drei Stücke. In diesen und allen andren Märchen derselben Klasse stehen die drei Aufgaben immer in einer gewissen Verbindung mit dem Wasser, der Erde und der Luft, und wo dies nicht stattfindet, ist das Märchen corrumpirt. — Weiter kommt auch in unserem Märchen zu beachten, daß der Zauberer die Jungfrau in diesen drei Elementen verbirgt, wogegen es die Aufgabe des Prinzen ist, sie dort zu finden und zu erwerben. Auch hierin sind mit unserem Märchen andere verwandt. In einem walachischen Märchen, das in denselben Kreis gehört, verspricht der Zauberer seine Tochter Dem zu geben, der sich so zu verbergen wüßte, daß ihn der Zauberer nicht finden könnte; in einem anderen will die Jungfrau selbst nur Den zum Gemahle nehmen, der sich so zu verbergen wüßte, daß ihn ihr Zauberspiegel nicht verriethe. In dem ersten Märchen hilft dem Jüngling ein wunderthätiges Roß, in dem zweiten der Adler, der Fisch und der Waldgeist; sie verbergen ihn zuerst in den Wolken, dann auf dem Meeresgrunde und zuletzt in den Haaren der Person, welche die Bedingung setzte. Aber noch verwandter mit unserem Märchen ist ein uraltes Lied von den Farösern. Ein Bauer spielt mit einem Riesen und verspielt seinen Sohn. Als er ihn ausliefern soll, fleht er um Erbarmen, bis ihm der Riese den Sohn zu schenken verspricht, wenn er ihn so zu verbergen wisse, daß ihn der Riese nicht finde. In seiner Angst fleht der Bauer den Gott Odin um Hilfe, und Odin verbirgt den Sohn auf dem Felde im Getreide unter der Gestalt einer Aehre. Allein der Riese findet ihn doch. Der Bauer fleht den Gott Hönir um Hilfe, und Hönir verbirgt den Sohn hoch in der Luft in einer Schaar von Schwänen unter der Gestalt einer Feder. Allein der Riese findet ihn doch. Der Bauer nimmt seine Zuflucht zu dem Gotte Loki, und fleht ihn um Hilfe, und Loki verbirgt den Sohn auf dem Meeresgrunde in einem Fischleibe unter Gestalt eines Roggens Allein der Riese findet ihn doch. Da nimmt Loki den Knaben in seinen Schutz und hilft ihm zur Flucht nach Hause, und der Vater schließt hinter dem Knaben die Thür, und schiebt einen eisernen Riegel vor. Der Riese kommt hinter dem Knaben daher gerannt, stürzt in die Thür, und zerschmettert sich an dem eisernem Riegel das Haupt. Die Stelle der gefangenen Prinzessin in unserem Märchen vertritt in dem Liede von den Farösern der Sohn des Bauers. Der Unterschied der zwei Geschichten besteht blos in der Umkehrung der Aufgabe: in den Farölieder muß nämlich der Bauer seinen Sohn drei Mal verbergen, in unserem Märchen muß der Prinz die verborgene Jungfrau drei Mal finden. Die hilfreiche Dreiheit von Göttern im Farölieder wiederholt sich in unserer Dreiheit von Dienern. In der germanischen Mythologie bezeichnen aber Odin, Hönir und Loki gerade wieder die drei Elemente, Luft,

Erde und Waſſer, worin ſie dem Knaben Schutz bieten. Deuten wir uns auf gleiche Art unſere drei Diener als die perſonificirten Elemente, den Langen als den Wind, den Breiten als das Waſſer, und den Scharfäugigen als die Erde, ſo erklärt ſich ein großer Theil unſeres Märchens natürlich. — Und ſo können wir jetzt das allegoriſche Gewand von unſerem Märchen abſtreifen und ſeinen einfachen Sinn darlegen. Es iſt dieſer: Der mächtige Zauberer, d. i. der Herr des finſteren Theils des Jahres, der Gott des Winters, die Winterzeit, hält in ſeinem eiſernen Schloſſe d. i. unter der Eisrinde, eine ſchöne Königstochter, d. i. die Göttin des Sommers, die lebendige Natur, gefangen. Er verbirgt ſie in der Luft, in der Erde und im Waſſer d. i. die Natur offenbart ſich in dieſen drei Elementen, aber durch den Winter iſt ihr Leben in ihnen allen gebunden und gleichſam begraben. Da kommt der junge Königsſohn d. i. die Frühlingsſonne, um ſeine Braut zu befreien; und zu ihm geſellen ſich drei Helfer d. i. die Natur ſelbſt in ihren drei Formen, und er bringt die Jungfrau aus der Luft, der Erde und dem Waſſer heraus d. i. durch die Sonne erwärmen ſich die drei Elemente und geben Lebenszeichen von ſich, die Natur belebt ſich in ihnen. Der Zauberer iſt beſiegt, und der Königsſohn vermählt ſich mit der Jungfrau, d. i. der Winter verſchwindet und die Sonnenſtrahlen verbinden ſich mit der Erde, der Luft und dem Waſſer, indem ſie dieſelben erwärmen, und ſo Urſache ihrer Fruchtbarkeit werden.

16. Die heilige Nedělka. Keine eigentliche Heilige, ſondern der perſonificirte erſte Sonntag (neděle verkl. nedělka) nach dem Neumond, mit welchem man ſonſt die Monate zu zählen anfing. Kalender mit dieſer Zählung erhielten ſich bis in das 17. Jahrhundert.

17. Ein vierblättriges Kleeblatt. Mehreres der Art aus dem noch hier und da vorkommenden Volksaberglauben benützt F. L. Čelakowſky in ſeinen „vermiſchten Gedichten“ zu dem ſcherzhaften Liede: „Mädchen, ja, ich thu' dir's an,“ das ich hier überſetzt gebe:

Liebes rundes, dralles Mädchen,
S'iſt umſonſt, daß du mich fliehſt,
Deine faſt'gen Roſenlippen
Meinen Küſſen ſpröd entziehſt.
Hexen, zaubern kann ich,
Alle Mädchen bann' ich:
Mädchen, ja, ich thu' dir's an!

Will mit Fleiß im Kleefeld ſuchen,
Wähle mir zwei Vierblättlein,
Und in deine neuen Schuhe
Schieb' ich ſie geheim hinein.

Sprödde! wirſt dann ſehen,
Kannſt nicht ruhig ſtehen:
Mädchen, ja, ich thu' dirs' an!

Zwiſchen andre Blumen ſteck' ich
Mir Liebſtöckel hinter'n Hut,
Und gefangen iſt dein Auge,
Wie's mich trifft mit Blitzesgluth.
Wirſt nach mir dann gerne
Späh'n ſchon aus der Ferne:
Mädchen, ja, ich thn' dir's an!

Tropfen Thau's vom Farrenkraute
Streift' ich bei mondheller Nacht
In ein Näpfchen; die erſetzen's
Wahrlich mir, daß ich gewacht.
Will dich arg beſprengen,
So dein Herz beengen:
Mädchen, ja ich thu' dir's an!

Im Ameiſenneſt bewahr' ich
Einen Froſch, bald magert er;
Mir aus ihm ein Häkchen krümm' ich,
Ziehe, zieh' dich zu mir her.
Wirſt mich gern dann ſtreicheln,
Und mir zärtlich ſchmeicheln:
Mädchen, ja, ich thu' dir's an!

Ja dafür, daß du jetzt lacheſt,
Lach' dann ich aus vollem Hals;
Kein Erbarmen will ich fühlen,
Doch — zum Schein nur jedenfalls.
Will dich dann umſchließen
Unter tauſend Küſſen:
Mädchen, das thu' ich dir an!

18. Ich will Baſt abſchinden und deine Kinder binden! Die mähriſchen Walachen meinen, daß ſich der Teufel mit Baſtſchlingen am beſten fangen laſſe.

19. Raraſch und Schotek. Eine Art Hausgeiſt.

20. Die Waldfrau. Der uralte Name „Wila", der bei den Südſlawen noch heutigen Tages gang und gebe iſt, kam bei dem böhmiſchen Volke längſt in Vergeſſenheit, obwohl in einigen Gegenden Böhmens die „Wila" ihrem Weſen nach dem gemeinen Manne noch gegenwärtig bekannt iſt, und zwar unter dem Namen der „Waldfrau." Kleidung

und Geſtalt der Waldfrauen wird in den Volksmärchen verſchieden beſchrieben. Auch heißt es es von den Waldfrauen, daß ſie in der Nacht vor Johannes dem Täufer die meiſte Gewalt über den Menſchen hätten, und daß es zu dieſer Zeit nicht rathſam ſei, ins Freie oder in den Wald zu gehen. Ich gebe hier zur Vergleichung auch das ſchöne Gedicht „Thomas und die Waldfrau“ aus F. L. Čelakowſky's Nachhall böhmiſcher Volkslieder“ überſetzt:

Abends vor'm Johannisfeſte
Spricht die Schweſter zu dem Bruder:
„Wohin willſt du, lieber Thomas,
In ſo ſpäter Abendſtunde
Steht dein Roß geſattelt ja,
Blankgeſchirrt zum Ritte da?“

„„Will zum Jäger, dort am Forſtrand,
Muß zu meinem theuren Mädchen!
Unruh' zuckt durch meine Glieder.
Bis es tagt, ſehn wir uns wieder!
Reiche, reich' das Hemd mir, Schweſter,
S'neue von der feinen Leinwand,
Und das rothe Kamiſol!““

Stob ein Funken unter'm Roſſe,
Und ihr bangt, ſie ruft ihm nach:
„Höre, Thomas, was ich ſage!
Nimm den Weg nicht durch den Eichwald,
Lenk' in's Thal zum heil'gen Berge,
Daß nicht jammernd einſt ich klage!
Auf dem Umweg lieber reit',
Leicht geſchäh' dir ſonſt ein Leid!

Thomas ritt nicht durch den Eichwald,
Wählte ſich den Weg zur Rechten,
Und beim Jäger, dort am Forſtrand,
Strahlt das neue Haus beleuchtet,
Froh Geſpräch belebt das Mahl.

Schwer wird Thomas da zu Muthe,
Späht vom Roſſe durch die Fenſter,
Und er ſieht, wie die Geliebte,
Liebe ganz, dem Bräut'gam lächelt,
Vater das Verlöbniß abſchließt,
Für Bedienung Mutter ſorgt.
Aßen, tranken, ſchwatzten fröhlich,
Ließen ſich's recht wohl ergehen,

Und es merkte niemand, niemand
Auf des Roſſes Wiehern draußen
Und des Jünglings Seufzerlaut.

Da auf einmal doch erröthet
Die Verlobte, ſie, die Braut,
Fühlt Gewiſſensbiſſe, flüſtert
In der jüngern Schweſter Ohr.
Die erhebt ſich ſchnell vom Mahle,
Tritt dann vor die Thür hervor:
„Zwiſchen dir und meiner Schweſter,
Thomas, iſt's geſcheh'n für immer,
Wird wem anderen zu Theil.
Biſt g'nug oft zu uns geritten,
Haben heute werth're Gäſte,
Such' du anderswo dein Heil!

Thomas wandte mit dem Roſſe,
Sprengte fort, biß in die Lippen,
Krauſte die umwölkte Stirne,
Traurig ſchien ihm rings die Welt.
Mitternacht war's, Mond ging unter,
Kaum daß er den Weg noch annahm:
Im Beginne raſch, dann langſam
Ritt er nach dem Eichwald zu.
„Ach die Sterne alle tauchen
Aus dem Dunkel auf in Pracht,
Was verſinkt nur ihr, o Tage
Meiner Jugendluſt, in Nacht!“

Und er reitet durch den Eichwald;
Wipfel ſauſen über ihm,
Kühler Wind durchſtreicht die Schatten.
Ob dem Hohlweg kreiſcht der Uhu,
Und des Roſſes Auge blitzt,
Und das Roß die Ohren ſpitzt.

Huſch, da bricht aus dichtem Buſchwerk
Jetzt ein Hirſch, rennt in's Gebaue.
Aber auf des Roſſes Rücken,
Aufgeſchürzet ſitzt die Waldfrau.
Grün iſt halb ihr Kleid, zur Hälfte
Schwarz von ihren ſchwarzen Locken;
Ihren Hut umgiebt mit Glanz
Ein Johanniswürmerkranz.

Dreimal ſchweift ſie in der Runde
Um das Roß, gleich einem Pfeile,
Dann, an Thomas Seite ſchwebend,
Redet ſie mit ſüßem Munde:
„Holder Jüngling, nicht verzage,
Uebergieb dem Wind die Klage!
Hat die Eine dich betrogen,
Sind dir hundert doch gewogen.
Holder Jüngling, nicht verzage,
Uebergieb dem Wind die Klage!“

Und indem ſie alſo ſinget,
Waldfrau auf dem Hirſche ſitzend,
Sie in's Aug' dem Jüngling blickt;
Thomas fühlt ſein Herz erquickt.

Und ſie reiten mit einander
Ueber's Moos zum Thalesgrunde,
Und, an Thomas Seite ſchwebend,
Redet ſie mit ſüßem Munde:
„Neig' dich, Holder, neig' dich weiter,
Renn' mit mir nur friſch und heiter!
Freu'n dich, Jüngling, meine Wangen,
Still' ich gerne dein Verlangen,
Neig dich, Holder, neig' dich weiter,
Renn' mit mir nur friſch und heiter!“

Und indem ſie alſo ſinget,
Faſſet ſie die Hand des Jünglings;
Thomas fühlet ſeine Bruſt
Tief durchrauſcht von höchſter Luſt.

Und ſie ritten immer weiter,
Längs dem Fluß, dem Felſenſchlunde,
Und an Thomas Seite ſchwebend,
Redet ſie mit ſüßem Munde:
„Holder, du biſt mein, biſt mein,
Zieh' in meine Wohnung ein!
Nimmer wird dich's dort verlangen
Nach des Tages lichtem Prangen.
Holder, du biſt mein, biſt mein,
Zieh' in meine Wohnung ein!“

Und indem ihr Sang erklingt,
Küſſet ſie des Reiters Lippen,
Mit dem Arm ſie ihn umſchlingt.
Unnennbare Luſt durchdringt

Thomas Herz, er läßt die Zügel
Fallen, und beim Fels im Walde
Gleitet er vom Roß und sinkt.

Sonn' erhob sich ob dem Berge,
Da sprengt in den Hof das Roß,
Scharret traurig mit dem Hufe,
Böse Kunde wiehert es.
Und die Schwester stürzt zum Fenster,
Ringet jammernd ihre Hände:
„Bruder, ach mein theu'rer Bruder,
Wo ereilte dich dein Ende?"

Zu Abtheilung II.

1. Dort in Kön'ginhof im Garten. Königinhof, Stadt vier Meilen nördlich von der Festung Königgrätz. Hier wurde im J. 1818 von dem Bibliothekar des Museums des Königreiches Böhmen W Hanka in einer Kammer an der Kirche unter verworfenen Papieren und alten Pfeilen die berühmte böhmische Königinhofer Handschrift aufgefunden, die ich dem deutschen Publicum bald in einer neuen Uebertragung zu bieten gedenke.

2) Die Verlassene (Slowakisch). Das Gedicht, wahrscheinlich sehr alt, errinnert an folgendes in der Königinhofer Handschrift:

Ach ihr Wälder, dunkle Wälder,
Miletiner*) Wälder,
Warum grünt ihr immer wieder
Winters, wie im Sommer?
Gerne möcht' ich wohl nicht weinen,
Nicht das Herz mir quälen;
Aber sagt, ihr guten Leute,
Wer sollt' hier nicht weinen?
Wo mein Vater, lieber Vater?
Ach ins Grab vergraben!
Wo die Mutter, gute Mutter?
Ach grasüberwachsen!
Hab' nicht Bruder, hab' nicht Schwester,
Und mein Trauter — ferne!

3) Der Rosmarin. Die erste Hälfte dieses Gedichtes erinnert auffallend an das aus der Königinhofer Handschrift von Göthe übersetzte, „Sträußchen."

*) Miletin liegt zwischen dem durch seine Naturschönheiten und Wallenstein'schen Erinnerungen merkwürdigen Jičin und der Festung Königgrätz. Im 13 Jahrhundert hatten dort die deutschen Ritter von Komotau eine Comthurei; doch ging diese im Hussitenkriege ein.

Ries'sche Buchdruckerei (Carl B. Lorck) in Leipzig.

*PB-39822-SB
5-14
CC
B/T

GR 157 .W43
Westslawischer Marchenschatz :
Stanford University Libraries
3 6105 041 720 637

GR
157
W43

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

AUG - 1 1952